Indianer-Märchen aus Südamerika

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Buchausstattung von Hanns Anker

Taulipang-Indianerin mit zahmem Reh
(Roroima)

Indianermärchen aus Südamerika

F KL
F2230.1
.F6
K75
c.2

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Herausgegeben von Theodor Koch-Grünberg

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1920

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen (auch ins Ungarische) vorbehalten. Copyright 1920 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

9-32-74

Dorothea, Ernſt und Eliſabeth
gewidmet

Vorwort

Die Märchenwelt der südamerikaniſchen Indianer iſt noch ſehr wenig bekannt, ſodaß es ſchwer gehalten hat, genügendes Material für dieſes Bändchen zuſammenzubringen. Gewaltige Strecken des Kontinents ſind noch ganz unerforſcht, und die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sprachen ſetzt einem tieferen Eindringen in die geiſtigen Schätze der Eingeborenen die größten Schwierigkeiten entgegen. Der Forſcher iſt in erſter Linie auf ſolche Leute angewieſen, die neben ihrer eigenen Sprache auch das Spaniſche oder Portugieſiſche ſoweit beherrſchen, daß ſie ſich darin verſtändlich machen können, d. h. ſolche, die mehr oder weniger lange im Dienſte der Weißen geſtanden haben. Dabei beſteht die Gefahr, daß ſie bei dieſem Verkehr fremde Elemente in ſich aufgenommen und mit ihren eigenen Überlieferungen ſo innig verquickt haben, daß es oft ſchwer fällt, altes und neues Gut voneinander zu ſcheiden, denn nicht immer liegen dieſe fremden Beſtandteile ſo offen zutage, wie bei den „Grimmſchen Märchen" der chileniſchen Indianer. Zudem weiß nicht jeder Eingeborene Märchen oder kann ſie erzählen. Unter hundert Leuten trifft man vielleicht nur einen einzigen, der dieſe Gabe beſitzt, die in einzelnen Familien durch mündliche Überlieferung weitergepflegt wird.

Die Miſſion, deren jahrhundertelanger Tätigkeit ausgezeichnetes Material über die Kultur und die Sprachen der ſüdamerikaniſchen Indianer zu verdanken iſt, hat auf dieſem Gebiet bis auf wenige Ausnahmen verſagt. Der engliſche Miſſionar Brett iſt ſo ziemlich der einzige, der uns eine größere Sammlung indianiſcher Sagen hinterlaſſen hat, aber wegen ſeines oft hervortretenden orthodoxen Standpunktes und ſeiner „verbeſſernden" Hand bei der poetiſchen Umarbeitung der indianiſchen Erzählungen iſt ſein an ſich wertvolles Material nur mit einer gewiſſen Kritik zu benutzen. Einige ſeiner Sagen ſind im folgenden in Proſa übertragen.

Auch der Miſſionar, der doch durch ſeinen oft langjährigen

Aufenthalt bei einem Stamm, in einem Dorf und durch seine Kenntnis der einheimischen Sprache weit mehr als der Forschungsreisende dazu befähigt ist, die Tradition der Eingeborenen festzuhalten, sieht sich Gefahren gegenüber, denen er nur zu leicht erliegt. Wenn er wirklich vorurteilslos ist und die Märchen so niederschreibt, wie sie ihm erzählt werden, so sind doch seine Gewährsleute meistens auch seine Zöglinge, die ihm aus leicht verständlicher Scheu nicht alles erzählen, ihm nicht selten nach dem Munde reden und ihre „heidnischen" Geschichten mit frisch gelernten biblisch-christlichen Zügen zu verschönern suchen oder allzu kräftige Kost ihrem Lehrer zuliebe verdünnen.

Lange hat die Mythenforschung in Südamerika brach gelegen. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts setzte sie kräftig ein. Außer Bretts Buch über die Indianermythen Britisch Guayanas sind von größeren Arbeiten hervorzuheben die Sammlung des Brasilianers Barboza Rodrigues von Mythen, Legenden und Fabeln der Indianer des Amazonasgebietes, ferner Karl von den Steinens Stammessagen der Bakairi, die einen sehr ursprünglichen Charakter tragen, und Ehrenreichs Karaja-Sagen, die wichtige Parallelen zu süd- und nordamerikanischen Mythen ergeben. Diesen schließen sich in neuester Zeit an die zahlreichen Märchen, die Nordenskiöld bei den Stämmen Ostboliviens gesammelt hat, das ausgezeichnete, umfangreiche Werk des Brasilianers Capistrano de Abreu über die Märchenwelt der Kaschinaua, eines Indianerstammes im westlichen Brasilien, die große Sammlung des hervorragenden englischen Ethnographen Walter E. Roth von Sagen und Märchen der Küstenindianer Guayanas und endlich meine eigenen Arbeiten über die Mythen und Legender zweier Karaibenstämme Südguayanas. Rechnet man hierzu die Mythen, die der holländische Missionar van Coll neuerdings aus Surinam mitgeteilt hat, so ist Guayana das mythologisch am besten erschlossene Gebiet Südamerikas Es ist ein buntes Material, das in diesem Bändchen zu-

ſammengeſtellt iſt. Schöpfungs- und Heroenſagen, die zum Teil wohl aus Naturmythen entſtanden ſind, wechſeln mit einfachen Märchen, Tierfabeln und humoriſtiſchen Erzählungen. Zauberei und Verwandlungen mannigfacher Art ſpielen darin eine Rolle. Einzelne Motive kehren häufig wieder, ſo das Motiv vom „Beſuch im Himmel", das von der Küſte Guayanas bis Chile vorkommt, wie es auch in Nordamerika weit verbreitet iſt und bis nach Oſtaſien hinüberreicht, von wo es wahrſcheinlich ſeinen Ausgang genommen hat; ebenſo das „Zwillingsmotiv", das ſich mit auffallend übereinſtimmenden Zügen in der Heroenſage der verſchiedenſten amerikaniſchen Stämme findet.

Neben dem Humor, der die Freude des Indianers an draſtiſch-komiſchen Situationen zum Ausdruck bringt, geht eine blühende Phantaſie, die ſich vielfach ins Groteske, bisweilen ins Unheimliche ſteigert, beſonders bei den Märchen, die offenbar aus Fieberträumen entſtanden ſind. Indeſſen geben die folgenden Erzählungen beim Leſen nur einen matten Abglanz ihrer urwüchſigen Schönheit. Man muß die Leute hören, wie ſie am Lagerfeuer ihre Stammesgeſchichten erzählen, auf die ſie ſo ſtolz ſind, wie ſich ihre Darſtellung häufig zu dramatiſchem Schwung erhebt; man muß ſie ſehen, wie ſie bei ſpannenden Stellen plötzlich, lebhaft geſtikulierend, aufſpringen und, vor Aufregung zitternd, daſtehen, während der Schein des Feuers über ihre ſchönen, rötlich ſtrahlenden Körper ſpielt.

Stuttgart, im Juni 1919

Theodor Koch-Grünberg

1. Wie die Warrau auf die Erde kamen

Im Anfang wohnten die Warrau in einer schönen Gegend über dem Himmel. Außer ihnen gab es dort nur Vögel, die ihren jungen Jägern zur Beute wurden.

Einer von ihnen, mit Namen Okonorote, verfolgte eines Tages einen Vogel. Er schoß nach ihm, aber der Pfeil verfehlte sein Ziel und verschwand. Als er den Pfeil suchte, kam er an ein Loch, durch das er gefallen war. Er sah hinab und erblickte dort unten ausgebreitet unsere Welt mit Herden von Wildschweinen, zahlreichen Rehen und anderen Tieren, die ungestört weideten und umherzogen durch die grünen Wälder und Savannen. Da die Öffnung groß genug war, um hindurchzuschlüpfen, beschloß er, ein Tau oder eine Leiter aus Baumwolle zu verfertigen und hinabzusteigen. Mit Hilfe seiner Freunde wurde die Leiter fertiggestellt. Es dauerte viele Monate. Sie machten sie oben länger, wenn sie sahen, daß sie noch zu kurz war, bis sie hier unten in die Bäume einhakte. Dann wurde sie oben mit starken Streben festgebunden. Der mutige Okonorote kletterte daran hinab. Es war ein gefährliches Unternehmen, von oben zu kommen auf einer so gebrechlichen Leiter, die jeder Wind bewegen konnte.

Als er unten war, sah er sich verwundert um und betrachtete erstaunt das reiche Leben, die sonderbaren Vierfüßler und ihre Größe. Alles erschien seinen Augen wunderbar.

Er sah, wie die wilden Tiere ihre Beute verschlangen, und dachte, er könnte es auch wagen, eines der großen Tiere zu erlegen und zu verspeisen. So schoß er ein junges Reh. Er machte Feuer an mit zwei Stücken Holz und fand das Wildpret, eine ausgezeichnete Nahrung. Dann stieg er wieder hinauf, und das war eine furchtbare Anstrengung. Es war schwer, hinabzusteigen, aber hinaufzusteigen war noch schlimmer. Er brachte Wildpret mit von unten, nicht viel, aber

genug, um es seinen Stammesgenossen zu zeigen. Seine Worte und der Geschmack des Wildprets versetzten alle in Begeisterung.

„Wir wollen nicht hier bleiben. Die kleinen Vögel um uns her sind wenig nütze. Dort unten in dem Land, das Okonorote für die Warrau gefunden hat, werden wir Tiere zur Nahrung im Überfluß haben! Laßt uns gehen!"

So stiegen sie die Leiter hinab auf diese Welt hier unten. Alle waren damals jung — alte Leute gab es noch nicht. Die kleinen Kinder trugen sie, und alle kamen sicher hinunter, bis auf die letzte, eine dicke Frau, die eingekeilt in dem Loch stecken blieb, durch das die andern hinabgestiegen waren. Ihr Gatte unter ihr sah ihre Not und kletterte zurück, um ihr zu helfen. Aber er konnte sie nicht durchbekommen. Da wurde er schwindlig und stieg wieder hinunter, wo seine Stammesgenossen aufgeregt das Mißgeschick besprachen. Sie fragten alle, wie es sich zugetragen habe. Er konnte es auch nicht sagen. So blieb die Sache den Warrau rätselhaft.

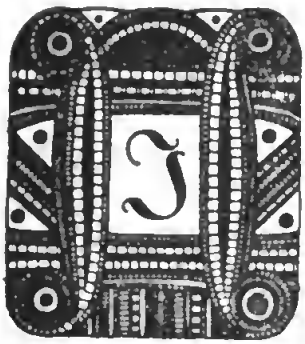
Darauf fragten die Frauen tadelnd: „Ist es recht von dem Manne, herunterzukommen und nicht die ganze Nacht oben zu bleiben? Und der tapfere Okonorote, der schon einmal hinaufgeklettert ist, warum steigt er jetzt nicht hinauf mit ein oder zwei Männern, wenn der Gatte es ganz aufgegeben hat?"

Sie schraken alle zurück vor der Aufgabe, denn ein weiser Mann sagte:

„Gesetzt den Fall, ihr erreicht sie und könnt sie hindurchziehen, wird sie euch nicht allen den Tod bringen? Sie wird mit solcher Wucht herauskommen, daß ihr euch nicht halten könnt. Ihr werdet herabgeschleudert werden, und wir hätten unsere besten Männer verloren!"

So blieb die Frau oben, und die Leiter riß. So wird sie immer dort oben bleiben. Sie füllt das Loch aus, daher können wir niemals mehr in den Himmel hineinschauen.

2. Korobona



Im Lande der Warrau gab es einen klaren, ruhigen See, in deſſen Waſſer man nicht baden durfte. Eines Tages kamen zwei junge Warraumädchen ſingend von den Hügeln herunter und wagten ſich in die Nähe des verbotenen Waſſers, obgleich ihre Brüder ihnen geſagt hatten: „Nehmt euch in acht, der See iſt gefährlich, badet dort nicht!“

Die ältere der beiden Schweſtern, die ſchöne Korobona, ſagte: „Warum ſollen wir uns durch eine leere Drohung von dieſem klaren Waſſer zurückhalten laſſen? Komm, meine Schweſter, bade mit mir. Was ſoll uns geſchehen? Wir Mädchen ſind allein. Die Männer, alte wie junge, gehorchen abergläubiſch dem Verbot. Es wird uns keiner ſtören.“

Schnell ſprangen ſie hinein und begannen in dem reinen, klaren Waſſer fröhlich zu tauchen und zu ſchwimmen. Die ältere ſchwamm furchtlos voran, die andere folgte ihr.

Plötzlich ſah Korobona einen Holzpfahl aus dem Waſſer ragen. Übermütig ſchüttelte ſie ihn. Da erhob ſich eine Männergeſtalt, ergriff Korobona und hielt ſie mit ſtarkem Arm.

Es war ein Waſſergeiſt, der dort unten verzaubert gelegen hatte, bis jemand, der in den See hinausſchwamm, es wagen würde, an dem Holzpfahl zu rütteln. „Warraumädchen,“ ſagte er, „deine Schweſter mag gehen! Aber dich halte ich, du ſchönes Weib. Du mußt mit mir hinunter in mein Heim!“

Die arme Korobona weinte zu Hauſe an ihrer Schweſter Bruſt. Ihr einziger Troſt war, daß ihre vier Brüder nicht wußten, warum ſie ſo betrübt war.

Die Zeit verging. Sie wurde Mutter. Und ihre Brüder ſchwuren, das Kind zu töten.

„Tötet nicht meine Tochter!“ ſchrie Korobona. „Erſchlagt mich, weil ich leichtſinnig war! Meine Tochter wird ein

ſanftes Mädchen werden und wird euch liebreich dienen. Verſchont das hilfloſe Kind!"
Die Brüder wurden gerührt durch ihre Bitte und überließen das Kind ihrer Sorgfalt, denn ſie liebten ſie, wenn ſie ihnen auch Kummer gemacht hatte.
Inzwiſchen ſuchte der Waſſergeiſt ſeinen Zeitvertreib am Ufer des Sees. Als rieſige Schlange ſah man ihn von Baum zu Baum gleiten. Oder er ſtand in menſchlicher Geſtalt unter den grünen Zweigen, dort, wo ſanftes Wellengerieſel den Sand kräuſelte. Manchmal war er oben ein Mann und unten eine Schlange. Und die Leute ſagten: „Weſſen Hand kann dieſes ſchrecklichen Unholds Macht widerſtehen? Wer kann ſeine Natur erkennen?"
Korobona hörte die Erzählungen von ihm, der ihren Sinn erfüllte. Sie hörte nicht auf die Bitten ihrer Schweſter. Sie ſtahl ſich zum See, entſchloſſen, die Wahrheit herauszufinden.
Lange wartete ſie unter den Bäumen voll Furcht und ſeltſamer Hoffnung, während er, der ihre Gegenwart erſpähte, ſich ihren Blicken in Schlangengeſtalt entzog und ſich ihr dennoch nahte. Sein Kopf ſah aus wie ein ſchwimmender Samen, den der Wind auf das Waſſer geblaſen hat. Der Schwanz glich häutigem Schaum. Nichts anderes war von ihm zu ſehen.
Korobona beugte ſich herab, dieſen ſchwimmenden Samen zu betrachten. Da ſchrie er triumphierend: „Du gehörſt mir! Ergib dich in dein Schickſal!" und ergriff ſie aufs neue.
Die unglückliche Korobona lebte nun einſam im Walde und verbarg dort ihr zweites Kind. Sie wußte, es mußte Blut fließen, wenn ihre Brüder ihre Schuld erfahren würden. Sie weinte viel, denn ſie ſah Unheil voraus, und ihr größter Kummer war der ſchöne Knabe, der zum Teil ſeines Vaters Geſtalt hatte. Am Tage ſeiner Geburt verſuchte ſie zuerſt zu fliehen. Aber ſie kehrte bald wieder zurück zu der verſteckten Lichtung, wo das hilfloſe Kind lag, das ſie durch ſein ſchwaches Schreien zurückrief. Ihre Schweſter, die treu mit ihr weinte, bewahrte ihr Geheimnis.

Eines Tages hörte jemand, der vorüberging, das Kind ſchreien und entdeckte ſie. Er ſagte es ihren Brüdern, die in der Nähe jagten. Bald ſah ſie die vier erſcheinen, wild vor Scham und Rache.

Zwei von ihnen zerrten ihre Schweſter nach Hauſe, zwei wandten ſich, um das Kind zu erſchlagen, das hilflos vor ihnen lag. Sie durchſchoſſen es mit einem Pfeil und ließen es liegen, wo es lag.

„Das Kind iſt tot," ſagten ſie, „kümmert euch nicht um die wahnſinnige Mutter!" Sie ließen ſie gehen, ſein Grab zu bereiten. Sie ahnten nicht, daß die Sorgfalt, die ſie anwandte, den unglücklichen Knaben wieder zum Leben erweckte.

Er wuchs geiſtig und körperlich viel ſchneller als andere Kinder. In einem hohlen Baum verbarg er ſich vor allen Blicken, bis er die Geſtalt ſeiner Mutter kommen ſah. Sie ging täglich in den Wald und brachte ihm Nahrung und plauderte mit ihrem Kind und vergaß darüber ihre Sorgen.

Aber ſie bedachte nicht, daß ihre Fußſpuren ihren Weg verraten könnten. So erfuhren die Brüder ihr Geheimnis und machten Pfeile und Bogen bereit.

„Wozu macht ihr dieſe Pfeile?" fragte ſie. „Was wollt ihr mit dieſen Waffen?" Die Brüder gaben ihr kurze Antwort. Da floh ſie in den Wald, und die Brüder eilten, ſie zu verfolgen.

„Verberge mich, Mutter, vor ihren Augen!" ſchrie das unglückliche Opfer. „Warum gabſt du mir das Leben? Ich habe keinen Platz auf Erden und ſoll nun bald ſterben!"

Die Mutter klammerte ſich an ihren Sohn und ſchirmte ihn mit ihrem Leib vor ſeinen Feinden. Sie hatten nur wenig Platz zum Zielen, aber von den unfehlbaren Bogen traf jeder Pfeil. Sie ſchnitten ihn in kleine Stücke. Korobona verfluchte ihre Grauſamkeit: „Ihr gemeinen Mörder dieſes unſchuldigen Kindes! Das Unglück, das ihr fürchtet, wird jetzt über euch kommen, aber durch euch, nicht durch mich! Seht hier Korobona liegen! Dieſer Fleck ſoll ihr Grab wer-

den, dieſer Fleck, der bedeckt iſt von dem armen Blut! Denkt daran, wenn Unglück über euch kommt und die Warrau ihrem Schickſal verfallen!"

Korobona blieb im Walde zurück und bewachte ihren Toten. Sie häufte breite grüne Blätter und rote Blüten über den zerſtückelten Leichnam. Und lieblich und duftend blieb der blutgetränkte Erdenfleck. Aasgeier und wilde Tiere blieben ihm fern. Das Schlangenkind verweſte nicht.

Nach einiger Zeit begann der mit Blumen bedeckte Hügel ſich zu heben. Sie vernahm die Worte: „Dein Sohn wird jetzt den Mord rächen, der an ihm geſchehen iſt. Meine Mutter, höre auf zu klagen!"

Erſt erhoben ſich ein Haupt und Schultern, langſam aus dem Hügel hervorwachſend, dann ſah ſie die ganze mächtige Geſtalt erſcheinen mit vollſtändigen und geſunden Gliedern, wohl bewaffnet, um alle Feinde mit Schrecken zu erfüllen. Mit ſchwerer Keule ſtand der Krieger da, mit Bogen und Pfeilen. Weiße Daunenfedern ſchmückten ſein kurzes, ſchwarzes Haar. Seine Haut leuchtete wie Kupfer, heller als die der Warrau. Seine Wangen und Brauen waren rot bemalt wie mit Blut. So erhob ſich finſter der erſte Karaibe, ein ſtarker Krieger, ſeine Feinde zu ſchlagen, ein Schrecken für jeden Warrau. Die vier Brüder erbleichten, als ſie ihn ſahen, und riefen ihre Krieger zuſammen. Aber wenige wagten, es mit ſeiner Keule aufzunehmen, und die es wagten, erſchlug er. Die übrigen flohen. Kein Warrau konnte ihm widerſtehen; ihre Pfeile trafen ihn nicht. Die Krieger flohen, um ihr Leben zu retten. Ihre Weiber nahm er zu Frauen, und all ihr Gut wurde ſeine Beute.

Seine Kinder vermehrten ſich und nahmen den Platz der Warrau ein.

Sie ſind unbeſiegbar, da ſie übernatürlichen Urſprungs ſind, obgleich ſie durch ihre Mutter zu dem von ihnen verachteten Stamme der Warrau gehören.

3. Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer

Es war einmal ein alter Mann namens Nahakoboni (d. h. einer, der viel ißt), der hatte niemals eine Tochter gehabt. Nun dachte er voll Unruhe an seine alten Tage, denn er hatte natürlich keinen Schwiegersohn, der für ihn gesorgt hätte, wie alle die anderen alten Leute um ihn her. Daher schnitzte er sich eine Tochter aus einem Pflaumenbaum. Er war ein Zauberarzt, und er schnitt und schnitzte so geschickt an dem Holz herum, daß wirklich eine liebliche Frau entstanden war, als er seine Arbeit beendigt hatte. Ihr Name war Usi-diu, und ihre körperlichen Reize waren fast, aber nicht ganz vollkommen. Sie war so anziehend, daß alle Tiere, Vögel und Vierfüßler, von weit her kamen, um ihr den Hof zu machen, aber dem Alten gefiel keiner von ihnen, und als sie die Tochter von ihm zur Frau erbaten, wies er sie kurz ab. Er hatte eine sehr geringe Meinung von den Fähigkeiten dieser zukünftigen Schwiegersöhne. Da hielt Yar, die Sonne, selbst in seiner Reise inne, um den alten Mann zu besuchen. Es war klar, zu welchem Zweck Yar kam, und es dauerte nicht lange, da hatte er den Beweis, daß seine Werbung gern gesehen würde.

Nahakoboni wollte Yar auf die Probe stellen, um zu sehen, was er konnte. Er befahl ihm, ihn zu füttern, und ließ ihn all das gedörrte Fleisch herbeibringen, das er auf seiner Reise mitgebracht und am Rande des Waldes niedergelegt hatte. Er aß sehr herzhaft, wie es zu erwarten war bei seinem Namen, und ließ nur ein Viertel des Fleisches für seinen Besucher. Danach ließ er sich zu trinken bringen, und Yar leerte einen großen Krug in seine Kehle.

Sein nächster Befehl war, Yar solle ihm Wasser zum Baden bringen, und dazu gab er ihm ein Sieb. Aber als der arme Bursche das Sieb in das Wasserloch tauchte und es wieder

herauszog, lief das Waſſer natürlich heraus. Er verſuchte es viele Male, aber immer lief es heraus. Da hörte er ein raſchelndes Geräuſch vom Walde her und ſah einen Hebu (Waldgeiſt) kommen. Als dieſer hörte, um was es ſich handelte, bot er ſeine Hilfe an und machte, daß das Waſſer im Sieb blieb. Yar brachte es nun ſeinem zukünftigen Schwiegervater und badete ihn.

Der Alte befahl ihm darauf, für ihn Fiſche zu ſchießen. Ein Boot würde er im Fluß finden, die Bank dazu unter den Wurzeln eines beſtimmten Baumes und einen Pfeil im Schatten eines anderen Baumes. Wirklich fand er das Boot. Es lag unter Waſſer und war ſehr ſchwer, aber es gelang dem jungen Manne endlich, es heraufzuziehen und auszuſchöpfen. Als er ſich dem bezeichneten Baume näherte und zwiſchen den Wurzeln ſuchte, war er überraſcht und erſchreckt, dort einen Alligator zu finden. Er ergriff ihn im Nacken, und der Alligator verwandelte ſich in eine Bank, die in das Boot paßte. Im Schatten des anderen Baumes ſah er zu ſeinem Schrecken eine große Schlange. Er packte ſie jedoch im Nacken, und ſie verwandelte ſich in einen Fiſchpfeil.

Der Alte geſellte ſich nun zu ihm. Sie ſtiegen in das Boot und ruderten den Strom hinab. „Ich möchte Kwabaihi-Fiſche haben," ſagte der alte Mann, „aber du mußt nicht in das Waſſer ſehen. Schieße in die Luft!" Sein Gefährte tat, wie er ſagte, und ſo geſchickt war er mit dem Bogen, daß der Pfeil den Fiſch durchbohrte und tötete. Der Fiſch war ſo groß, daß das Boot beinahe ſank, als ſie ihn heraufzogen. Sie brachten es jedoch fertig, damit nach Hauſe zu kommen.

Der Alte war nun hinreichend überzeugt von Yars Tüchtigkeit und gab ihm ſeine Tochter Uſi-diu zur Frau. Am nächſten Morgen ging das junge Paar zum Jagen in den Wald. Als ſie ſpät am Nachmittag zurückkamen, hatten Vater und Tochter eine lange und ernſte Unterredung, in deren Verlauf der Alte erfuhr, daß das Meiſterſtück, das er mit ſo viel

Geduld, Geſchick und Verſtändnis ausgeführt hatte, nicht ganz vollkommen war. Ihr Gatte hatte an ihr zu tadeln. Am folgenden Tage wurde die Jagd wiederholt. Wieder fand am ſpäten Nachmittag eine Unterredung ſtatt, aus der klar hervorging, daß der gerügte Fehler noch immer beſtand. Der verwirrte Vater konnte ſeiner Tochter nur verſichern, daß er nichts weiter tun könne, um ſie ihrem Gatten angenehm zu machen. Als der letztere dies hörte, fragte er einen Bunia-Vogel um Rat und brachte ihn am nächſten Tage mit nach Hauſe. Während die junge Frau ihn auf ihrem Schoß ſtreichelte und fütterte, machte der böſe Vogel einen ſchlimmen Angriff auf ihre Unſchuld und flog davon. Als dieſe Gewalttat dem Vater bekannt wurde, beſchloß er, ſeine Tochter noch einer Prüfung zu unterziehen, und es gelang ihm, eine Schlange aus ihr herauszuziehen. Die Schwierigkeit war nun behoben, und die junge Frau ging noch einmal zu ihrem Gatten. Am folgenden Nachmittag trafen ſich Vater und Tochter wieder zu heimlicher Zwieſprache. Nun war ſie glücklich! Ihr Gatte war zufrieden geweſen und hatte nichts mehr an ihr auszuſetzen.

Obgleich der Alte abſichtlich keinen böſen Willen zeigte, war er doch ſehr ungehalten über ſeinen Schwiegerſohn, nicht nur, weil dieſer unzufrieden geweſen war mit dem Schnitzwerk, als es zuerſt in ſeinen Beſitz kam, ſondern auch, weil er dem Buniavogel erlaubt hatte, daran herumzupfuſchen. Er wartete ſeine Zeit ab und ſchob ſeine Rache auf, bis der junge Mann die üblichen Heiratsaufgaben vollendet hätte, das Schlagen einer Pflanzung und das Bauen eines Hauſes für ihn. Es dauerte nicht lange, da fing Yar an, die Pflanzung zu ſchlagen. Er arbeitete früh und ſpät daran und ſagte endlich ſeiner Frau, ſie ſolle ihrem Vater mitteilen, daß er das Feld beſichtigen könne. Der Alte ging hin, um es anzuſehen, und ſagte nach ſeiner Rückkehr der Tochter, daß er es tadeln müſſe. Darauf ging das junge Paar ſelbſt zur Pflanzung und war ſehr erſtaunt, alle Bäume und Sträucher wieder üppig wachſen zu ſehen. Sie ahnten nicht,

daß Nahakoboni am vorhergehenden Abend durch seine Zaubermittel dieses rasche Wachstum hervorgebracht hatte.
Yar mußte darauf ein anderes größeres Feld schlagen, und wieder ereignete sich dieselbe Sache. Der Alte drückte sein tiefstes Mißfallen aus. „Wie geht das zu?" sagte Yar zu seiner Frau. „Nun habe ich zweimal ein Feld geschlagen, und doch ist der Alte noch nicht zufrieden." Sie riet ihm darauf, ein drittes Feld zu schlagen und diesmal alle Baumstümpfe mit den Wurzeln auszureißen. Nachdem er das dritte Feld geschlagen hatte, fing er an, die Baumstümpfe herauszuziehen. Er versuchte es bei vielen, aber es gelang ihm nicht einen herauszureißen. Erschöpft fiel er nieder. Da erschien sein alter Freund, der Waldgeist, und bot sich an, die Arbeit für ihn zu tun. Er wies ihn an, sogleich nach Hause zu gehen und seiner Frau zu sagen, daß das Feld nun gründlich gereinigt sei. Nahakoboni ging am nächsten Morgen hin und bepflanzte das Feld mit Kassawa, Bananen und all den anderen nützlichen Pflanzen. Er kehrte am Abend zurück, aber er sprach kein Wort. Das machte Yar mißtrauisch. Er stand am anderen Morgen früh auf und war sehr überrascht, an Stelle eines leeren Feldes eine reiche Ernte an reifer Kassawa zu finden, ebenso Bananen und all die anderen guten Sachen, nach denen sich sein Magen sehnte.
Aber noch immer nagte der Arger am Herzen des alten Mannes, und als sein Schwiegersohn seine andere Aufgabe, den Hausbau, in Angriff nahm und vollendete, fand er auch daran zu tadeln, riß das Haus zusammen und sagte, er wolle es stärker gebaut haben. Daraufhin baute Yar das Haus aus dem härtesten Holz, das er finden konnte. Endlich war Nahakoboni zufrieden, bezog das Haus und lebte dort.
Yar, die Sonne, war nun frei und konnte sich um seine eigenen häuslichen Angelegenheiten kümmern, und da er mit seiner Frau zufrieden war, lebten sie sehr glücklich miteinander. Eines Tages sagte er ihr, daß er eine Reise nach

Westen unternehmen wolle. Da sie jetzt schwanger sei, würde sie wohl nicht imstande sein, mit ihm Schritt zu halten; daher möge sie langsam nachreisen. Er wolle zuerst aufbrechen, und sie solle seinen Spuren folgen. Sie solle immer die rechte Spur verfolgen; er wolle Federn streuen auf die linke, damit sie sich nicht irren könne. Daher hatte sie am nächsten Morgen, als sie ihre Reise begann, keine Schwierigkeit, den Weg zu finden. Sie vermied die Federn, bis sie an eine Stelle kam, wo der Wind sie fortgeweht hatte. Da begann ihre Not. Was sollte sie nun tun, da sie den Weg verloren hatte? Ihre Mutterschaft wurde ihre Rettung, denn ihr ungeborenes Kind begann zu sprechen und sagte ihr, welchen Weg sie verfolgen müsse. Als sie weiter und weiter wanderte, bat ihr Kind sie, die hübschen Blumen zu pflücken, die hier und da am Wegrande blühten. Sie hatte einige rote und gelbe gepflückt, als eine Wespe sie auf den Leib stach. Sie wollte die Wespe töten, verfehlte sie und schlug sich selbst. Das ungeborene Kind verstand die Sache falsch und dachte, es wäre geschlagen worden. Es wurde böse und weigerte sich, seiner Mutter noch länger den Weg anzugeben. Die Folge davon war, daß die arme Frau sich hoffnungslos verirrte.

Mehr tot als lebendig kam sie endlich an ein sehr großes Haus, in dem Nanyobo (ein großer Frosch) wohnte, eine sehr alte, dicke Frau. Sie sagten einander „Guten Tag", und die Besucherin wurde gefragt, woher sie käme. Sie suche ihren Gatten, die Sonne, antwortete sie, aber sie habe den Weg verloren und sei nun sehr müde. Nanyobo hieß darauf die Frau willkommen. Sie gab ihr zu essen und zu trinken, hieß sie sich setzen, hockte sich vor ihr auf die Erde und bat ihren Gast, sie zu lausen. „Aber sieh dich vor," sagte die alte Frau, „stecke die Läuse nicht in den Mund, sonst werden sie dich vergiften!" Die Frau aber, überwältigt von Müdigkeit und Angst, vergaß die Warnung, faßte eine Laus und steckte sie zwischen die Zähne. Kaum hatte sie das getan, als sie tot hinfiel.

Die alte Nanyobo ſchlitzte ihr den Leib auf und zog nicht nur ein Kind, ſondern zwei hervor, ein Paar wunderſchöner Knaben, Makunaima und Pia. Nanyobo erwies ſich als gute, treue Pflegemutter und verſorgte ſie wohl. Als die Kinder größer wurden, fingen ſie an, Vögel zu ſchießen. Als ſie noch größer wurden, gingen ſie an den Fluß hinunter und ſchoſſen Fiſche und Wild. Jedesmal, wenn ſie Fiſche ſchoſſen, ſagte die Alte: „Ihr müßt eure Fiſche an der Sonne trocknen und niemals über einem Feuer!“ Aber es war ſonderbar, daß die Alte ſie jedesmal ausſchickte, um Feuerholz zu holen, und wenn ſie damit zurückkamen, waren die Fiſche ſchon ſchön gekocht und hergerichtet für ſie. In der Tat ſpie die Alte Feuer aus ihrem Mund, kochte ihr Eſſen und leckte das Feuer wieder auf, bevor die Knaben zurückkamen. Sie ließ ſie niemals ein Feuer brennen ſehen. Da ſich dies Tag für Tag wiederholte, wurden die Knaben mißtrauiſch. Sie konnten ſich nicht denken, wie die Alte ihr Feuer anzündete, und beſchloſſen daher, es herauszufinden. Bei der nächſten Gelegenheit, als ſie wieder ausgeſchickt wurden, um Feuerholz zu holen, verwandelte ſich einer von ihnen in ſicherer Entfernung vom Hauſe in eine Eidechſe, lief zurück und ſchlüpfte in das Dach hinauf, von wo er alles ſehen konnte, was vor ſich ging. Was ſah er nun? Er ſah nicht nur, wie die alte Frau Feuer erbrach, es benutzte und wieder aufleckte, er beobachtete auch, wie ſie ſich im Nacken kratzte, worauf dort etwas wie Balata-Milch herausfloß, wovon ſie Stärkemehl bereitete. Befriedigt von dem, was er geſehen hatte, kam er herunter und lief zu ſeinem Bruder. Sie beſprachen die Sache gründlich und ſagten: „Was die alte Frau tut, iſt nicht gut. Töten wir die Alte!“ Dies taten ſie. Sie rodeten ein großes Feld und ließen gerade in der Mitte einen ſchönen Baum ſtehen, an den ſie die alte Frau banden. Dann umgaben die Knaben ſie von allen Seiten mit Holzſpänen und zündeten dieſe an. Als die alte Frau allmählich vom Feuer verzehrt wurde, ging das Feuer, das in ihr war, in die ſie umgebenden Reiſer

über. Dieſe Reiſer waren zufällig Hima=heru=Holz, und noch heute können wir Feuer bekommen, wenn wir zwei dieſer Hölzer aneinander reiben.

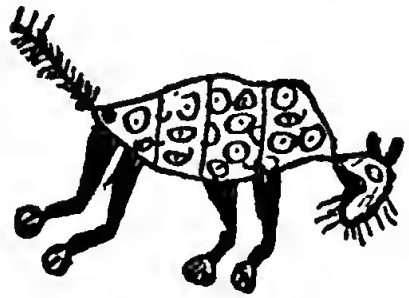
4. Warum der ſchwarze Jaguar die Leute tötet

Eines Tages fing Tobe=horoanna, der ſchwarze Jaguar, draußen im Walde einen jungen Mann. Er ſchleppte ihn in ſein Heim, ſteckte ihn in einen Topf und ſagte: „Du brauchſt dich nicht zu fürchten. Ich habe nicht vor, dich zu töten, zu kochen und zu eſſen. Du wirſt am Leben bleiben.“

Als des ſchwarzen Jaguars Bruder und Schweſter heimkamen, ſagten ſie: „Wir haben gehört, daß du einen jungen Mann gefangen haſt. Wo iſt er?“ „Im Topf,“ antwortete Tobe=horoanna. „Haſt du ihn gefüttert?“ war ihre nächſte Frage, und als er dies verneinte, ſagten ſie: „Nun, ſo gib ihm ein Wildſchwein, und wenn er es nicht ganz vertilgt, ſo werden wir ihn vertilgen.“

Der Mann war recht erſchrocken, als er ſie ſo ſprechen hörte, und als ſie ihm das Wildſchwein gaben, tat er ſein Beſtes, es zu verzehren. Nachdem er aber die beiden Hinterbeine bewältigt hatte, konnte ſein Bauch nicht mehr aufnehmen. Darauf reichte Tobe=horoanna ihm eine Kalabaſſe mit Kaſchiri und gebot ihm, ſie auszutrinken. Der arme Burſche ſagte, daß ſein Bauch voll ſei, und daß er es unmöglich trinken könne. Da ſie jedoch alle drei darauf beſtanden, ſchluckte er das Kaſchiri hinunter, aber faſt augenblicklich war er genötigt, alles wieder herauszubrechen. „Ach, was machſt du da?“ ſagte der ſchwarze Jaguar. Er dachte, es müßte irgend etwas nicht richtig ſein im Munde des Mannes. Da ließ er durch ſeinen Bruder dem Manne den Mund aufreißen, während er ihm noch mehr Kaſchiri

eingoß. Aber die Schweſter hatte an ihm Gefallen gefunden und wollte gern mit ihm leben. Daher ſagte ſie, die Brüder möchten den Mann in Ruhe laſſen. Da ließen ſie ihn los



und ſchickten ihn in den Wald zum Jagen, damit er zeige, ob er imſtande ſei, eine Frau zu ernähren. Als er aus dem Walde zurückkehrte, brachte er zehn geräucherte Wildſchweine mit. Da ſagte Tobe-horoanna: „Das iſt recht! Ich bin zufrieden. Du kannſt meine Schweſter haben."

Alſo lebte der Mann lange Zeit dort bei ſeiner Jaguarfrau, die ihm ſchließlich Zwillingsſöhne gebar. Als die Kinder älter wurden und ſchon kriechen und krabbeln konnten, hütete der Vater ſie, während ſeine Frau auf das Feld ging. Plötzlich knurrten ſie und machten ein Geräuſch wie Naharani, der Donner. Dies erſchreckte den Mann, aber als die Mutter zurückkam, ſagte ſie ihm, daß ſolch ein Geräuſch nichts zu bedeuten habe; es ſei nur derſelbe Ton, den die Leute vom Stamme der ſchwarzen Jaguare immer hören ließen, wenn ſie durch den Wald reiſten.

Bald danach bekam der Mann Heimweh. Er ſagte zu ſeiner Frau, daß er beabſichtige, ſeine Mutter und Schweſter zu beſuchen, und er machte ſich auf. Wie freudig wurde er zu Hauſe bewillkommnet! Sie hatten ihn ſchon längſt verloren gegeben. Seine Mutter fragte ihn, ob er eine Frau habe, und als ſie erfuhr, daß er nicht nur eine Frau, ſondern auch zwei Knaben habe, die merkwürdig knurren könnten, bat ſie ihn, doch bei ſeinem nächſten Beſuch ſeine Familie mitzubringen.

Das tat er ſehr bald, aber als ſie zum Hauſe ſeiner Mutter kamen, war dort ein Trinkfeſt, und die alte Frau hatte ihre Zunge nicht mehr in der Gewalt. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er ihr eine ſolche Schwiegertochter ins Haus bringe; ob er nicht ſehen könne, daß ſie nicht ein richtiger

Menſch, ſondern eine Jaguarin ſei, die eines Tages über ihn herfallen und ihn umbringen würde? Schäme er ſich denn nicht, ſo eine zu ihr zu bringen, und ſo weiter. Und in ihrer betrunkenen Wut töteten ſie und ihre Tochter ihn. Seine Frau tat ihr Beſtes, ihn zu verteidigen, aber ſie erſchlugen auch ſie. Seine beiden Knaben würde das gleiche Schickſal ereilt haben, wenn ſie dort geblieben wären, aber es gelang ihnen zu fliehen, und ſie kamen unbeſchädigt nach Hauſe.

Der Onkel Tobe-horoanna fragte: „Wo iſt euer Vater?“ „Tot!“ antworteten ſie. „Wo iſt eure Mutter?“ „Auch tot!“ erwiderten ſie. Als er alles von ihnen erfahren hatte, wurde er ſehr böſe, verwandelte ſich wieder in einen ſchwarzen Jaguar, trabte davon zu dem Ort, wo ſie tranken, und tötete alle, die Mutter, die Tochter und alle Gäſte.

5. Der ſchwarze Jaguar, Wau-uta und der zerbrochene Pfeil

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Schwäger. Während er ein rechter Pechvogel war, kehrten ſie regelmäßig des Nachmittags mit reicher Jagdbeute heim. Da ſagten ſie: „Er hat doch kein Glück. Wir wollen ihn unterwegs verlieren!“ Sie wollten ihn loswerden.

Eines Tages nahmen ſie ihn mit in den Wald. Sie gingen alle drei zuſammen, aber bald ſagten ſie ihm, er ſolle nach der einen Richtung gehen, während ſie nach der anderen gingen. Sie verabredeten, ſich an einem beſtimmten Platz zu treffen.

Der Weg, den ihm die zwei ſchlechten Brüder gewieſen hatten, führte zum Lager von Tobe-horoanna, einem rieſigen ſchwarzen Jaguar, aber das wußte der Mann nicht. Er ging fort und fort und kam zu einem breiten Pfad. Da rief er aus: „Wohin gehe ich jetzt?“ Während er ſo mit ſich

ſelbſt ſprach, hörte er etwas heranſtürmen und wunderte ſich, was das wohl ſei. Er ſollte ſich nicht lange wundern, denn er ſah Tobe-horoanna kommen. Da lief er, ſo ſchnell er konnte, auf einen rieſigen Baum zu, der ſchwarze Jaguar hinter ihm her. So liefen ſie immer rund um den Stamm herum, einer hinter dem andern her, bis es dem Manne gelang, die Hinterbeine des Tieres zu erreichen und ihm beide Ferſen abzuſchneiden. Da ſetzte ſich der Jaguar nieder, denn er konnte nun gar nicht mehr laufen. Darauf ſchoß ihm der Mann ſeinen Pfeil durch den Nacken, brachte mit dem Meſſer die Arbeit zu Ende und ging nach Hauſe.

Die zwei Schwäger zweifelten inzwiſchen keinen Augenblick daran, daß ſie ihn nie wiederſehen würden. Sie wußten ja, was für ein armſeliger Jäger er war, und wohin ſie ihn geſchickt hatten. Daher waren ſie bei ſeiner Heimkehr ſehr überraſcht und entſchuldigten ſich, um ihre ſchlechten Abſichten zu verbergen, indem ſie ſagten: „Wir gingen an den verabredeten Platz, aber du warſt nicht da. Wir riefen nach dir, aber wir erhielten keine Antwort. Da dachten wir, du wäreſt tot und gingen fort. Aber wir wollten gerade noch einmal nach dir ſehen.“ Natürlich war dies alles gelogen.

Als der Mann erzählte, daß er tatſächlich den Tobe-horoanna getötet habe, wollten es ihm die beiden Schwäger, ſowie auch ihr alter Vater kaum glauben. Sie beſtanden darauf, das er ſie zu dem Platz führte. Sie gingen alle zuſammen hin, und als ſie aus einiger Entfernung den ſchwarzen Jaguar auf dem Boden liegen ſahen, fürchteten ſich alle näher zu gehen, außer dem einen, der ihn getötet hatte. Er ſagte ihnen wieder, daß er „ganz ganz tot“ ſei, aber ſie fürchteten ſich noch immer. Da ging er dreiſt heran und trat auf den Kadaver, um ihnen zu zeigen, daß er die Wahrheit geſagt habe. Nun erſt wagte der alte Mann ſich zu nähern, ſeine beiden Söhne aber blieben ängſtlich, und dann kehrten ſie alle nach Hauſe zurück.

Nach ihrer Ankunft gab ihm der alte Schwiegervater noch eine Tochter zur Frau, ſo daß er nun zwei Weiber hatte.

Die Schwäger bauten ihm ein größeres Haus, und er wurde fortan als Ai-jamo, als Häuptling der Niederlassung, anerkannt.

Nun genügte aber unserem Freunde der Ruhm nicht, den er sich erworben hatte, indem er das Land von Tobe-horoanna befreite, er wollte auch gern einen guten Ruf haben als geschickter Jäger auf alle anderen Tiere. Wen konnte er da besser um Rat fragen als Wau-uta, den Laubfrosch? Also wanderte er umher, bis er den Baum fand, in dem Wau-uta wohnte. Er stellte sich unter den Baum und rief ihr zu, ihm zu helfen. Er rief und rief, bis der Abend heraufdämmerte, aber er bekam keine Antwort. Dennoch rief er immer weiter und bat sie, ihn alle die Dinge zu lehren, die er so gern lernen wollte, und als die Nacht hereinbrach, begann er zu weinen. Er wußte ganz gut, daß sie herunterkommen würde, wenn er lange genug weinte, gerade wie eine Frau, die einen Mann einmal abgewiesen hat, doch endlich Mitleid bekommt, wenn sie ihn weinen hört.

Als er so wehklagend unter dem Baum stand, was kam da einhergezogen? Ein ganzer Zug Vögel, wohlgeordnet nach der Größe vom kleinsten bis zum größten. Der kleine Doroquara kam zuerst. Er pickte mit dem Schnabel auf die Füße des Mannes, um ihn erfolgreich zu machen, ihn zu jagen. Und so kamen der Reihe nach alle anderen Vögel bis zu den allergrößten. Wau-uta begann nämlich Mitleid mit ihm zu haben, aber das wußte er natürlich nicht. Als alle Vögel fertig waren, kamen alle Ratten der Reihe nach, je nach ihrer Größe. Ihnen folgten die Aguti, Paka, Rehe, Wildschweine usw. bis zum Tapir. Im Vorbeigehen streckte jedes Tier die Zunge heraus, leckte seine Füße und ging weiter. Dadurch brachten sie ihm Glück auf der Jagd nach ihresgleichen. In gleicher Weise kamen dann die Tiger, vom kleinsten bis zum größten. Alle nahmen die gleiche Handlung vor und gingen weiter. Zuletzt erschienen die Schlangen, taten wie die anderen und krochen weiter.

Natürlich beanſpruchte dieſer Vorbeimarſch Zeit. Erſt bei Tagesanbruch war er beendet. Da hörte der Mann endlich auf zu weinen. Im Tageslicht ſah er jemand auf ſich zukommen. Es war Wau-uta, die einen ſonderbar ausſehenden Pfeil trug. „Du warſt es alſo, der die ganze Nacht lärmte und mich nicht ſchlafen ließ?“ „Ja,“ erwiderte der Mann, „ich war es.“ „Nun,“ ſagte Wau-uta, „ſieh einmal an deinem Arm herunter von der Schulter bis zur Hand!“ Er blickte daran herunter und ſah, daß ſein ganzer Arm mit Schwamm bedeckt war. Er blickte auf ſeinen anderen Arm. Dort war es ebenſo. Dieſer Schwamm war es, der ihm immer Unglück gebracht hatte. Nun kratzte er ihn ſchleunigſt ab.

Wau-utas Pfeil ſah ſehr merkwürdig aus. Er war in drei oder vier Stücke gebrochen, die nachträglich wieder zuſammengefügt waren. Wau-uta gab ihn dem Manne und nahm ſeinen Pfeil dafür zum Tauſch. Sie hieß ihn, den Pfeil auf den Bogen legen und nach einer dünnen Liane ſchießen, die weit entfernt hing. Der Pfeil traf ſein Ziel.

Wau-uta legte den Pfeil wieder auf den Bogen und gebot ihm, in die Luft zu ſchießen. In welcher Richtung er immer ſeinen Pfeil abſchoß, ſobald er zur Erde kam, traf er irgend etwas, zuerſt einen Doroquara und dann weiter, in derſelben Reihenfolge, wie die Vögel ſeine Füße gepickt hatten, alle Vögel bis zum Hokko, jedesmal einen anderen Vogel. Dabei konnte er ſelbſt nichts ſehen, wenn er den Pfeil abſchoß. Als er fortfuhr, nach allen Richtungen in die Luft zu ſchießen, fand er, daß er eine Ratte, ein Aguti getroffen hatte, uſw., bis ein prächtiger Tapir ſeinem Pfeil erlag. Danach ſchoß er Tiger und Schlangen. Als all dies beendet war, ſagte Wau-uta zu ihm, er dürfe den zerbrochenen Pfeil behalten, aber unter der Bedingung, daß er niemals zu irgend jemand ausplauderte, daß ſie es geweſen ſei, die ihn gelehrt hätte, ein ſo guter Schütze zu ſein. Darauf trennten ſie ſich. Unſer Freund kehrte nach Hauſe zurück zu ſeinen beiden Frauen. Sein Bratroſt war immer gefüllt, und bald war

ſein Ruf als glücklicher Jäger ebenſo groß, wie ſein Ruhm als Töter des Tobe-horoanna. Alle taten ihr Möglichſtes, um das Geheimnis ſeines Erfolges herauszubekommen. Sie fragten ihn wiederholt, aber er weigerte ſich, es zu ſagen. So warteten ſie ihre Zeit ab und überredeten ihn, ein großes Paiwari-Feſt mitzumachen. Das alte Lied: Der Trunk brachte das Unheil; er löſte ſeine Zunge. Da plauderte er aus, was geſchehen war.

Am nächſten Morgen, nachdem er zum Bewußtſein erwacht war, wollte er ſeinen Pfeil holen, den Pfeil, den Wau-uta ihm geſchenkt hatte, aber er fand ihn erſetzt durch ſeinen eigenen Pfeil, den er Wau-uta zum Tauſch gegeben hatte. Von der Zeit an hatte er alles Glück verloren.

6. Die Geſchichte von Haburi

Vor langer Zeit lebten einmal zwei Schweſtern allein zuſammen. Sie hatten keinen Mann, der für ſie ſorgte.

Eines Tages fällten ſie eine Mauritiapalme, um aus ihrem Mark Mehl herzuſtellen. Es war über dem Fällen ſpät geworden, deshalb ließen ſie die weitere Arbeit und gingen nach Hauſe. Als ſie am anderen Morgen an den Platz kamen, fanden ſie das Mehl ſchon fertig zubereitet. Sie konnten ſich nicht erklären, wie das zugegangen war. Am nächſten Tage war es ebenſo — wieder fanden ſie das Palmmark fertig bereitet. Und ſo geſchah es ihnen wieder und wieder. Da beſchloſſen ſie, eines Nachts zu wachen.

Neben der Mauritiapalme ſtand eine Aſſaïpalme, und um Mitternacht ſahen ſie, wie ſich einer der langen Palmwedel allmählich weiter und weiter herabneigte, bis er die Schnittfläche der abgehauenen Mauritiapalme erreichte. Da liefen beide Schweſtern herzu, hielten den Palmwedel feſt und baten ihn inſtändig, ſich doch in einen Mann zu verwandeln.

Er weigerte ſich zuerſt, aber als ſie gar ſo ſehr baten, tat er ihnen den Willen. Sein Name war Mayara-koto. Die ältere der Schweſtern war nun glücklich, und im Laufe der Zeit bekam ſie ein ſchönes Knäblein, das ſie Haburi nannten.

Die beiden Frauen wohnten in der Nähe von zwei Teichen. Der eine Teich gehörte einem Jaguar, der andere gehörte ihnen, und aus ihm holten ſie ſich ihre Fiſche. Sie warnten Mayara-koto, niemals an den Teich des Jaguars zu gehen. Der Mann ſagte jedoch: „In unſerem Teich ſind wenig Fiſche, in dem des Jaguars dagegen viele. Ich werde fiſchen gehen in ſeinem Teich!“ Er tat, wie er geſagt hatte, aber der Jaguar kam des Weges, packte ihn und tötete ihn, weil er ihm ſeine Fiſche geſtohlen hatte.

Danach nahm der Jaguar Mayara-kotos Geſtalt an und kehrte zu den beiden Frauen zurück. Es war ſehr ſpät, als er kam und ſehr dunkel. Er brachte Mayara-kotos Tragkorb mit und auch die Fiſche, die der letztere ihm geſtohlen hatte, bevor er ihn tötete. Der Jaguar ſtellte den Tragkorb vor dem Hauſe nieder, wie es Sitte iſt, ging hinein und ſagte den Frauen, er habe Fiſche mitgebracht. Beide Frauen waren erſtaunt über ſeine rauhe, heiſere Stimme. Er ſagte dann, daß er ſehr müde ſei und ſich in ſeine Hängematte legen wolle, ſie ſollten ihm Haburi bringen, er wolle auf ihn acht geben. Daraufhin brachten ſie ihm das Kind. Er ſagte ihnen auch, daß er ſchlafen wolle, ſie ſollten die Fiſche hereinbringen und kochen, aber ſich nicht weiter um ihn kümmern.

Die Frauen kochten die Fiſche. Als ſie gekocht waren, und die Frauen ſie aßen, war der Mann eingeſchlafen. Da fing er an ſehr ſonderbar und laut zu ſchnarchen, ſo laut, daß man ihn auf der anderen Seite des Fluſſes hätte hören können. Während er ſchnarchte, rief er den Namen des Mannes: „Mayara-koto!“ Die beiden Frauen ſahen einander an und lauſchten. Sie ſagten: „Unſer Gatte hat niemals ſo geſchnarcht, er hat nie zuvor ſeinen eigenen Namen gerufen!“

Sie hörten sofort auf zu essen und sagten eine zur anderen, daß dieser Mann unmöglich ihr Gatte sein könne. Da überlegten sie, wie sie den kleinen Haburi aus den Armen des Mannes bekommen sollten, in denen er ruhte.
Sie machten ein Bündel aus Baumbast, schoben es vorsichtig unter das Kind und zogen es heraus. Dann machten sie sich eiligst mit ihm davon, während der Mann noch schnarchte mit dem Bastbündel im Arm. Sie nahmen auch ein Wachslicht mit und ein Bündel Feuerholz.
Auf ihrer Flucht hörten sie Wau-uta singen. Wau-uta war in jener Zeit eine Frau. Sie war eine Zauberin, und sie sang gerade zu ihrer Zauberrassel. Die beiden Frauen eilten vorwärts, denn sie wußten, daß sie bei Wau-uta in Sicherheit sein würden.
Inzwischen war der Jaguar-Mann aufgewacht, hatte das Bastbündel in seinem Arm gefunden anstatt des kleinen Haburi und sah, daß beide Schwestern fort waren. Da wurde er zornig. Er verwandelte sich zurück in Tiergestalt und sprang ihnen nach. Die Frauen hörten ihn kommen und eilten noch mehr. Sie schrien: „Wau-uta! Öffne die Tür!" „Wer ist da?" fragte Wau-uta. „Wir sind es, die zwei Schwestern." Aber Wau-uta machte die Türe nicht auf. Da kniff die Mutter den kleinen Haburi ins Ohr, damit er schrie. Sowie Wau-uta das hörte, rief sie hinaus: „Was ist das für ein Kind? Ist es ein Mädchen oder ein Knabe?" „Es ist mein Haburi, ein Knabe," antwortete die Mutter. Darauf öfffnete Wau-uta sofort die Türe und sagte: „Kommt herein, kommt herein!"
Kaum waren alle im Hause, da kam der Jaguar. Er rief nach Wau-uta und fragte sie, wohin die zwei Frauen und das Kind gegangen seien. Aber Wau-uta log und sagte, sie hätte sie nicht gesehen, sie hätte niemand gesehen. Der Jaguar wußte aber durch seinen Geruchsinn, daß sie dort waren, und darum wartete er draußen und weigerte sich fortzugehen. Dies ärgerte Wau-uta. Sie wurde so zornig, daß sie ihm sagte, er möge nur seinen Kopf hereinstecken und

ſich umſchauen; wenn er die Frauen und das Kind ſähe, könne er ſie gleich freſſen, wenn er wolle. Aber die Tür war mit großen Dornen bedeckt, und ſowie der dumme Jaguar ſeinen Kopf hineinſteckte, ſchloß die alte Frau die Türe und tötete ihn ſo.

Die beiden Schweſtern blieben dort und weinten viel. Sie trauerten um ihren Gatten. Sie weinten ſo viel, daß Wau-uta ihnen gebot, hinauszugehen auf das Feld, um Kaſſawa zu holen und Getränk zu bereiten. Da machten ſie ſich fertig und wollten Haburi mitnehmen, aber Wau-uta ſagte: „Nein, ich kann gut nach dem Kinde ſehen, während ihr fort ſeid.“ So taten ſie, wie ihnen geſagt war, und gingen fort auf das Feld.

Inzwiſchen ließ Wau-uta das Kind ſich ſogleich in einen Jüngling verwandeln und gab ihm die Flöte zum Blaſen und die Pfeile zum Schießen.

Als die Mutter und die Tante zurückkehrten mit der Kaſſawa, hörten ſie die Muſik und ſagten: „Es war kein Mann oder Knabe da, als wir das Haus verließen. Wer kann es ſein? Es muß ein Mann die Flöte blaſen.“ Obgleich ſie ſich ſchämten, gingen ſie hinein und ſahen den Jüngling auf der Flöte blaſen.

Sobald ſie die Körbe vom Rücken abgeſtellt hatten, fragten ſie nach Haburi. Wau-uta ſagte, das Kind ſei hinter ihnen hergelaufen, ſobald ſie zur Pflanzung gegangen ſeien, und ſie hätte gedacht, es ſei noch bei ihnen. Natürlich war dies alles gelogen. Die alte Wau-uta wollte Haburi gern ſchnell groß haben, weil ſie ihn ſpäter zu ihrem Liebſten machen wollte. Sie betrog die beiden Schweſtern weiter, indem ſie ſo tat, als ob ſie in der Umgebung des Hauſes eifrig nach dem Kinde ſuche, aber ſie richtete es ſo ein, daß ſie zuerſt zurückkam, und ſagte zu Haburi, ſie, Wau-uta, ſei ſeine Mutter, und gab ihm genaue Weiſungen, wie er ſie behandeln müſſe.

Haburi war ein ausgezeichneter Schütze; kein Vogel entkam ſeinem Pfeil. Wau-uta ließ ſich von ihm alle großen Vögel

bringen, die er tötete, und ſeiner Mutter und Tante mußte er die kleinen geben, und zwar erſt, wenn ſie verdorben waren. Sie wollte dadurch die beiden Schweſtern ſo ärgern, daß ſie den Ort verließen. Aber das taten ſie nicht. Sie ſuchten unaufhörlich die Umgegend ab nach ihrem kleinen Bübchen. So ging es lange Zeit.

Eines Tages jedoch fehlte Haburi zum erſtenmal einen Vogel. Der Pfeil blieb in einem Zweig ſtecken, der über eine Bucht hing, in der ſeine Onkel, die Fiſchottern, ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten. Es war ein hübſcher, ſauberer Platz. Hier erleichterte ſich Haburi und bedeckte den Kot mit Blättern. Danach kletterte er auf den Baum, um den Pfeil herabzuholen. Da kamen gerade die Fiſchottern an, ſchnupperten in die Luft und riefen: „Wonach riecht es hier? Unſer nichtswürdiger Neffe Haburi muß in der Nähe ſein!" Sie blickten um ſich, herunter und herauf, und entdeckten ihn endlich in den Zweigen des Baumes. Da befahlen ſie ihm herunter zu kommen. Dann ſetzten ſie ihn auf eine Bank und ſagten ihm, daß er ein ſehr ſchlechtes Leben führe, daß die alte Frau gar nicht ſeine Mutter ſei, ſondern daß die beiden jungen ſeine Mutter und ſeine Tante ſeien. Sie ſagten ihm, daß es ſehr unrecht von ihm ſei, daß er die Vögel ſo ungerecht verteile, und daß er es in Zukunft gerade umgekehrt machen und ſeiner rechten Mutter, der größeren der beiden Schweſtern, die größten Vögel geben müſſe. Sie rieten ihm auch, ſeiner rechten Mutter zu ſagen, daß er ſie nur aus Unkenntnis der Dinge ſo ſchlecht behandelt hätte, und daß es ihm leid täte.

Als Haburi an jenem Tage nach Hauſe kam, führte er aus, was ihm die Fiſchottern geraten hatten. Die ſchlechten kleinen Vögel gab er Wau-uta, und ſeiner Mutter ſchüttete er ſein Herz aus. Dem armen Ding war es ſonderbar zumute. Sie konnte ſich nicht entſchließen, plötzlich „mein Sohn" zu ihm zu ſagen. Aber als er ihr erklärte, daß nur Wau-uta ihn ſo ſchnell zum Manne gemacht hätte, glaubte ſie ihm und war getröſtet.

Als die alte Wau-uta dies alles hörte, geriet ſie in große Wut. Sie packte Haburi im Nacken, blies ihm ins Geſicht und ſchrie, er müſſe wahnſinnig geworden ſein. So wütend und aufgeregt war ſie, daß ſie nichts eſſen konnte. Haburi ging am nächſten Morgen fort, wie gewöhnlich, und kehrte am Nachmittag zurück. Da gab er wieder ſeiner rechten Mutter die großen Vögel, die er geſchoſſen hatte, und Wau-uta die beſchmutzten und kleinen. Nun ließ ihm Wau-uta keine Ruhe mehr, wie man ſich denken kann.

Daher beſchloß Haburi fortzugehen. Er ſagte ſeiner Mutter, daß ſie alle drei fortgehen wollten. Er verfertigte ein kleines Kanu aus Bienenwachs, und als es fertig war, ließ er es am Ufer. Aber am anderen Morgen hatte es eine ſchwarze Ente fortgenommen. Da machte er ein neues kleines Kanu aus Lehm, dieſes wurde von einer anderen Ente geſtohlen. Inzwiſchen ſchlug er eine Pflanzung und rodete ſo ſchnell, daß die Frauen mit ihren Stecklingen nicht nachkommen konnten. Sie brauchten viel Kaſſawa für ihre Reiſe. Während die Frauen pflanzten, ging Haburi oft davon und machte ein Boot, immer wieder aus anderem Holz und von anderer Form, und immer wieder kam eine andere Art Ente und ſtahl es ihm. Endlich machte er ein Boot aus dem Holz des Samauma-Baumes, und dieſes wurde ihm nicht geſtohlen. So war Haburi der erſte, der ein Boot machte und der die Enten lehrte, auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen, denn mit ſeinen Booten gelang es ihnen. Die Warrau ſagen, daß jede Ente ihr beſonderes Boot habe.

Das Boot aber, das Haburi gemacht hatte, war über Nacht ganz groß geworden. Er wies ſeine Mutter und ſeine Tante an, Lebensmittel ins Boot zu tragen für ihre bevorſtehende Reiſe. Er ſelbſt kehrte zur Pflanzung zurück und half der alten Wau-uta. Nach einiger Zeit ſchlüpfte er davon, ging zum Hauſe zurück, nahm ſeine Pfeile und ſeine Axt und eilte zum Ufer. Bevor er das Haus verließ, gebot er den Pfoſten, ihn nicht zu verraten, denn in jenen Tagen konnten die Hauspfoſten ſprechen, und wenn der Eigentümer ab-

weſend war, konnte ein Beſucher von ihnen erfahren, wo er ſich aufhielt. Es war aber auch ein Papagei in dem Hauſe, und Haburi vergaß völlig, ihm Schweigen aufzuerlegen.
Als nun die alte Frau nach einiger Zeit Haburi vermißte, ging ſie ins Haus, um ihn zu ſuchen. Sie fragte die Pfoſten, ſie blieben ſtumm. Der Papagei aber verriet ihn.
Da eilte Wau-uta zum Landungsplatz und kam gerade zur Zeit, um zu ſehen, wie Haburi zu ſeiner Mutter ins Boot ſtieg. Sie klammerte ſich an das Fahrzeug und ſchrie: „Mein Sohn, mein Sohn, du darfſt mich nicht verlaſſen. Ich bin deine Mutter!“ Und obgleich ſie alle mit den Rudern nach ihr ſchlugen und ihr faſt die Finger zerbrachen, ließ ſie nicht los.
So ſah ſich Haburi gezwungen, wieder an Land zu kommen. Er ging mit Wau-uta zu einem hohlen Baum, in dem ſich ein Bienenneſt befand. Er ſchlug den Baum um, ſchnitt ein Loch in den Stamm und gebot der Alten, hineinzukriechen und den Honig zu ſchlürfen. Sie liebte den Honig ſehr. Obgleich ſie die ganze Zeit bitterlich weinte bei dem Gedanken, Haburi zu verlieren, kroch ſie doch durch die kleine Öffnung, die er ſofort feſt verſchloß.
Dort findet man ſie noch heute als den Wau-uta-Froſch, der nur in hohlen Bäumen vorkommt. Wenn man genau acht gibt, kann man noch ſehen, wie geſchwollen die Finger ſind von den Ruderſchlägen, als ſie verſuchte, das Boot feſtzuhalten. Auch hört man ſie noch immer klagen über den verlorenen Liebhaber. Noch heute ſchallt ihr Ruf: Wang, Wang, Wang!

7. Die Speerbeine

Es lebten einmal zwei Brüder, die beide gern auf die Jagd gingen. Eines Tages, als sie tief im Innern des Waldes waren, hörten sie den frohen Lärm eines Trinkfestes. Der ältere Bruder sagte: „Komm, laß uns zu den Leuten gehen!" Aber der jüngere Bruder antwortete: „Nein, das können unmöglich wirkliche Menschen sein, die hier so weit draußen im Walde ein Fest feiern; es müssen irgendwelche Gespenster sein!" Der ältere Bruder bestand jedoch auf seinem Willen.

Sie folgten dem Schall der Stimmen und kamen an ein Haus, wo anscheinend wirkliche Menschen sehr vergnügt waren. Die Besucher wurden eingeladen sich zu setzen, und man bot ihnen Getränke an. Der ältere Bruder überließ sich der Fröhlichkeit; der jüngere lehnte alles ab, weil er ängstlich war. Tatsächlich war sein Argwohn begründet, denn die Leute, die das Fest feierten, waren wirklich keine Menschen, sondern die Geister der Warekki, großer Regenfrösche, die menschliche Gestalt angenommen hatten.

Nach einer Weile gingen die beiden Brüder weiter, und da die Nacht rasch hereinbrach, machten sie sich ein Schutzdach. Der Ältere sandte den Jüngeren aus, Brennholz zu suchen. Als das Schutzdach fertig war, und das Feuer brannte, banden sie ihre Hängematten an. Nach und nach ließ der ältere Bruder von dem jüngeren immer mehr Holz auf das Feuer legen, wieder und immer wieder, bis ein riesiges Feuer auflohderte. Nach einiger Zeit bemerkte der jüngere Bruder einen sonderbaren starken Geruch. Da blickte er um sich und sah, daß seines Bruders Beine aus der Hängematte heraus über dem Feuer hingen. „Gib acht!" rief er. „Deine Beine verbrennen!" Aber der Bruder sagte nur: „Akká! Akká!" und zog seine Beine in die Hängematte. Bald darauf ließ er sie wieder ins Feuer hängen. Da er nicht betrunken gewesen

war, ſah der jüngere Bruder dieſes ſeltſame Gebaren für ein ſchlimmes Zeichen an. Er kümmerte ſich nicht mehr darum, weil ſeine Warnung mißachtet wurde, und ließ ſeines Bruders Beine brennen.

Nach einer Weile merkte dieſer ſelbſt, daß ſeine beiden Füße gänzlich verkohlt waren und das Fleiſch von ſeinen Schienbeinen abgebrannt. Kurz entſchloſſen, ſchabte er das Fleiſch völlig ab und ſpitzte die Schienbeine mit dem Meſſer zu. Da lag er nun hilflos in der Hängematte. Er konnte nicht mehr jagen; nur ab und zu, wenn ein Vogel vorbeiflog oder ein kleines Tier vorbeilief, ſtieß er mit dem Bein danach und ſpießte es mit den zugeſpitzten Knochen auf. Hierin erlangte er bald große Gewandtheit.

Der jüngere Bruder trug ihn oft ſorgſam in den Schatten eines großen Fruchtbaumes, kletterte an dem Stamm hinauf und ſchüttelte die Äſte, damit der Bruder die Früchte, die herabfielen, aufleſen konnte. Dann wieder ſchoß er kleine Vögel für ihn, ſo viele, daß ſie in der näheren Umgebung allmählich ſelten wurden. Dadurch begann das Unheil. Der Kranke wollte ſeinen Bruder niemals aus ſeinem Geſichtskreis fortlaſſen und rief ihn ſtets zurück, noch bevor er ſeinen Pfeil abſchießen konnte. Schließlich war der Bruder ganz verzweifelt; er wagte nicht fortzulaufen, da der Kranke gedroht hatte, ihn zu töten, wenn er es je wagen ſollte. So ſann er auf eine Liſt. Er ſagte: „Bruder, rufe jetzt einmal nicht nach mir! Mein Pfeil iſt auf einem Baum ſtecken geblieben. Ich muß hinaufklettern, und es wird einige Zeit dauern, bis ich zurück ſein kann.“ Das war aber alles gelogen. Es war nur ein Vorwand, um fortzukommen.

Der Kranke wartete und wartete in ſeiner Hängematte und fing endlich an zu rufen, aber kein Bruder kam. Er rief, er ſchrie, er brüllte, aber der Bruder kam nicht. Er ſprang aus der Hängematte, um die Verfolgung aufzunehmen. Zu ſeiner Verwunderung kam er mit ſeinen zugeſpitzten Knochen viel raſcher vorwärts als früher mit ſeinen Füßen. Er ging und lief und folgte den Spuren ſeines Bruders. Dabei jagte er

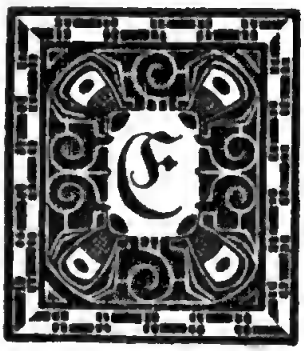
ein Reh auf. Irrtümlicherweise hielt er die Fährte des Rehs für die seines Bruders. So folgte er dem Reh, und als er in seine Nähe kam, warf er sich über das Tier und spießte es mit seinen Beinspeeren an den Boden. Während er es hier und da durchbohrte, sagte er: „Es tut mir leid, mein Bruder, daß ich dich getötet habe; aber es war deine eigene Schuld. Du versuchtest fortzulaufen und mich zu verlassen." Als er den Leichnam herumdrehte, bemerkte er die schwarze Schnauze des Tieres. „Ach, er hat einen blauen Mund bekommen von den Früchten!" Aber als er die vier Beine sah, kam es ihm sonderbar vor. „Nanu? laß mich die Finger zählen! Eins, zwei, drei. Wie viele habe ich? Eins, zwei, drei — vier, fünf! Laß mich nun den Fuß sehen! Er hat eins, zwei, drei Zehen. Jetzt will ich meine zählen. Eins, zwei, drei — vier, fünf!" Und so überlegte er und kam endlich zu der Überzeugung, daß es unmöglich sein Bruder sein könnte, den er da erschlagen hatte. Daher kehrte er zu seiner Hütte zurück und legte sich in die Hängematte.

In der Zwischenzeit kam der Flüchtling nach Hause und erzählte den anderen: „Etwas ist geschehen mit meinem Bruder. Wir können nicht länger mit ihm Freund sein. Wir müssen ihn töten!" Er zeigte also den Weg, und die anderen folgten ihm in den Wald, wo sie die Hütte umzingelten, in welcher der ältere Bruder ruhte. Sie fürchteten, ihn dort anzugreifen, wegen der geschickten Art, mit der er seine Beinknochen als Speere benutzte. Ihre Absicht war, ihn ins Freie herauszulocken. Dort mußte er diese Knochen als Füße benutzen, und sie konnten ihn ohne Gefahr angreifen.

Sie beschlossen, ihm einen schnell fliegenden Vogel zu senden, der um die Hängematte herumschwirren sollte. Sicher würde er versuchen, ihn in der gewohnten Weise zu stechen, würde sein Ziel verfehlen und zur Verfolgung aus der Hängematte springen. In dieser Voraussetzung sandten sie ihm Huku-huku, den kleinen Kolibri, der hierhin und dorthin flog nach allen Richtungen um die Hängematte herum. Aber er war nicht flink genug, und nach vielen Versuchen gelang

es jenem, ihn zu ſpeeren. Da ſandten ſie ihm Hura, das kleine Eichhörnchen, das viel flinker in ſeinen Bewegungen iſt als der Huku-huku. Er verſuchte es viele Male, aber jedesmal verfehlte der Speerknochen ſein Ziel. So lockte das Tierchen ihn hinaus ins Freie, näher und immer näher zu dem Kreis der Leute, und als er ganz nahe herankam, fielen ſie über ihn her und töteten ihn.

8. Die Zauberraſſeln



Eines Tages ging ein Mann mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Söhnen in das benachbarte Dorf, um an einem Trinkfeſt teilzunehmen. Ihre beiden Töchter blieben zu Hauſe und bereiteten Kaſchiri. Als ſie nun zum Bache hinunterſchlenderten, um Waſſer zu holen, hörten ſie einen eigenartigen Schrei. Es war Siwara, der Waldgeiſt, der ſie abſichtlich irreführte, indem er den Schrei eines großen Habichts nachahmte. Sie forderten den Habicht in der üblichen Weiſe heraus, indem ſie riefen: „Schreie nicht, ſondern zeige dich oder töte etwas für uns!" Sie ſahen nichts und hörten nichts weiter.

Als ſie wieder zu Hauſe waren und ſich eine Weile ausgeruht hatten, näherte ſich ein junger Mann dem Hauſe. Er begrüßte ſie mit „Guten Tag, Baſen!" und trat ein. „Wo ſind euere Eltern?" fragte darauf der Fremde. Es war niemand anderes als Siwara, welcher der Aufforderung, ſich zu zeigen, gefolgt war. Die Mädchen erzählten ihm, daß die anderen alle fort ſeien zu einem Trinkfeſt, und boten ihm Kaſſawa und Getränk an. Nachdem er davon genoſſen hatte, ſagte ihnen Siwara, ſie ſollten gehen und das Hokkohuhn hereinholen, das er ihnen mitgebracht hätte. Danach bat er ſie, ſeine Hängematte hereinzubringen, da er die Nacht über dableiben wolle. Sie holten die Hängematte und hingen ſie in dem Ende des Hauſes auf, das am weiteſten von ihrer

Schlafstelle entfernt war. Da sagte er: „Fürchtet euch nicht! Ich werde euch nicht stören." Und er sprach wahr. Die Mädchen schliefen die ganze Nacht hindurch, ohne von ihm gestört zu werden. Früh am nächsten Morgen kehrte Siwara in den Wald zurück, aber bevor er Abschied nahm, verbot er ihnen, ihren Eltern von seinem Besuch zu erzählen.

Nicht lange danach kamen die Eltern zurück. Als sie das geröstete Hokkohuhn sahen, riefen sie aus: „Wie seid ihr denn dazu gekommen?" Die Mädchen logen und sagten: „Wir sahen einen großen Habicht, der es erbeutet hatte, und nahmen es ihm weg." Nach und nach wurde das Hokkohuhn gekocht und gegessen, und als der alte Vater einen Bissen davon kaute, den er gerade aus dem Topf geholt hatte, biß er auf das Stück eines Blasrohrpfeils. Da wandte er sich an seine Töchter und fragte: „Wenn ein Habicht den Vogel tötete, wie kommt der Pfeil hinein?" Nun mußten sie gestehen, daß ihr Onkel ihnen das Hokkohuhn gebracht hätte. „Warum habt ihr das nicht gleich gesagt?" rief der Alte. „Warum ließet ihr mich nicht wissen, daß er euch besuchte, während wir fort waren? Geht gleich und ruft ihn herein!" Die Mädchen gingen hinaus und riefen: „Daku! Daku!" („Onkel! Onkel!"), und Siwara hörte sofort auf ihren Ruf. Als er eintrat, hieß ihn der Hausherr willkommen, und er setzte sich nieder auf den Schemel, der ihm angeboten wurde. „Danke, danke!" rief er aus. „Ich war gestern hier und leistete den Mädchen Gesellschaft." Nun war der alte Vater, der von dem Trinkfest kam, noch reichlich benebelt und wußte kaum, was er tat. Obgleich er nicht die leiseste Ahnung hatte, wer Siwara eigentlich war, bot er ihm seine älteste Tochter an, vorausgesetzt, daß sie ihm gefiele. Es traf sich, daß sie Siwara sehr gut gefiel, und er wandte sich daher an die Mutter und fragte sie, ob sie ihn als Schwiegersohn haben möchte. Sie sagte: „Ja, sehr gern." Und so geschah es, daß der Waldgeist eine Frau bekam und mit ihr im Hause seines Schwiegervaters seinen Wohnsitz nahm.

Siwara erwies sich als ein sehr guter Gatte und Schwieger-

ſohn. Von jedem Jagdzug kehrte er beladen mit Wildbret heim. Er machte ſich auch die Mühe, den Brüdern ſeiner Frau zu zeigen, wie man Wildſchweine ſchießt. Früher brachten dieſe zwei Burſchen oft einen Vogel heim und ſagten, ſie hätten ein Wildſchwein gebracht. Sie wußten eben nicht, was ein Wildſchwein war. Da nahm er ſie eines Tages mit, und als ſie einen geeigneten Platz erreicht hatten, ſchüttelte er ſeine Raſſel, und herbei eilten die Wildſchweine, gehorſam ſeinem Rufe. „Dies ſind Schweine! Schießt!“ ſagte Siwara, aber die beiden Brüder, die nie zuvor ein Wildſchwein geſehen hatten, fürchteten ſich und kletterten auf einen Baum. Da mußte er ſelbſt drei oder vier töten, und dieſe nahmen ſie dann ſpäter mit nach Hauſe.

Die Zeit verging. Nachdem ſeine Frau ihm ein Kind geſchenkt hatte, wurde Siwara anerkannter Erbe des Beſitzes ihrer Familie und brachte auch ſein Eigentum, das er bis jetzt im Walde gelaſſen hatte, in das Haus ſeines Schwiegervaters. Dieſes galt fortan als ſein eigenes Heim.

Unter den Sachen, die er in ſein neues Heim mitbrachte, befanden ſich vier Raſſeln, die nur zur Wildſchweinsjagd gebraucht wurden. Es gibt zwei Arten Schweine, eine harmloſere und eine ſehr gefährliche. Für jede Art hatte er ein Paar Raſſeln, eine Raſſel, um die Tiere herbeizurufen, die andere, um ſie fortzutreiben. Nachdem er die Raſſeln aufgehängt hatte, warnte er die Verwandten ſeiner Frau dringend, dieſe Raſſeln während ſeiner Abweſenheit zu berühren, weil daraus großes Unglück entſtehen würde.

Bald darauf ging Siwara fort, um ein Feld zu roden. Während er fort war, kamen ſeine Schwäger zurück. Sie ſahen die ſchönen, mit Federn verzierten Raſſeln alle in einer Reihe hängen und konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, eine herunterzunehmen, um ſie genau zu betrachten. In ihre Betrachtung vertieft, vergaß der Schwager ganz das Verbot und begann ſie zu ſchütteln. Aber ach! es war die falſche Raſſel, die für die böſen Wildſchweine! Und nun kamen dieſe wilden Beſtien in Scharen von nahe und fern herbei

und ließen der jungen Mutter, den zwei Brüdern und den alten Leuten kaum Zeit, sich auf die nächsten Bäume zu flüchten. In der Eile und Aufregung hatte die Mutter jedoch ihr Kind vergessen, das die Schweine in Stücke rissen und verschlangen. Als sie sahen, was sich unten ereignete, schrien die Flüchtlinge und riefen nach Siwara, er solle schnell kommen und all die Tiere vertreiben, damit sie in Sicherheit heruntersteigen könnten. Siwara kam, schüttelte die richtige Rassel und trieb die Tiere fort. Als alle herabgestiegen waren und mit ihm zusammentrafen, suchte er nach seinem Kindchen. Aber er fand es nicht. Da tadelte er sie, daß sie seinem Gebot nicht gefolgt wären, und war so ärgerlich, daß er sie verließ. — Es ist jetzt schwer für sie, Nahrung zu bekommen.

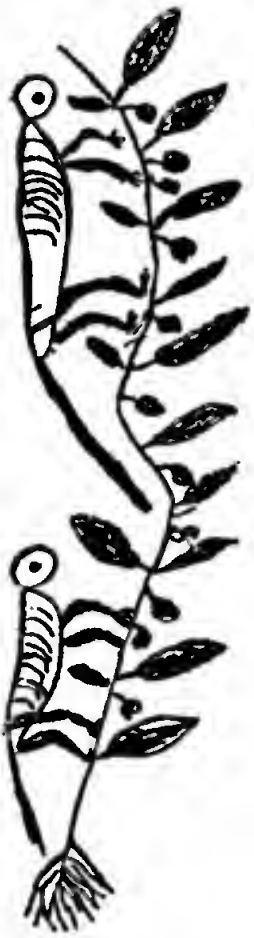
9. Die Affenfrau

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine Affin gefangen und aufgezogen. Sie war so zahm und anhänglich geworden, daß die alten Leute sie ruhig allein zu Hause ließen, wenn sie fortgingen. Eines Tages, als sie ausgegangen waren, um Freunde zu besuchen, streifte die Affin ihre Haut ab, warf sie über einen der Hausbalken und band sich eine Perlenschürze um und anderen Zierat, der im Hause zurückgeblieben war. Darauf machte sie sich an die Kassawa, die sie kochte und aß. Endlich zog sie ihr Fell wieder an.

Als die Hausbewohner zurückkamen, suchten sie die Kassawa und konnten sie nirgends finden. Aber obgleich sie sich sehr darüber wunderten, beargwöhnte niemand die Affin. Bei der nächsten Gelegenheit, als wieder einmal alle fortgingen, verbarg sich ein junger Mann und blieb zurück, um aufzupassen, damit nicht zum zweitenmal jemand die Kassawa stehle.

Nach einiger Zeit zog die Affin ihr Fell aus, kleidete sich

wie zuvor und fing an, Kaſſawa zu backen. Da ſprang der junge Mann hervor und ergriff ſie. Es gab einen harten Kampf. „Nein!“ ſagte ſie, „ich kann nicht deine Frau werden.“ „Aber ich habe ein ſolches Verlangen nach dir,“ war die Erwiderung. „Das iſt alles recht ſchön,“ ſagte ſie, „aber du wirſt mich doch ſchlecht behandeln und prügeln.“ Als er ihr verſicherte, daß er ſie niemals ſchlecht behandeln würde, willigte ſie endlich ein, ſich ſeinen Wünſchen zu fügen. Da riß er das Affenfell vom Balken herunter und warf es ins Feuer.



Sie lebten lange Zeit zuſammen, und ſie gebar ihm einen Knaben. Danach begannen aber ihre Leiden, denn er war ihrer überdrüſſig geworden. Er fing an, ſie zu ſchlagen, „Affe“ zu ihr zu ſagen und ſie in jeder Weiſe zu quälen. Schließlich wurde es ihr zu viel, und ſie ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich kann dieſe Behandlung nicht länger ertragen. Ich will zurückkehren zu meinen Leuten.“ Sie ſagte ihrem Manne, ſie wolle zum Baden gehen. Statt deſſen ging ſie aber weit fort in den Wald hinein. Ihr Mann wartete lange, lange auf ſie, und endlich machte er ſich auf, ſie zu ſuchen. Sie hinkte unterdeſſen mit einem Stock umher und verſuchte, ihre frühere Gangart auf vier Füßen wieder herauszubekommen. Gerade war es ihr geglückt, nach alter Gewohnheit ſich von einem Baum zum anderen zu ſchwingen. Ihr kleiner Knabe fing ſchon an, die Bewegungen der Mutter nachzuahmen.

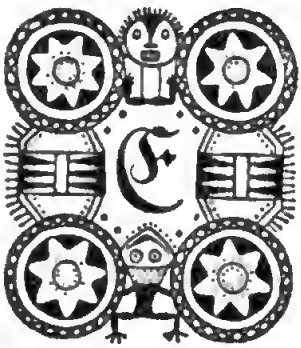
Als ihr Mann kam, da ſah er ſie mit dem Kleinen vom Wipfel eines Baumes zum anderen ſpringen. „Komm nach Hauſe zurück!“ rief er, aber ſie hörte nicht auf ihn. Nur der Knabe, dem der Vater leid tat, warf ihm Spinnen und

Inſekten zum Eſſen herunter. — Affen können ſolche Dinge wohl eſſen, aber ſie ſind keine Koſt für Menſchen, und ſo blieb er hungrig. — „Komm nach Hauſe zurück!“ ſchrie er von neuem, während er verſuchte, ihr unten durch die Büſche zu folgen. Sie ſah auf ihn herab und rief ihm zu: „Nein, ich bin genug geſtraft geweſen durch dich!“

So ſetzten ſie ihren Lauf fort, der Vater unten auf dem Boden, Mutter und Kind ſich in den höchſten Zweigen von Baum zu Baum ſchwingend. Endlich kamen ſie an einen breiten Fluß. Da rief die Affin ihren Verwandten zu: „Kommt und holt uns!“ Und es kam ein ſtarker Wind, der wehte wider die Bäume der gegenüberliegenden Uferſeite, daß ſie ſich weit über den Fluß hinüberneigten und die Bäume der anderen Seite berührten. Da konnte die Mutter mit ihrem Kind hinüberſpringen, und als ſie drüben waren, ſchlugen die Bäume und Büſche zurück, wie ſie vorher geſtanden hatten. Die Affin rief dem Manne zu: „Du mußt uns nachſchwimmen, wenn du uns haben willſt!“ Und der kleine Knabe, der ſeinen Vater wirklich gern hatte, rief: „Lebe wohl, ich gehe fort!“ Aber die Mutter rief nichts mehr.

Der Mann verließ das Ufer und ging wütend nach Hauſe. Dort zerſtörte er alles, was der Frau gehört hatte. Er zerſchnitt ihre Hängematte, zerbrach ihre Kalabaſſen und zerſchlug ihre Töpfe. Was für eine ſchlechte Laune muß er gehabt haben!

10. Die Frau, die vom Geſpenſt ihres Mannes getötet wurde



inſt machte ſich eine Geſellſchaft von Arowaken auf zum Berbice, und unterwegs wurden ſie alle ermordet. Es waren lauter verheiratete Männer. Ihre Frauen hatten ſie zurückgelaſſen am Pomeroon. Die Frauen nahmen alle andere Männer, außer einer. Dieſe war ſo traurig über den Verluſt ihres Mannes, daß ſie keinen anderen haben wollte. Sie fand Troſt in ihren zwei kleinen Kindern.

Nach einiger Zeit begab es ſich, daß das ganze Dorf zu einem Trinkfeſt zog, nur die Witwe blieb allein zurück. Als die Nacht hereinbrach, hörte ſie vom Fluß her Flöte blaſen. Der Ton kam näher und näher. Sie erkannte die Weiſe ihres Gatten und ſagte zu ihrem Kinde: „Dieſe Melodie pflegte dein Vater zu ſpielen. Vielleicht wurde er allein gerettet, als alle anderen getötet wurden.“

Tatſächlich war es das Geſpenſt des Mannes, das verſuchte, nach Hauſe zu kommen. Nachdem der Geiſt die Landungsſtelle erreicht hatte, band er ſein Boot an und kam herauf zum Hauſe, wo die Frau ihn erkannte.

Er ſagte: „Guten Tag!“ und fragte, ob es ihr gut gehe und erkundigte ſich nach den beiden Kindern. Darauf bat er ſie, ſeine Hängematte aufzuſpannen, denn er ſei krank zurückgekommen. Als er in ſeiner Hängematte lag, begann er ihr genau alles zu berichten, was geſchehen war, wie er mit all den anderen getötet wurde. Nach einiger Zeit ſagte er: „Geh und hole Licht! Es müſſen viele Flöhe hier ſein. Sie beißen mich ſchrecklich in den Rücken.“ Aber anſtatt Flöhe waren es Würmer, die in ihm nagten, und als die Frau mit einem Feuerbrand kam, konnte ſie ſie heraus- und hereinkriechen ſehen. Sie ſagte: „Nein, nein, es ſind keine Flöhe da!“

Da ſie nun all die Würmer geſehen hatte, wußte ſie, daß es ihres Mannes Geſpenſt ſein müſſe und nicht ſein Körper, der zurückgekommen war. Es war ein Zeichen für ſie, daß etwas geſchehen würde.

Wieder und noch ein drittes Mal bat er ſie, ihm die Flöhe abzuſuchen, aber ſie beſtand auf ihrem: „Nein, nein, es ſind keine Flöhe da.“

Unterdeſſen überlegte ſie, wie ſie ſich retten könne. Sie fing an zu ſpucken und ſpuckte immer auf dieſelbe Stelle, bis dort eine kleine Lache von Speichel war. Dann ſchlüpfte ſie leiſe zum Hauſe hinaus und lief der nächſten Anſiedlung zu.

Als das Geſpenſt ſie nun wieder bat, die Flöhe zu fangen, antwortete der Speichel: „Nein, nein, es ſind keine Flöhe da!“ Und ſo wiederholten ſich Frage und Antwort. Aber als der Speichel endlich eingetrocknet war, konnte er nicht mehr ſprechen, und ſobald das Geſpenſt keine Antwort bekam, ſtieg es aus der Hängematte und folgte den Spuren der Frau.

Der Feuerbrand, den ſie trug, war erloſchen. Sie lief weiter im Dunkeln, der Geiſt laut rufend hinter ihr her. Als er immer näher kam, erinnerte ſie ſich an ein altes Gürteltierloch. Darin verbarg ſie ſich, während der Geiſt vorbeieilte. Er bemerkte jedoch bald, daß ſie ihn überliſtet hatte, und kehrte zu der Stelle zurück, wo ſie ſo plötzlich verſchwunden war. Dort blieb er ſtehen und ſann nach, und ſie hörte ihn vor ſich hin ſagen: „Ich bin tot. Aber obgleich ich tot bin, ſuche ich ſie, und ich werde ſie auch bald töten.“ Damit verlor ſie ihn in der Dunkelheit aus den Augen.

Sie kroch hervor aus ihrem Verſteck, erreichte die nächſte Anſiedlung und erzählte ihren Freunden alles, was geſchehen war. Und was der Geiſt geſagt hatte, wurde wahr. Sie wurde bald krank und ſtarb.

11. Du ſollſt nicht ſtehlen

Es waren einmal zwanzig Männer, die gingen zuſammen auf die Wildſchweinsjagd. Sie nahmen ihre Hängematten mit, denn ſie gedachten einige Tage fortzubleiben. Sie fanden bald Fährten und verfolgten ſie bis zum Abend. Dann ſchlugen ſie ihr Lager auf. Am nächſten Morgen folgten ſie den Fährten weiter bis zum Mittag. Da bemerkten ſie eine Menge Lebensmittel, alle fertig zum Verzehren, Speiſe und Trank, Überfluß an allem, was ein Indianer ſich nur wünſchen kann. Einer fragte den anderen: „Wirſt du davon eſſen?“ Einige ſagten: „Natürlich. Warum nicht? Iſt es nicht alles für uns gerichtet?“ Aber andere ſagten: „Nein, es iſt nicht für uns beſtimmt. Wir wollen nicht eſſen, was uns nicht gehört.“ Die Wünſche der Mehrheit ſiegten jedoch, und alle bis auf zwei aßen von der guten Koſt.

Nachdem alles verzehrt war, nahmen ſie die Fährte wieder auf, bis die Nacht hereinbrach, und ſie abermals ihr Lager aufſchlugen. Die zwei aber, die ſich geweigert hatten mitzueſſen, errichteten ſich ihr Schutzdach ein wenig abſeits von den anderen. Alle außer den zweien ſchliefen feſt ein.

Während der Nacht kam der Waldgeiſt daher mit einem Licht in der Hand und näherte ſich dem Platz, wo die achtzehn ſchliefen. Als er nahe an den erſten der Männer herangekommen war, löſchte er das Licht, und indem er die Luft durch ſeine halbgeſchloſſene Hand ſog, ſchlürfte er die Augen ſeines Opfers aus, gerade wie wir das Fleiſch aus einer Krebsſchere ſchlürfen. Dasſelbe tat er der Reihe nach jedem der anderen ſiebzehn Männer, dann zog er ſich zurück.

Die zwei, die abſeits ihr Lager hatten, waren wach geblieben und hatten alles beobachtet, was geſchehen war.

Früh am nächſten Morgen rief jeder der achtzehn beim Erwachen: „Ich bin blind! Ich bin blind!“ Die armen Burſchen

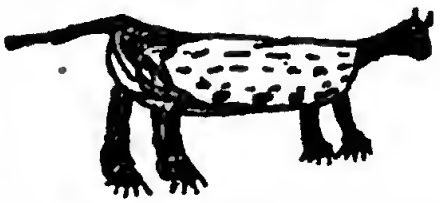
riefen nach den zwei anderen, die nicht mitgegeſſen hatten, und fragten ſie, ob ſie auch ihre Augen verloren hätten. Dieſe ſagten zuerſt „ja“, aber als ſie immer wieder gedrängt wurden, die Wahrheit zu ſagen, mußten ſie ſchließlich geſtehen, daß ihnen kein Übel widerfahren ſei. Einige der erblindeten Männer empfanden ihr Unglück ſehr ſchwer. Die einen hatten ſchwangere Frauen zu Hauſe, die anderen hatten kleine Mädchen — kleine Mädchen, die ſie eines Tages zu ihren Frauen machen wollten. Diejenigen, die ſolche kleinen Mädchen beſaßen, grämten ſich ſehr und ſagten: „Wir haben kleine Mädchen zu Hauſe, und wir haben bis jetzt noch niemals etwas mit ihnen zu tun gehabt. Ach, ach, wenn wir nur Frauen aus ihnen gemacht hätten, bevor dieſes Unglück uns traf!“

Um wieder nach Hauſe zu gelangen, baten nun die erblindeten Männer ihre unverletzten Gefährten, die Schnüre von all ihren Bogen zu löſen und zuſammenzuknüpfen zu einem langen Seil. Die achtzehn hielten ſich nun an dieſem Seil feſt, und die zwei Sehenden führten ſie; ſo machten ſie ſich auf den Heimweg.

Aber die zwei führten ſie nicht heimwärts, wie es ihnen geſagt worden war, ſondern zu einem Teich, in dem eine Menge Piraifiſche lebte. Dort angekommen, ließen ſie die Blinden ſich im Kreiſe um das Waſſer ſtellen und ſagten zu ihnen, daß ſie jetzt einen Fluß durchſchreiten müßten; wenn ſie einen Platſch ins Waſſer hörten, ſollten ſie ſofort vorwärts eilen. Darauf traten die zwei Führer zurück und warfen über die Köpfe ihrer blinden Gefährten einige ſchwere Holzſtücke ins Waſſer. Sowie dieſe ins Waſſer platſchten, ſprangen die achtzehn blinden Männer vorwärts, um einer gegen den anderen zu ſtoßen in der Mitte des Teiches, wo die raubgierigen Fiſche ſie anfielen und zerriſſen. — So wurden ſie geſtraft dafür, daß ſie Nahrung nahmen, die ihnen nicht gehörte.

12. Der Idiot, der fliegen wollte

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Mutter und eine Schweſter, aber leider nicht alle ſeine fünf Sinne. Daher nannte man ihn Wabaſſi (d. h. ein Menſch, der nicht ganz geſund iſt). Seine Schweſter hatte einen Hund, der hieß Warribiſi, Weſpe. Eines Tages ging Wabaſſi an den Meeresſtrand, um Krabben zu fangen. Gerade als er aus dem Boot ſteigen wollte, kam ein rieſiger Jaguar. Er dachte, es wäre der Hund ſeiner Schweſter und rief: „Warribiſi, Warribiſi! Komm her! Was tuſt du hier?" Und als das Tier ganz nahe herankam, faßte er es um den Leib und verſuchte, es ins Boot zu ziehen. Natürlich knurrte der Jaguar, aber Wabaſſi ſagte nur: „Beiß mich nicht, Warribiſi!" Und da das Tier zu ſchwer und plump war und ſich nicht ins Boot zerren ließ, wurde er ärgerlich und rief: „Dummer Warribiſi! Bleibe, wo du biſt, meinetwegen kann ein Jaguar kommen und dich freſſen!" Als Wabaſſi nach Hauſe kam, erzählte er ſeiner Schweſter, daß er ihren Hund geſehen hätte. Sie ſagte: „Nein, das iſt nicht möglich. Du biſt nicht recht geſcheit. Warribiſi iſt während der ganzen Zeit hier bei mir geweſen."



Ein anderes Mal ging Wabaſſi mit einigen Freunden und Verwandten auf die Jagd. Sie trafen eine Rotte Wildſchweine, und Wabaſſi ſchoß eins. Seine Freunde trugen alle Schweine, die ſie erlegt hatten, auf einen Platz zuſammen. Wabaſſi kam herbei, um ſich die Strecke anzuſehen, und ließ ſeine eigene Beute zurück. „Oh", ſagte er, „mein Wildſchwein ſieht ganz anders aus. Meins hat einen Fleck auf dem Kopf und eine platte Naſe." Da ſagten die anderen, er ſolle es ſchnell herbeiholen und

ihnen zeigen. Als er mit ſeiner Beute kam, waren ſie nicht wenig erſtaunt, einen Jaguar zu ſehen, und noch erſtaunter waren ſie darüber, daß der glückliche Jäger nicht einmal eine Schramme davongetragen hatte.

Am nächſten Tag kamen ſie wieder nach Hauſe. Da kleidete ſich Wabaſſi wie ein Vogel. Er ſteckte Federn, die den Schwanz vorſtellen ſollten, hinten in ſeinen Gürtel. Dann kletterte er auf einen hohen Baum und ſprang von Aſt zu Aſt; dreimal; beim viertenmal trat er auf einen dürren Aſt und fiel zu Boden. „Wie herrlich ich fliegen kann!“ ſagte er, während er ſeine Knochen zuſammenſuchte.

13. Makonaura und Anuanaitu

In uralter Zeit, als die Großmütter unſerer Großmütter noch nicht geboren waren, war die Welt ganz anders als heute. Die Bäume trugen unaufhörlich Früchte das ganze Jahr hindurch. Die Tiere lebten in vollkommener Eintracht, und das kleine Aguti ſpielte ohne Furcht mit dem Bart des Jaguars. Die Schlangen hatten kein Gift. Die Flüſſe floſſen gleichmäßig dahin ohne Fallen und Steigen. Selbſt das Waſſer der Kaskaden glitt langſam und ſachte von der Höhe der Felſen. Mit einem Wort, alles war ganz anders als heute.

Es lebte noch kein Menſch, und Adaheli, den wir jetzt als unſeren Gott anrufen, der ſich aber damals die Sonne nannte, war betrübt darüber. Er ſtieg herab von den Himmeln, und der Menſch ward geboren von dem Kaiman. Es gab zwei Geſchlechter. Die Frauen waren alle von einer bezaubernden Schönheit; aber unter den Männern gab es

mehrere mit abſcheulichen und abſtoßenden Zügen. Das war die Urſache der Zerſtreuung. Die Menſchen mit den anmutigen Zügen konnten nicht lange Zeit in ihrer Geſellſchaft leben. Sie trennten ſich von ihnen und wanderten nach Weſten. Die Fratzen ſetzten ſich mit den Frauen, die ſie erwählt hatten, im Oſten feſt.

Viele Jahrhunderte ſind vergangen; viele Generationen ſind aufeinander gefolgt. Das Andenken an dieſe Zeit iſt in Vergeſſenheit geſunken; kaum daß einige alte Frauen und die Zauberärzte eine ſchwache Erinnerung daran bewahrt haben.

Um jene Zeit lebte in der Gruppe der ſchönen Menſchen ein junger Mann, genannt Makonaura, und ſeine ſchon ſehr bejahrte Mutter. Der junge Mann war in jeder Beziehung anmutig. Von hoher Geſtalt, beherrſchte er ſeine Gefährten. Er trug einen Schaumſchurz von eleganter Form, und hübſche Ringe hingen in ſeinen Ohren. Auf der Jagd hatte er nicht ſeinesgleichen, und ſeine Reuſen füllten ſich ſtets mit Fiſchen. Flocht er Körbe, ſo zeichneten ſie ſich durch ihre Anmut und Feinheit aus und übertrafen bei weitem alle Flechtarbeiten der anderen jungen Leute.

Seine alte Mutter war nicht weniger bemerkenswert. Mochte ſie Hängematten verfertigen oder Kaſſawa bereiten oder Tapana-Getränk durchſeihen, ſie tat alles mit einer beſonderen Sorgfalt und einer ſtaunenswerten Kunſt. Man bewunderte ſie.

Die beiden lebten in der vollkommenſten Harmonie, nicht allein miteinander, ſondern mit allen Gliedern ihres Stammes. Sie hatten nicht zu leiden, weder von der Hitze, noch von der Kälte. Böſe Tiere beläſtigten ſie nicht, denn es gab keine in der ganzen Gegend.

Eines Tages, als Makonaura ſeine Reuſe aufnehmen wollte, fand er ſie zu ſeiner Überraſchung zerbrochen und alle Fiſche, die ſie enthielt, halb verzehrt. Niemals ſeit Menſchengedenken hatte ſich eine ſolche Sache in ſeinem Stamme ereignet. Wütend, dachte er ſofort daran, ſich zu rächen. Aber, wie ſollte er den Dieb entdecken? Das Tiervolk bot ihm ſeine

Dienſte an. Ein Specht erſchien. Er ſtellte ihn als Wache nahe bei ſeine Reuſe und befahl ihm, ihn durch Schläge mit dem Schnabel auf einen Baumſtamm zu benachrichtigen, ſobald ſich ein Fremder, Menſch oder Tier, ſeiner Reuſe nähern würde.

Bei der Rückkehr in ſein Haus erzählte er ſeiner Mutter ſein Abenteuer. Dieſe hörte ihn ſtillſchweigend an. Während er ſprach, kam ihr wieder alles, was ſie von den uralten Legenden behalten hatte, in den Sinn, und ſie hatte Furcht.

Den folgenden Tag in der Frühe machte Meiſter Specht einen großen Lärm. Man hörte ſein wütendes „tok — tok!" Makonaura lief in aller Haſt herbei, aber, wie er ſich auch beeilte, er fand bei ſeiner Ankunft ſeine Reuſe ein zweites Mal leer und eingeſtoßen. Ganz außer ſich, ſchalt er den Specht heftig aus wegen ſeiner Langſamkeit und Nachläſſigkeit und ſetzte einen Caſſicus an ſeine Stelle, damit er gut Wache halte.

Makonaura erwachte am folgenden Tag durch das wiederholte ſchallende „pong — pong" des Vogels. Er ergriff ſeinen Bogen und ſeine Giftpfeile und eilte ſofort hin. Bei ſeiner Ankunft bemerkte er nahe bei ſeiner Reuſe den Kopf eines Kaimans. Raſch ſchoß er, und ſein Pfeil bohrte ſich ziſchend zwiſchen die beiden Augen des Tieres, das mit einem furchtbaren „glu — glu" ins Waſſer tauchte und verſchwand.

Makonaura beſſerte ſeine Reuſe aus, befahl dem Caſſicus, gut auf ſie acht zu geben, und zog ſich zurück.

Eine Stunde war kaum vergangen, als plötzlich von neuem der Ruf des Caſſicus erſcholl. Makonaura lief den Weg zurück. Keuchend kam er an. Alle Wetter! Welche Überraſchung! Ein junges Mädchen von blendender Schönheit war dort, ganz in Tränen. Gerührt von ihren Tränen, fragte er ſie nach der Urſache ihres Kummers. „Ich kann es dir nicht ſagen," antwortete ſie und bat ihn, ſich zu entfernen. Er beſtand darauf und erklärte, er würde nur weggehen, wenn ſie einwilligte, ihn zu begleiten. „Aber, ich kann es

nicht," erwiderte die junge Unbekannte, die faſt noch ein Kind war, „denn ...," und ihre Stimme erloſch in einem Schluchzen. Makonaura nahm ſie nun auf ſeine Schultern und trug ſie in die Hütte ſeiner geliebten Mutter. Dieſe nahm die kleine Fremde gütig auf. „Wie heißt du, mein Kind?" ſagte ſie zu ihr. Und die Kleine antwortete: „Anuanaitu." — „Woher kommſt du?" — „Aus weiter Ferne." — „Wer ſind deine Verwandten?" — „Oh! fragt mich dies nicht!" verſetzte lebhaft das junge Mädchen, indem es ſein Geſicht mit den Händen bedeckte.

Makonaura und ſeine Mutter wollten nicht ein Geheimnis erpreſſen, das man ihnen vorenthielt. Sie ſchwiegen. Die alte Frau ſetzte nun der jungen Fremden getrockneten Fiſch vor, Fleiſch, Kaſſawa und eine Kalabaſſe voll Tapana. Anuanaitu aß und trank; dann ſtreckte ſie ſich auf die Erde aus, um zu ruhen. Makonaura rief umſonſt die Rechte der Gaſtfreundſchaft an; ſie wies die Hängematte zurück, die er ihr für dieſe Nacht anbot. Ebenſo machte ſie es in den folgenden Nächten. Stets blieb die Hängematte des jungen Mannes leer, denn ſein Zartgefühl verbot es ihm, ein Lager zu benutzen, das er aus Gaſtfreundſchaft der Unbekannten angeboten hatte. Auf die dringenden Bitten ihrer Wirtin nahm ſie endlich die Hängematte der Mutter an, bis die neue Hängematte, an der man für ihn arbeitete, fertig wäre; aber ſie ſpannte die Hängematte in dem beſcheidenſten Winkel der Hütte aus. Nur unter dieſer Bedingung hatte ſie ihre Zuſtimmung gegeben.

Alles ging nach Wunſch und ſchien den friedlichen Bewohnern der Hütte glückliche Tage zu verheißen, obwohl die Fremde ſtets ein hartnäckiges Stillſchweigen über ihre Familie und die Jahre ihrer Kindheit bewahrte; kaum daß ſie ſich manchmal mit ſeiner Mutter unterhielt. Aber dann ſtrahlte ſtets ſein Geſicht, und ſeine Stimme verriet ſeine Bewegung.

Sie hatte ſich jetzt vollkommen zu einer Frau entwickelt. Makonaura war von Liebe zu ihr entbrannt. Er wagte nicht,

es ihr zu ſagen, aber er entdeckte ſich ſeiner alten Mutter. Dieſe nahm voll Freude ihren Sohn bei der Hand und führte ihn zu Anuanaitu, um ſie miteinander zu verloben. Da brach das junge Mädchen in Tränen aus und bat ihre Gaſtfreunde, ſie lieber in ihre Heimat zurückzuſchicken.

Einige Tage ſpäter indeſſen ſah Makonaura, als er heimkam, eine Hängematte neben der ſeinigen ausgeſpannt. Er konnte ſeine Freude nicht zurückhalten, denn das war das ſicherſte Zeichen, daß Anuanaitu ſeiner Bitte Gehör geſchenkt hatte und einwilligte, ſeine Frau zu werden. Nichts fehlte nun mehr an ſeinem Glück! —

Es fehlte daran die Zuſtimmung der Familie der Unbekannten.

Einige Monate floſſen dahin in ruhigem Glück. Da fühlte Anuanaitu eines Tages den dringenden Wunſch, ihre Mutter wiederzuſehen. Ein einziger Monat würde ihr für die Hin- und Rückreiſe genügen, ſagte ſie. Makonaura gab ſeine Einwilligung zu der Reiſe, wollte aber ſeine Frau begleiten. Erſchreckt, bemühte ſie ſich, es ihm auszureden. Da es ihr nicht gelang, erklärte ſie, lieber auf die Reiſe verzichten und daheim bleiben zu wollen. „Dann werde ich allein gehen," verſetzte Makonaura, „und die Deinen um ihre Zuſtimmung zu unſerer Ehe bitten!" — „Nie und nimmer!" rief Anuanaitu erſchreckt. „Wenn du allein gehſt, wirſt du uns alle verderben, uns beide und deine teuere Mutter!"

Der Entſchluß des jungen Mannes ſtand unerſchütterlich feſt. Er verfertigte ein großes Kanu, brachte Geſchenke zuſammen für die Verwandten ſeiner Frau und verſah ſich mit Lebensmitteln für drei Wochen der Reiſe. Anuanaitu wollte mit ihm gehen.

Im Augenblick der Abreiſe nahm er Abſchied von ſeiner alten Mutter. „Mutter," ſagte er zu ihr, „die Reiſe, die ich unternehme, iſt voll Gefahren, ich weiß es, aber die Geiſter haben mir durch den Mund des Zauberarztes verſichert, daß ich kein Unglück erleiden und heil und geſund zu dir zurückkehren werde. Fürchte alſo nichts, meine gute

Mutter!" — Er fuhr ab. Das Kanu glitt leicht dahin auf der Oberfläche der Gewäſſer, und drei Wochen ſpäter landete er glücklich an einem Lager von Leuten.

„Da ſind wir," ſagte Anuanaitu, „habe Dank! Ich will gehen und meine Mutter ſuchen. Sie wird kommen und dir zwei Kalabaſſen bringen, eine voll Blut mit rohem Fleiſch und eine andere voll Beltiri mit Kaſſawabrot. Sei klug und triff gut deine Wahl; unſer beider Los hängt davon ab!" — Sie kam bald zurück, begleitet von einer Frau, die zwei Kalabaſſen trug. „Gatte meiner Tochter," ſagte die Frau, „nimm dieſe Erfriſchungen!" — Indem ſie dies ſagte, ſetzte ſie die beiden Kalabaſſen vor ihn hin. Ohne zu zögern, nahm Makonaura das Beltiri und das Kaſſawabrot. Die Mutter Anuanaitus lächelte. „Mit Recht," ſagte ſie, „hat meine Tochter gleich ſo viel Lobenswertes von dir und deiner Mutter erzählt. Du haſt eine gute Wahl getroffen. Gern gebe ich meine Einwilligung zu euerer Ehe, aber ich fürchte, daß mein Gatte ſich ſehr widerſetzen wird."

Man ſetzte ſich und hielt Rat. Man beſprach ſich über das, was zu tun ſei, um den Widerſtand des Vaters Anuanaitus zu beſiegen. Als man ſich darüber einig geworden war, erhoben ſich die beiden Frauen und gingen, ihn aufzuſuchen, aber ſie kamen bald zurück in Tränen. Kaikutſchi, das war ſein Name, war unerbittlich. Er ſchwur, die Entführung ſeiner Tochter im Blute zu rächen. — Makonaura ſollte ſich im Walde verborgen halten, ſolange ſeine blutdürſtige Wut anhielt. Wenn ſich der erzürnte Vater eines Tages beruhigt habe, würde man kommen und ihn davon benachrichtigen.

Drei Tage ſpäter verkündete ihm die Mutter Anuanaitus, daß Kaikutſchi endlich einwillige, ihn zu ſehen, und ſeine

Geſchenke annehme. Makonaura begab ſich darauf in das Dorf, und ſeine Frau, die ihm entgegengekommen war, führte ihn ſofort zu ihrem Vater.

Bei ihrem Anblick ergriff dieſen ein heftiger Zorn. „Wie," ſchrie er, „wagt ihr euch mir zu nähern!" — Der junge Mann antwortete ihm in ruhigem Ton: „Es iſt wahr, daß meine Ehe mit deiner Tochter nicht nach dem Brauch war, aber ich bin gerade hierhergekommen, um meinen Fehler wieder gutzumachen. Ich bin bereit, zu tun und dir anzubieten alles, was dir beliebt." — Der andere lachte verächtlich. „So mache mir," ſagte er, „in einer Nacht einen Zauberſchemel! Er muß auf der einen Seite einen Jaguarkopf, auf der anderen meine Züge haben."

Makonaura machte ſich ans Werk, und gegen Mitternacht war der Schemel bis auf Kaikutſchis Züge vollendet. Dieſer hatte die Gewohnheit, eine Kalabaſſe vor dem Geſicht zu tragen, in die zwei Löcher für die Augen gebohrt waren. Makonaura hatte ſein Geſicht noch nicht geſehen. Er bat ſeine Frau, ihm ihren Vater zu ſchildern. Sie erbleichte und ſprach: „Mein Vater iſt Zauberarzt; er weiß alles. Es iſt unmöglich! Er würde uns beide töten." — Der junge Mann wußte ſich keinen anderen Rat, als in den Wald zu laufen, in die Hütte von Kaikutſchi, um zu verſuchen, ſeine Züge zu entdecken. Es war vergeblich, denn er fand in der Hängematte nur einen Mann, zuſammengerollt zur Kugel. Er war im Begriff, ganz verwirrt wegzugehen. Da ſummte ihm eine Mücke in die Ohren: „Verzweifle nicht!" Und die Mücke ſtach ſofort Kaikutſchi. Der Mann rührte ſich nicht. — Da fühlte Makonaura ein Inſekt an ſeinen Beinen hinaufkriechen. Es war eine Vogelſpinne. Sie ſagte zu ihm: „Fürchte nichts, habe Geduld!" Sie hing ſich unten an die Hängematte und biß den Schläfer heftig. Dieſer tötete ſie jedoch, ohne ſein Geſicht zu zeigen.

Makonaura war verzweifelt. Aber da rückte ein Heer von Ameiſen heran, und ihre Führer riefen ihm zu: „Fürchte nichts, wir ſind da!" Und das Heer fiel über dieſe unförm-

liche Maſſe her und griff ſie wütend von allen Seiten an. Kaikutſchi erhob ſich beſtürzt, und Makonaura ſah ſein ſchreckliches Geſicht. — Er ging in aller Eile weg, um ſeinen Zauberſchemel zu vollenden. Als am Morgen Kaikutſchi den Zauberſchemel ganz fertig ſah, zeigte er ſich wenig zufrieden. „Das genügt nicht," ſagte er, „du mußt mir noch in einer einzigen Nacht eine Hütte bauen, deren ganzes Dach aus den ſchönſten Federn gemacht iſt." — Dieſes Mal hielt ſich der junge Mann für verloren. Aber plötzlich kamen Tauſende und Abertauſende von Kolibri und anderen Vögeln, alle mit entzückendem Gefieder. Die Hütte war vor Sonnenaufgang fertig. Das war das Ende der harten Proben, die Makonaura zu einem Glied der Familie Kaikutſchis machten und zum ehrenwerten Gatten Anuanaitus. Mehrere Monate vergingen. Makonaura, unruhig über das Schickſal ſeiner alten Mutter, beſchloß, mit ſeiner Gattin hinzugehen und ſie wiederzuſehen. Kaikutſchi ſchlug es rundweg ab, daß Anuanaitu ihn begleitete. So ging er allein. Wie glücklich war ſeine Mutter, ihn wiederzuſehen! Wie bemitleidete ſie ihn um alle Mühen, die er erduldet hatte! Während der zwei Wochen, die ſie zuſammen verlebten, tauſchten ſie ihre Gedanken aus. Sie erzählte ihm die Sagen aus vergangenen Zeiten. Der Tag der Trennung näherte ſich für Makonaura. Er mußte an die Abreiſe denken. Er ging hin und fragte den Zauberarzt um Rat. „Die Geiſter," antwortete ihm dieſer, „widerſetzen ſich deinem Vorhaben. Reiſe nicht ab!" — Erſchüttert zögerte der junge Mann einen Augenblick; dann beruhigte er ſich wieder und ſagte ſich: „Ich bin neulich der Schwierigkeiten, die unüberwindlich ſchienen, Herr geworden; warum ſollte es mir nicht auch diesmal gelingen?"

Er kam mit ſeiner Mutter überein, ihr jedesmal, wenn er ſich in Gefahr befände, raſch einen Vogel zu ſchicken. Wenn er ſtürbe, würde ihr die Eule die Nachricht bringen. Dann reiſte er ab.

Die Überfahrt ging glücklich vonſtatten. Er kam wohlbehalten

an. Aber ſeine Frau und ſeine Schwiegermutter waren ihm entgegengegangen. Ganz in Tränen, riefen ſie ihm zu: „Kehre um, ſo raſch wie möglich! Kaikutſchi iſt wütend über eine Nachricht, die er empfangen hat.“ — Ohne zu achten auf das, was die Frauen zu ihm ſagten, ging Makonaura geradeswegs zur Hütte ſeines Schwiegervaters. Kaikutſchi erwartete ihn auf der Schwelle. Mit einem Schlag ſeiner Keule ſtreckte er ihn zu ſeinen Füßen nieder und ſchoß ihm einen Pfeil in die Stirn zwiſchen die beiden Augen.

Nach der Abreiſe ihres Sohnes lebte Makonauras Mutter in großer Sorge um ihn. Das heimliche Ahnen eines nahen Unheils ſuchte ſie oft im Wachen heim, und ihr Schlaf war oft beunruhigt von ſchrecklichen Träumen. Daher war ſie gar nicht erſtaunt, eines Abends das eintönige und klagende „buta — buta“ des Prionites zu hören, und als bald darauf die Eule, die Todesbotin, ihr trauriges „popopo“ ihr in die Ohren ſeufzte, überwältigte ſie zwar die unſelige Nachricht, überraſchte ſie aber keineswegs. Schnell ſchob ſie ihr leichtes Rindenboot ins Waſſer und machte ſich auf, die Leiche ihres Sohnes zu ſuchen. Vor ihr her flog die Eule. Dieſe machte halt an dem Platz, wo ſich das Unheil zugetragen hatte, und die arme Mutter fand dort die zerſchmetterten Reſte ihres Makonaura, verborgen unter dem Geſträuch. Sie ſammelte getreulich die Gebeine, legte ſie in ihr Boot und brachte ſie in ihr Dorf zurück.

Bei ihrer Rückkehr beeilten ſich die Männer des Stammes, einen kunſtvollen Sarg zu flechten, und ſchmückten ihn mit ſchönen Federn in ſchillernden Farben, während die Frauen eifrig den köſtlichen Tapana-Trank bereiteten für den Tag des Leichenbegängniſſes. Man trug den Sarg in die Hütte des Toten und legte neben ihn ſeine Waffen, ſeine Kleider, ſeine Geräte. Endlich, als alles bereit war, verſammelte ſich der Stamm, um die Klage zu hören, das letzte Lebewohl der Mutter an ihren Sohn. Die arme Frau pries die Tugenden des Verſtorbenen, ſie rühmte ſeine Heldentaten, ſeine Geſchicklichkeit beim Fiſchfang und auf der Jagd. Sie er-

phot. Koch-Grünberg

Alter Schiriana-Häuptling / Nordbrasilien

zählte ausführlich die Geſchichte ſeiner Ehe, die — ach! — ſo tragiſch geendet habe. Dann erhob ſie ihre Schale voll Tapana und ſchrie: „Wer hat das Lebenslicht meines Sohnes ausgelöſcht? Wer ſchickte ihn in das Tal der Schatten? Unglück! Unglück über ihn! — Ach, ihr ſeht es, oh, ihr meine Brüder und meine Freunde, ich bin nur eine arme und ſchwache Frau! Ich vermag nichts! Wer wird mich rächen?"
Auf dieſe Aufforderung folgte tiefes Schweigen. Bald aber traten zwei Männer vor, nahmen die Schale aus der Hand der Frau und leerten ſie beide bis auf den letzten Tropfen. Dann traten ſie ganz nahe an den Sarg heran und ſtimmten den ſchrecklichen Kenaimu an, den wilden Rachegeſang. Singend tanzten ſie auch den Tanz der Rache. — Makonaura wird gerächt werden! — Die Seele einer Rieſenſchlange war eingedrungen in den einen der beiden Männer, und in den anderen die Seele eines Jaguars.
Einige Zeit darauf veranſtaltete man ein großes Feſt im Dorfe Kaikutſchis, das Feſt der Tapana. Man rüſtete ſich ſchon dazu. Einladungen waren in alle umliegenden Dörfer ergangen. Man zählte jetzt an den Knoten der Schnüre die Tage, die noch bis zur Feierlichkeit vergehen würden, und löſte jeden Abend einen Knoten. Um möglichſt friſch zum Empfang ſeiner Gäſte zu ſein, ruhte ſich Kaikutſchi in ſeiner Hängematte aus. Anuanaitu und ihre Mutter, beide in tiefer Trauer, nahmen an dieſen fröhlichen Vorbereitungen nicht teil.
Der Tag kam heran. Die Gäſte umgaben zu hunderten die Hütte, in der man den Trog mit Tapana bewahrte. Man öffnete die Türen, und das Feſt begann. Alle, Männer, Weiber und Kinder, fingen an zu trinken. Sie tranken und erbrachen ſich, tranken wieder und erbrachen ſich von neuem. Bald wälzten ſie ſich am Boden wie das Vieh.
Da traten plötzlich zwei Männer ein. Der eine, mit einem Jaguarfell bekleidet, ſchwang ſeine furchtbare Keule; der andere war bedeckt mit einer buntbemalten Haut, ähnlich der einer Rieſenſchlange. In einem Augenblick lagen Kaikutſchi und alle ſeine Leute tot da. Den einen war der Schädel

zerſchmettert und das Gehirn auf den Boden geſpritzt; die anderen waren erwürgt.

Aber die Furcht hatte die Trunkenheit abgeſchüttelt. Die Überlebenden dieſes Blutbades rafften ſich zuſammen; ſie ſpannten ihre Bogen, und Hunderte von Pfeilen bedrohten die beiden Angreifer. Dieſe ſchlugen nicht mehr. Sie ſtreckten die Arme aus, und der eine von ihnen rief: „Haltet ein, Freunde! Unſer Leben iſt in euerer Hand, aber laßt uns erſt zu euch ſprechen!“ — Man hörte ihn an. Er erzählte die traurige Geſchichte des ſchönen Makonaura. Er ſchilderte den tiefen Schmerz ſeiner armen Mutter. Er berief ſich auf das ſchwere Unrecht, das ſeinem Stamme angetan worden ſei. Wie er ſprach, ſah man die Spitzen der Pfeile eine nach der anderen ſich zur Erde ſenken. Als er geendet hatte, trat ein alter Zauberarzt vor und ſprach zu ihnen in feierlichem Ton: „Junge Leute, ihr habt wohl getan! Wir empfangen euch als Freunde.“

Dann warf man die Leichen in das Gebüſch, und das Feſt nahm den ſchönſten Verlauf. Bald war die Trunkenheit allgemein und vollkommen.

In dem Gebüſch ging eine Frau inmitten der Leichen dahin. Sie wendete alle um, betrachtete ſie, unterſuchte ſie aufmerkſam, die Augen trocken. Endlich füllten ſich ihre Augen mit Tränen. Dieſe Frau war Anuanaitu. Sie hatte ſich abſeits von dem Gelage gehalten und war dadurch dem Gemetzel entgangen. Sie beugte ſich über einen Leichnam, kauerte ſich an ſeiner Seite nieder. Ihre milde Stimme ſang klagend das Lob des Opfers lange, lange Zeit. Plötzlich erhob ſie ſich, die Haare verwirrt, das Geſicht brennend, und mit vibrierender Stimme hub ſie den ſchrecklichen Kenaimu an zu ſingen. Sie tanzte ihn auch. Die Seele einer Klapperſchlange hatte von ihr Beſitz genommen! —

Unterdeſſen bereiteten die Mutter und die anderen Frauen des Dorfes Tapana, um die Rückkehr der beiden ſiegreichen Kenaimu zu feiern. Je furchtbarer die Rache war, deſto mehr erhöht war die Ehre des Stammes. Das war eine

wahnſinnige Freude! Alles tanzte, tanzte, tanzte bis zur völligen Erſchöpfung. Makonauras Mutter, ſelbſt beſiegt von der Trunkenheit, hatte ſich in ihre Hängematte gelegt, und dort ſah ſie in ihren Träumen ihren Sohn wieder und im Traum rief ſie ihn. Plötzlich trat Anuanaitu, die Beſeſſene, ein, aber als ſie ſich nennen hörte, wich ſie erſchreckt zurück. — „Anuanaitu, mein Kind," ſagte die Alte, die erwacht war, „du biſt ſehr gut, wie es auch deine Mutter war! Aber was willſt du jetzt hier? Mein Sohn, den du verloren haſt, iſt nicht mehr da... Oh, Makonaura, mein Sohn, freue dich! Du biſt jetzt glücklich, denn du biſt gerächt worden in dem Blute deiner Mörder. Oh! Ja, du biſt ſehr gerächt worden!"

In dieſer Hütte, ſo voll von Erinnerungen für ſie, hatte Anuanaitu gefühlt, wie ſich in ihrer Seele ein furchtbarer Kampf erhob, ein Kampf der Liebe mit dem, was ſie ihre Pflicht nannte. Aber als die Worte „du biſt glücklich, mein Sohn, denn du biſt gerächt worden in dem Blut!" an ihr Ohr drangen, hielt ſie nichts mehr! Raſend warf ſie ſich auf die Alte, faßte ihre Zunge, zog ſie aus dem Munde und ſtieß den Giftzahn der Klapperſchlange hinein.

Dann beugte ſie ſich über ihr Opfer, das mit dem Tode rang, und ſagte zu ihm: „Der Kaiman, den dein Sohn bei ſeiner Reuſe tötete, war mein Bruder! Wie mein Vater, hatte auch

er den Kopf eines Kaimans. Ich verzieh. Mein Vater hat ſeinen Sohn gerächt, indem er deinem Sohn denſelben Tod antat, den mein Bruder von deſſen Hand erlitten hatte: einen Pfeil in die Stirn zwiſchen die beiden Augen. Deine Verwandten haben meinen Vater und alle meine Angehörigen erſchlagen. Ich würde auch dies verziehen haben, wenn ſie nur meine Mutter geſchont hätten. Makonaura iſt die Urſache, daß das untergegangen iſt, was mir das Teuerſte war auf der Welt. Deshalb raube ich ihm und opfere das Koſtbarſte, was er jemals beſaß."

So ſprach ſie, ſtieß einen furchtbaren Schrei aus und floh in den Wald.

Bei dieſem Schrei trat eine unerhörte Veränderung in der Natur ein. Die Winde antworteten darauf mit einem Geheul, das die Bäume niederriß und entwurzelte, überall wo Anuanaitu ihren Weg nahm. Dichte Wolken verhüllten das Antlitz Adahelis und ſchleuderten in die Finſternis unheilbringende Blitze unter dem furchtbaren Krachen der Donner. Eine Sintflut von Regen miſchte ſich mit dem Austreten der Quellen. Die Tiere, bisher friedlich, töteten einander. Die Schlange begann zu beißen; der Kaiman ließ ſeine ſchrecklichen Kinnbacken erſchallen; der Jaguar zerriß und verſchlang das unſchuldige Aguti.

Anuanaitu ſetzte ihren tollen Lauf fort, indem ſie alle wilden Gäſte des Waldes mit ſich riß. Sie kam auf den Gipfel eines rieſigen Felſens, von dem ein Waſſerfall ſich ergoß. Und dort, am Rande des Abgrundes, ſtreckte ſie ihre Arme aus, beugte ſich vor und ſprang in die Leere. Die Waſſer in der Tiefe nahmen ſie auf und ſchloſſen ſich ſofort über ihr. Man ſieht dort nur noch einen ſchrecklichen Abgrund. —

Noch heute, wenn ein Fremder an einem Waſſerfall vorübergeht, warnt ihn der Indianer, deſſen Namen auszuſprechen. Dies würde ſein unfehlbares Verderben ſein, ſagt er. Denn auf dem Grunde dieſer Waſſer wohnen zuſammen Makonaura und Anuanaitu in dem wunderbaren Haus deſſen, der die Seele und der Geiſt der Waſſer iſt.

14. Der Zauberarzt Makanaholo

Keiner war so weit vorgeschritten in der Kunst der Zauberärzte, wie der Zauberarzt Makanaholo. Er erhob sich von der Erde, ging über die Bäume, ja, er gab sich Flügel, wenn er wollte. Am wunderbarsten aber von allen seinen Künsten war die Macht, willkürlich sein Aussehen zu wechseln und die Gestalt dieses oder jenes Tieres anzunehmen, wie es ihm gerade gefiel. Immer spielte der Hirsch dabei die Hauptrolle.

Eines schönen Tages hatte sich Makanaholo in einen Hirsch verwandelt. Und warum? Es gefiel ihm nicht mehr allein zu sein; er wünschte, eine Gefährtin zu haben. Und wie machte er es da? Als er ein Hirsch geworden war, verstand er es, sein eigenes Fleisch in Fäulnis übergehen zu lassen, und zog dadurch in demselben Augenblick eine Menge Aasgeier auf sich. Als diese sich auf ihre Lieblingsspeise stürzen wollten, kam ein kleiner Vogel angeflogen und rief ihnen zu: „Macht euch davon, so schnell wie möglich, denn man will euch töten!" — Aber sie wollten von ihrem köstlichen Gericht nicht ablassen und glaubten nicht daran. Da schüttelte sich der vermeintliche Hirsch und bewegte sich mehrmals stark, so daß die erschreckten Geier in aller Hast flüchteten. Er tat es, weil er wußte, daß seine Zukünftige nicht unter ihnen war. Aber kaum hatten sie sich entfernt, als plötzlich hoch aus der Luft der schönste der Geier, der König oder vielmehr die Königin von ihnen, herabstieg und sich dicht bei Makanaholo niederließ. Da hatte er sie, und er nahm sie zur Gattin.

Viele Jahre lebten sie in vollkommener Eintracht zusammen. Es gab nur eine Sache, die ihn störte: sie hatte unzählige Läuse. Seine Kunst tat ihre Schuldigkeit. Es gelang ihm, eine Art Seife zu bereiten, und einige Waschungen genügten, um seine Frau von ihrer Plage zu befreien.

Jahre danach ſagte die Frau eines Tages zu Makanaholo: „So lange Zeit ſchon wohne ich hier unten bei dir, und meine gute Mutter dort oben weiß nichts davon. Es iſt mein dringender Wunſch, ſie wiederzuſehen. Erlaube mir, hinaufzuſteigen!“ — Makanaholo war ſehr damit einverſtanden und antwortete: „Ich will dich begleiten und mit dir emporſteigen.“

Als ſie emporgeſtiegen waren, traf Makanaholo die Mutter des Königs der Geier, namens Akathu, in der Hängematte. Wie ſie ſich freute, ihr Kind wiederzuſehen in Begleitung eines ſolchen Mannes!

Von Akathu, die ſehr geehrt war bei ihrem Volke, erzählte man ſich, daß noch niemals jemand ihr Geſicht habe ſehen können. Immer blieb ſie in der Hängematte. Jetzt wollte Akathu die Kunſt ihres Schwiegerſohnes erproben und gab Makanaholo den Befehl, einen kleinen Sitzſchemel zu verfertigen, der die Geſtalt ihres Kopfes habe.

Wie ſollte er es machen, ſolange Akathu abgeſondert in der Hängematte blieb? Makanaholo hatte Macht über die Tiere. Er rief die roten Ameiſen. Dieſe krochen in ungezählten Scharen in die Hängematte und brannten Akathu mit ihren Stichen. Sie ſprang heraus, und Makanaholo, der heimlich auf der Lauer lag, hatte Gelegenheit, ſie zu ſehen. Er ſah nun, daß ſie nicht nur *einen* Kopf hatte, ſondern nicht weniger als ein Dutzend. Schleunigſt machte ſich Makanaholo ans Werk und verfertigte eine kleine Bank, welche die Züge Akathus getreu wiedergab. Dieſe war davon ſo zufrieden, daß ſie laut ausrief: „Ja, ja, du biſt ein ganz geſchickter Mann!“

Aber noch mehr wollte ſie von ſeiner Fähigkeit ſehen. Sie ſagte: „Nimm die Angelrute, gehe auf den Fiſchfang und bringe mir, was du gefangen haſt!“ — Er tat es und kam raſch zu Akathu zurück. Da er die Kunſt beſaß, die Fiſche kleiner zu machen, wickelte er ſie in einige Baumblätter und bot ſie ſo ſeiner Schwiegermutter. Dieſe warf die Fiſche weit von ſich und ſagte verächtlich: „Wie kannſt du es

wagen, mir so winzige Fische anzubieten?" Aber als sie sie weggeworfen hatte, sah sie alle verwandelt in sehr große Fische. Wieder sprach sie zu ihm: „Ja, ja, du bist ein ganz geschickter Mann!"

Indessen wünschte sie noch mehr von seinem Genie kennen zu lernen. Nachdem alle von den ausgezeichneten Fischen gegessen und wohl geschlafen hatten, und ein neuer Tag anbrach, befahl ihm Akathu: „Gehe hin und hole Wasser, denn ich habe Durst! Nimm diesen Korb, um Wasser hineinzutun!" — Das war wohl ein wenig zu schwer für ihn. Dennoch ging Makanaholo weg. Er versuchte vergeblich, das Wasser in dem Korbe zurückzuhalten. Da kam ihm eine Ameise zu Hilfe. „Was machst du da?" fragte sie. Als er ihr den bestimmten Befehl, der ihm gegeben worden war, auseinandergesetzt hatte, antwortete sie: „Sei ganz ruhig! Ich werde dir helfen." Und sie tat es, und das Wasser blieb in dem Korb.

Makanaholo ging mit seinem Korb voll Wasser zum Hause Akathus. Er sprach zu ihr: „Da ist der Korb voll Wasser!" — Als sie dies sah, war sie ganz außer sich vor Erstaunen und rief zum drittenmal aus: „Ja, ja, du bist ein sehr geschickter Mann," und sie fügte hinzu: „geschickter als alle anderen."

Sie rief alle ihre Kinder zusammen und sprach: „Wohlan, wir wollen einen schönen Garten für ihn machen, weil ein so geschickter Mann für immer bei uns bleiben muß!" In ihrem Herzen war Akathu voll Furcht vor der Kunst des Zauberarztes. Sie fürchtete sowohl für sich selbst, wie für ihre Tochter und ihre anderen Kinder, und sie hatte gesagt: „Sobald er in seinem schönen Garten eingeschlafen ist, müssen wir ihn töten."

Aber unter den Kindern Akathus, d. h. unter den Geiern, war ein Verräter, der ihm den ganzen Plan der Schwiegermutter erzählte. „Akathu will dich töten; deshalb fliehe so bald als möglich!" — Makanaholo tat dies nicht, denn er vertraute auf seine Zauberkunst. Er sagte nur dem Warner,

er habe keine Luſt mehr, hier oben zu bleiben, wo ſeine Wohnung war. Aber vor ſeiner Abreiſe wollte er durch ſeine Energie und ſeinen Scharfſinn das Attentat vereiteln, das gegen ſein Leben geplant war.

Früh auf den folgenden Morgen hatte man den Anſchlag feſtgeſetzt. Der Garten war auf allen Seiten verſchloſſen. Die Mörder waren ganz ſicher, daß Makanaholo nicht entwiſcht ſein könnte. Und doch war er nicht mehr darin. Seine Gewohnheit, die Flöte zu ſpielen, hatte ihn gerettet. Dieſe Flöte hatte kleine Löcher. In einer der Gartenmauern war eine kleine Öffnung, durch die er die Flöte ſtecken konnte. Er ſteckte ſie ſo hindurch, daß drei Löcher außerhalb des Gartens waren. Dann verwandelte er ſich in eine Fliege, drang in das Flötenloch ein, das im Garten geblieben war, und ſchlüpfte durch die Löcher, die draußen waren, ins Freie. Die Mörder, die zu ſeinem Verderben gekommen waren, hörten Makanaholo in aller Freiheit Flöte blaſen. Nach dieſem Kunſtſtück kehrte er auf die Erde zurück.

15. Der Einſiedler und ſein Hund

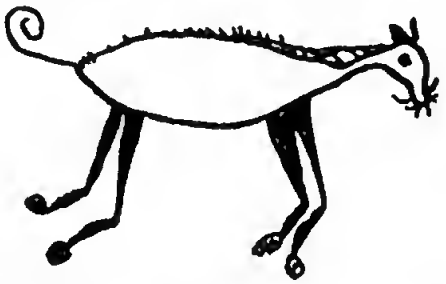
Vor vielen Jahrhunderten lebte in einer fernen und abgelegenen Gegend ein Mann ganz allein in Geſellſchaft eines ſtarken Hundes.

Eines Tages ging er auf die Jagd, nachdem er dem Hunde den Schutz ſeiner Hütte anvertraut hatte. In dem Walde fand er ganz unerwartet prächtige Pflanzungen von Kaſſawa und anderem.

Sein erſter Gedanke war: „Wer hat dies alles für mich bereitet?“ Und da er in dem ganzen Lande das einzige menſchliche Weſen war, hatte er wohl Grund, ſich ſo zu fragen; denn für wen würde man es gemacht haben, wenn nicht für ihn?

Er verbarg ſich hinter einem Baum im Gebüſch. „Vielleicht,“

ſagte er ſich, „wird ein Unbekannter hierher kommen, um zu arbeiten, und für mich wird dies ein großes Glück ſein, einen ſo ausgezeichneten Wohltäter kennen zu lernen.“
Kaum hatte er ſich verſteckt, als er den Hund kommen ſah, ſeinen treuen Genoſſen, der zu ſeiner großen Verwunderung das Fell abwarf und ſich in einen Menſchen verwandelte. Darauf machte ſich dieſer an die Arbeit, und nachdem er ſein Tagewerk getan hatte, zog er das Fell wieder an und verwandelte ſich von neuem in einen Hund. Dann wandte er ſich zur Hütte zurück.



Der Mann folgte dem Hund und tat, als wenn er gar nichts geſehen habe. Das war klug gehandelt. An einem anderen Tag beſuchte er dieſelben Pflanzungen und wählte ganz nahe einer Höhle einen Platz zum Schlafen und für ſeine Arbeit. Er machte dort Feuer an, um Kaſſawa zu bereiten.
Wie immer hatte er ſeinem Hunde befohlen, beim Haus Wache zu halten. Trotzdem folgte ihm dieſer heimlich. Der Mann, der ſich ſchlafend ſtellte, hatte ganz nahe bei ſich einen Korb gelegt, in dem die Frauen Feldfrüchte einzuholen pflegen. Der Hund kam an, warf ſofort das Fell ab, wurde von neuem Menſch und machte ſich an die Arbeit. Ohne das geringſte Geräuſch zu machen, nahm der Mann das Fell, ſteckte es in den Korb und trug dieſen weit weg in den Wald, wo er ihn in einem großen Feuer verbrannte. In Zukunft blieb der Hund oder beſſer geſagt die Hündin das, was ſie war, d. h. eine Frau, die ſich niemals mehr verwandeln konnte.
Wie es ſich gehörte, wurde dieſe Wohltäterin die Gattin des einſtigen Einſiedlers und die Mutter einer zahlreichen, ſehr berühmten Familie.

16. Arawanili, der erste Zauberarzt

Der gute und kluge Häuptling Arawanili herrschte über das Volk der Arowaken auf der Insel Kaieri.

Eines Tages stand er am Ufer und schaute traurig hinaus auf das weite Meer. Sein Haupt, das der Federschmuck des Häuptlings zierte, war gesenkt, während er wehen Herzens dem Seufzen des Meeres lauschte. Da erhob sich vor seinen Blicken Orehu, die Wassermutter, aus dem Meere. Sie glitzerte von Wassertropfen, und ihr glänzendes, wallendes Haar umhüllte ihre große Schönheit, die über das Wasser und die Ufer des Meeres zu strahlen schien.

„Sage mir deinen Kummer, Häuptling! Nenne mir den Kummer von Kaieri! Vielleicht kann ich Euch Hilfe bringen aus den Tiefen des Meeres."

„Ich trauere um die Toten," sagte der Häuptling, „für die ich nichts tun konnte, um ihnen zu helfen, bevor ihre Seelen entflohen vor den quälenden Yauhahu. Auf der ganzen Insel sehe ich Männer, Frauen und Kinder vom Fieber ergriffen. Von bösen Dämonen geschossen, treffen die grausamen Pfeile der Yauhahu. Wenn uns sterbliche Feinde dieses Übel täten, so würden sie ihre Taten bald bereuen. Aber den Yauhahu kann niemand entgegentreten ohne einen Zauber. Deine helfende Hand kann vielleicht dieses Land erretten, um das ich klage. Gewähre mir einen Zauber, der den Yauhahu widerstehen und sie bezwingen kann!"

„Ich höre, Häuptling, deine Klage, deines Volkes Kummer, und ich will dir helfen. Nimm diesen Zweig, pflanze ihn mit Sorgfalt und ziehe den Ida-Baum groß, dort wo auf dem Hügel deine Hütte hinüberblickt aufs Meer! Wenn er Früchte trägt — groß und rund und schwer werden sie sein — so nimm die erste, die zu Boden fällt, und komme damit zu mir ans Meer!"

Mit dieſen Worten ſank ſie zurück in die Wogen.
Er pflanzte und pflegte den Baum und blickte wartend auf das Meer. Als die Zeit vorüber war, trug er die Kalabaſſe-Frucht zum Ufer, und dort traf er noch einmal die Waſſermutter. Sie zeigte ihm, wie die Frucht durch Löcher zu entleeren ſei. Sie brachte einen Handgriff, mit feinen Federn verziert, für Arawanili. Während er an der Frucht arbeitete, tauchte ſie unter nach den Edelſteinen des Meeres. Leuchtend weiße Steine brachte ſie ihm, füllte ſie durch die Löcher in die Frucht und befeſtigte den Handgriff. Dann übergab ſie ihm die erſte Zauberraſſel und weihte ihn ein in die Geheimniſſe der Zauberärzte.
Auch Tabak, den man damals noch nicht kannte, brachte ſie ihm. Sie machte ihn ſo zauberkräftig, daß alle Yauhahu den Arawanili fürchteten.
So dankte er ihrer Liebe ſeine Macht, die nach ihm keiner erreichte.
Noch heutigen Tages ſehen die Männer manchmal in Fluß oder Bucht Orehu, die Waſſermutter. Hoch oben aber, ſo ſagen ſie, ruht alt geworden Arawanili.

17. Adaba

Es waren einmal drei Brüder, die zogen aus zum Jagen und nahmen ihre Schweſter mit. Weit draußen im Walde bauten ſie eine Hütte. Dort blieb die Schweſter ganz allein, während die Brüder in den Wald hineinzogen auf der Suche nach Wild. Jeden Tag jagten die drei Brüder in allen Richtungen, aber ſie brachten niemals Wildbret mit außer einem Hokko. So ging es viele Tage.
Nun lebte nahe bei der Hütte ein Adaba (Laubfroſch) in einem hohlen Baum, in dem ſich etwas Waſſer angeſammelt hatte. Eines Nachmittags ſang er ſein Lied: „Wang! wang!

wang!" Das hörte das Mädchen, und es rief: „Was machſt du da für ein Gequak? Es wäre viel beſſer, du hörteſt auf mit dem Lärm und brächteſt mir Wildbret zum Eſſen!"

Da hörte der Adaba auf zu quaken, verwandelte ſich in einen Mann, ging in den Wald und kam nach ungefähr zwei Stunden zurück mit Fleiſch für ſie. „Koche dies, bevor deine Brüder kommen," ſagte er, „ſie werden, wie gewöhnlich, nichts heimbringen!" Adaba ſprach wahr, denn bald danach kamen die drei Brüder mit leeren Händen zurück. Man kann ſich ihr Erſtaunen vorſtellen, als ſie ſahen, daß ihre Schweſter eine Menge Fleiſch auf dem Bratroſt liegen hatte, und daß ein fremder Mann in einer ihrer Hängematten lag. Es war in der Tat ein ſonderbarer Mann; er hatte Streifen von oben bis unten an ſeinen dünnen Beinen, und er trug einen Schamſchurz; ſonſt war er ganz nackt. Sie ſprachen mit ihm, und ſie ſagten „Guten Tag" zueinander. Nachdem Adaba ſie gefragt hatte, ob ſie auf der Jagd geweſen wären, und ſie ihm erzählt hatten, daß ſie nichts geſchoſſen hätten, ſagte er, er möchte gern die Pfeile ſehen, die ſie gebrauchten. Als ſie ihm dieſe zeigten, brach er in ein herzliches Lachen aus und deutete auf den Schwamm, der überall auf den Pfeilen wuchs. Er ſagte ihnen, ſolange ſie dieſes Zeug nicht beſeitigten, würden ihre Pfeile niemals gerade ſchießen. Dann reinigte er ihnen die Pfeile. Darauf bat er die Schweſter, eine Fiſchleine zu ſpinnen, und als ſie damit fertig war, band er die Leine zwiſchen zwei Bäume. Dann ſagte er zu den Brüdern, ſie ſollten mit den gereinigten Pfeilen auf die Fiſchleine zielen und ſchießen. Das taten ſie, und der Pfeil eines jeden Bruders ſteckte genau in der Mitte der Fiſchleine. Adaba hatte eine ſonderbare Art, mit ſeinem Pfeil zu ſchießen. Anſtatt direkt auf ein Tier zu zielen, ſchoß er den Pfeil in den Himmel hinauf, ſo daß er, wenn er herunterkam, das Tier in den Rücken traf. Die Brüder begannen dieſe Methode zu lernen und waren bald ſo geſchickt

darin, daß sie niemals fehlten. Ja, die Brüder wurden so stolz auf sich selbst und auf Adaba, daß sie ihn mit nach Hause nahmen und zu ihrem Schwager machten, und Adaba lebte lange, lange Zeit sehr glücklich mit ihrer Schwester.
Eines Tages sagte die Frau zu ihm: „Komm, Mann, wir wollen baden gehen im Teich!" Sie gingen zusammen hin, und als sie dort ankamen, ging die Frau zuerst ins Wasser und rief Adaba zu, auch zu kommen, aber dieser sagte: „Nein, ich bade niemals in Teichen. Mein Badeplatz sind die Wasserstellen in den hohlen Bäumen." Da spritzte sie Wasser über ihn, und nachdem sie dies dreimal getan hatte, sprang sie aus dem Teich und lief auf ihn zu, um ihn zu packen. Aber kaum hatte sie ihn berührt, als er sich wieder in einen Frosch verwandelte und davonhüpfte in einen hohlen Baum. Und dort ist er noch heute.
Als die Schwester wieder nach Hause kam, fragten die Brüder sie, wo ihr Schwager sei, aber alles, was sie ihnen sagte, war: er sei fortgegangen. Sie wußten aber, wie und warum er fortgegangen war, und daher schlugen sie ihre Schwester unbarmherzig. Das änderte aber nichts an der Sache, denn Adaba kam niemals mehr aus dem hohlen Baum, um ihnen Glück zu bringen. Die drei Brüder zogen noch oft auf die Jagd, aber sie brachten des Abends niemals mehr so reiche Jagdbeute heim, wie zu der Zeit, als Adaba bei ihnen war.

Digitized by Google

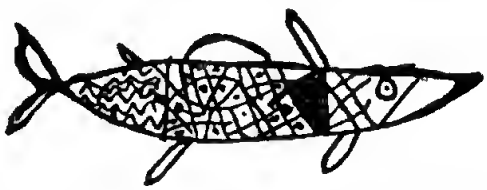
18. Woher die Aimara-Fiſche ſo ſchöne, große Augen haben

Eines Nachmittags kehrte ein Jäger aus dem Walde heim. Da ſah er einen Waldgeiſt, der einen Korb flocht. Er erkannte ihn nicht eigentlich als Waldgeiſt, aber er ſah, daß die unheimliche Erſcheinung am ganzen Leib, im Geſicht und an den Gliedern mit dichten Haaren bedeckt war. Er fragte das Geſpenſt, was es da tue, aber er erhielt nur das Wort „bako“ („Augenhöhle“) zur Antwort. Auf jeden Fall erzählte er zu Hauſe ſeiner Familie und ſeinen Freunden, was er geſehen hatte und riet ihnen dringend, ſich in der Nacht nicht ſchlafen zu legen, denn „Es“, was es auch immer ſei, könnte ihnen bei Anbruch der Nacht einen unerwarteten Beſuch abſtatten. Alles, was er ſagen konnte, war, daß „es“ mit Haaren bedeckt war und an einem „Augenhöhlenkorb“ flocht. Aber ſie lachten ihn alle aus, legten ſich wie gewöhnlich in ihre Hängematten, erzählten einander Geſchichten und ſchliefen bald ein.

Der Mann, der ſie gewarnt hatte, blieb allein wach. Da hörte er ein leiſes Pfeifen in der Entfernung. Er verſuchte, ſeine Freunde zu wecken, indem er ihre Hängematten ſchüttelte, aber es war alles vergebens. Er hatte gerade noch Zeit, unter das Dach zu klettern, als „es“, was er jetzt als Waldgeiſt erkannte, ins Haus trat. Nun konnte der Jäger genau beobachten, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Er ſah, wie ſich das Geſpenſt heimlich jeder Hängematte näherte und den Schlafenden beide Augen herausnahm, ohne ſie zu wecken. Die Augen legte es ſorgfältig in den friſchgeflochtenen Korb, und dann verließ es das Haus.

Am nächſten Morgen, als die Leute erwachten, merkten ſie, daß ſie nichts ſehen konnten. Sie wußten nicht, was mit ihnen geſchehen war, aber der ſie vorher gewarnt hatte, erzählte ihnen alles. Sie ſagten, daß ſie nun nicht mehr auf

dem Lande leben könnten, und daß er ſie an irgendein Waſſer führen müſſe. Daraufhin band er einen an den anderen, und als ſie den Fluß erreicht hatten, band er den Letzten an einen Baum. Nun konnten ſie den Weg nicht verlieren und wußten, wo ſie waren. Er verließ ſie danach, wie er meinte, in völliger Sicherheit und verſprach, ſie bald zu beſuchen.



Nach einiger Zeit hielt er ſein Wort, aber er fand ſie alle in Fiſche verwandelt, bis auf denjenigen, den er an den Baum gebunden hatte. Der hatte nur mit dem halben Körper ins Waſſer reichen können und war nur zur Hälfte in einen Fiſch verwandelt. Da ging der Mann fort und verſprach wiederzukommen.

Er blieb lange Zeit fort, ſo lange, daß der Waldgeiſt Mitleid bekam, den letzten Mann ganz in einen Fiſch verwandelte und ihm ſeine zwei Augen wiedergab, die nun beſonders groß und ſchön ſind. Als ihr Freund zurückkam, ſchnitt er das Seil von dem Baum, und ſeitdem ſpielen der Aimara und die anderen Fiſche frei im Waſſer umher. — Sie wurden geſtraft für ihren Unglauben.

19. Wie der Ziegenmelker entſtand

Es war einmal ein Mann, der ging aus, um Landkrabben zu fangen. Er wartete auf Regen, denn nur wenn es regnet, kommen die Krabben aus ihren Löchern in den Sümpfen hervorgekrochen.

Als nun der Regen fiel, wurde ſein Haar naß. Darum ſtülpte der Mann ſeine Kalabaſſe wie eine Mütze auf den Kopf, ſo daß nur wenig von ſeinem Haar ringsherum darunter hervorſah.

Da begegnete ihm ein Waldgeiſt, der rief aus: „Was für

einen ſchönen, glatten Kopf haſt du! Was haſt du getan, um ſo zu werden?" Der Mann ſagte ihm, daß er ein Meſſer genommen habe und damit rund um ſeinen Kopf gefahren ſei. Wenn er wünſche, würde er ihm gern dasſelbe tun. Der Waldgeiſt war entzückt und ließ ſich die Kopfhaut rund um den Kopf ſchneiden und den blutigen Schädel mit Pfeffer einreiben zum ſchnelleren Heilen. Hierbei ſtöhnte er vor Schmerzen, und der Jäger machte ſich leiſe davon.

Viele Jahre ſpäter ging derſelbe Mann in den Wald und kam in die Nähe des Ortes, wo ſich dieſe Geſchichte zugetragen hatte, und dort traf er denſelben Waldgeiſt. Er erkannte ihn an dem Pfefferſtrauch, der auf ſeinem Kopf als dichter Buſch wuchs. Auch der Waldgeiſt erkannte ihn und rief ihm zu: „Du biſt der Mann, der mir meinen Kopf häutete. Ich werde dich töten!" Aber der Mann antwortete: „Nein, du irrſt dich. Derjenige, der das wirklich getan hat, iſt lange tot. Komm mit mir, ich will dir ſeine Knochen zeigen!"

Er führte ihn zu einem Platz, wo ein Haufen Rehknochen lag. Dieſe nahm der Waldgeiſt auf und warf einen nach dem anderen in ſeine Tanzraſſel. Dann ſagte er zu dem Mann: „Laß uns tanzen und mit den Knochen raſſeln!" Darauf begannen beide zu tanzen, und während ſie tanzten, ſangen ſie. Der Geſang des Waldgeiſtes lautete: „Baſſana! Baſſana! Du warſt es, der meinen Kopf häutete. Du warſt es, der mich ſtrafte. Wie gefällt es dir, deine eigenen Knochen raſſeln zu hören? Wie gefällt dir dieſe Muſik?"

Nach einer Weile ſagte der Mann: „Dies iſt kein guter Platz zum Tanzen. Komm dort hinüber! Dort ſehe ich einen ſchönen, flachen Stein. Dort wird es beſſer gehen."

Alſo wechſelten ſie ihren Standort, und der Waldgeiſt fing wieder an zu tanzen auf dem flachen Stein. „Beuge deinen Kopf tiefer," ſagte der Mann. „Du tanzſt nicht richtig." Da beugte der Waldgeiſt ſeinen Kopf tiefer. Aber ſein Gefährte ſagte: „Das iſt noch nicht tief genug!" So verſuchte er es noch einmal, und als er ſeinen Kopf ganz tief auf

den Stein herabgebeugt hatte, auf dem er tanzte, stieß ihn der Mann plötzlich mit aller Kraft darauf nieder. Das Gehirn des Waldgeistes spritzte heraus und aus jedem Stück wuchs ein Ziegenmelker. Daher fürchten wir Indianer diese Vögel. Sie kommen von den Waldgeistern und warnen uns vor Unglück; sie zeigen uns irgendein Unheil an.

20. Der überlistete Waldgeist

Eine Familie wurde einmal zu einem Trinkfest eingeladen. Alle gingen hin bis auf die Tochter, die sich weigerte mitzugehen. So blieb sie ganz allein zu Hause.

Am späten Nachmittag bekam sie Besuch von einer Freundin, die sie sehr lange nicht gesehen hatte. Wenigstens glaubte sie, es wäre ihre Freundin Dai-adalla, mit der sie den Namen getauscht hatte. In Wirklichkeit aber war ihr Besucher ein Waldgeist, der die Gestalt und das Aussehen ihrer Freundin angenommen hatte, um desto leichter seine schlechten Absichten ausführen zu können. Da sie so gute Freundinnen waren, redete der Waldgeist das Mädchen als Dai-adalla an und fragte sie, was sie so allein zu Hause treibe. Als das Mädchen erzählte, daß es sich geweigert hätte, zu einem Trinkfest mitzugehen, sagte der Waldgeist: „O, das ist gut! Ich werde heute nacht hier bleiben und dir Gesellschaft leisten."

Am Abend, als es dunkel wurde, ließ sich eine Menge Frösche hören. Daher fragte das Mädchen ihre Freundin, ob sie gern Frösche äße, und da diese eine große Vorliebe dafür zugab, machten sie sich sogleich auf, um einige Frösche zu fangen.

Sie gingen zusammen hinaus in die Dunkelheit, jede nach einer anderen Richtung, und nach einer Weile fingen sie an, sich zuzurufen und sich gegenseitig zu fragen, wie viele sie gefangen hätten. Der Waldgeist antwortete: „Viele, aber

ich eſſe ſie gerade ſo ſchnell, wie ich ſie fangen kann.“ Dieſe ſonderbare Antwort, daß ſie die Tiere roh eſſe, erſchreckte das Mädchen, und es erkannte plötzlich die wahre Natur ihrer angeblichen Freundin. Als der Waldgeiſt rief: „Daiadalla! Wie viele haſt du gefangen?“ da antwortete das Mädchen: „Viele, aber ich tue ſie alle in meine Kalabaſſe.“

Sie überlegte die ganze Zeit, wie ſie von ihrer Gefährtin weg in Sicherheit kommen könnte, denn ſie wußte nur zu gut, daß der Waldgeiſt trotz der Dunkelheit ihren Standort nach dem Klang ihrer Stimme genau erkennen konnte. Als der Waldgeiſt ihr daher noch einmal zurief, erwiderte ſie: „Still! Sprich nicht! Mach keinen Lärm. Die Fröſche werden erſchrecken, und ich kann keinen mehr fangen!“ Als wieder Stille herrſchte, ſtahl ſich das Mädchen leiſe zum Hauſe zurück, kroch behutſam hinein und drehte im Hauſe alle Töpfe um, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Dann warf ſie die Fröſche fort und kletterte auf das Dach, um abzuwarten, was ſich nun ereignen würde.

Es dauerte nicht lange. Nachdem der Waldgeiſt eine Weile gewartet hatte und keine Antwort auf ſeinen Ruf erhielt, merkte er, daß er überliſtet war und eilte zum Hauſe zurück. Hier tappte er im Dunkeln umher und drehte einen Topf nach dem anderen um, aber ſeine Beute war nicht darunter. „Ach,“ rief er laut genug, daß das Mädchen ihn hörte, „wenn ich gedacht hätte, daß ſie mir entwiſchte, hätte ich ſie zugleich mit den Fröſchen verſpeiſt.“

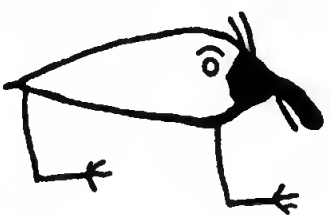
Er ſuchte vergeblich — es waren ſehr viele Töpfe da — bis die Dämmerung kam, und er fort mußte. Das Mädchen ſtieg dann vom Dache herab und wartete auf ihre Eltern. Als dieſe ankamen, erzählte ſie ihnen, wie der Waldgeiſt ſie beſucht hätte in der Geſtalt einer Freundin. Da ſagte der Vater: „Das nächſte Mal, wenn wir dir ſagen, du ſolleſt mit uns kommen, wirſt du gehorchen.“

21. Die Jaguarfrau

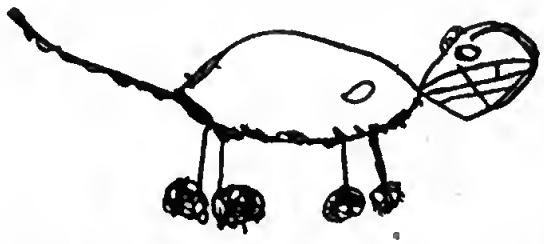
Es war einmal ein Mann, der war berühmt als Wildschweinjäger. Bei anderem Wild mochten es ihm viele seiner Freunde gleich tun, aber auf der Wildschweinjagd war ihm sicherlich keiner über. Es gelang ihm stets, fünf oder sechs Wildschweine zu erlegen, während der Jaguar, der stets der Rotte auf der Fährte folgte, nur eins oder zwei erlegte.

Der Jaguar mußte seinen Erfolg bemerken, und das nächste Mal, als unser Freund in den Wald ging, verwandelte er sich in eine Frau und sprach ihn an. Die Frau fragte ihn, wie er es anstelle, so viele Wildschweine zu erlegen, aber er konnte ihr nur sagen, daß er sich darin geübt hätte seit seiner Knabenzeit. Darauf sprach sie den Wunsch aus, ihn zum Manne zu haben. Er kannte aber ihren Ursprung und hatte es daher nicht eilig, eine entscheidende Antwort zu geben. Sie überwand jedoch seine Zweifel, indem sie ihm klar machte, daß sie zusammen noch viel mehr Wildschweine töten könnten, als es jedem allein möglich sei. Da willigte er ein.

Er lebte mit ihr lange, lange Zeit, und sie erwies sich als eine vortreffliche Frau, denn sie verstand sich auf das Kochen und den Brastrost und war außerdem eine hervorragende Jägerin. Eines Tages fragte sie ihn, ob er noch Vater und Mutter habe, und als sie erfuhr, daß seine Eltern und andere Verwandte noch lebten, sagte sie, ob er sie nicht besuchen wolle. Sie würden ihn sicher für tot halten, da sie ihn so lange nicht gesehen hätten. Und als er sagte: „Nun wohl, ich werde gern nach Hause gehen," erbot sie sich, ihm den Weg zu zeigen und ihn zu begleiten, aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Leuten nie-



mals verriete, von welchem Volke sie stammte. Bevor sie aufbrächen, sagte sie, müßten sie für einige Tage auf die Jagd gehen, um recht viele Wildschweine mitzubringen.
Dies taten sie und kamen endlich zu dem Hause der Eltern, die in der Tat froh waren, ihn nach so vielen Jahren wiederzusehen. Die erste Frage, die seine alte Mutter stellte, war:



„Woher hast du die wunderschöne Frau?" Er sagte ihr, daß er sie, eines Tages beim Jagen im Walde gefunden hätte, hütete sich aber, etwas davon zu erwähnen, daß sie eigentlich eine Jaguarin sei.
Während sie in seiner Heimat waren, ging das Paar wiederholt auf die Jagd und kam regelmäßig mit einer außerordentlich großen Beute heim. Dies wurde ihr Unheil. Seine Freunde und Verwandten wurden mißtrauisch und beschlossen herauszufinden, welchem Stamme die schöne Frau angehöre. Er wurde oft gefragt, weigerte sich aber stets, das Geheimnis preiszugeben. Seine Mutter grämte sich und regte sich darüber so auf, daß er ihr schließlich ein volles Geständnis ablegte, sie aber ausdrücklich warnte, es jemand zu verraten, da seine Frau ihn sonst womöglich ganz verließe.
Nun kam das Unglück schnell: Eines Tages machten die Verwandten des Mannes viel Kaschiri, um die alte Frau betrunken zu machen. Aber als sie sie nach ihrer Schwiegertochter fragten, wollte sie nichts sagen. Sie gaben ihr mehr zu trinken, und noch immer blieb sie standhaft. Endlich gaben sie ihr so viel zu trinken, daß sie das Geheimnis ausplauderte, und nun wußten alle, daß das schöne Geschöpf, das sie so beneidet hatten, nichts weiter war als eine Jaguarin.
Die Frau, die gehört hatte, daß ihre Schwiegermutter ihre Abstammung verriet, floh vor Scham knurrend in den Wald, und das war das letzte, was man je von ihr gehört oder

geſehen hat. Der Mann machte ſeiner Mutter natürlich heftige Vorwürfe, aber ſie ſagte, ſie könne wirklich nichts dafür, ſie hätten ſie betrunken gemacht. Der arme Mann ging oft in den Wald und rief nach ſeiner Frau, aber niemals kam eine Antwort.

22. Das verliebte Faultier

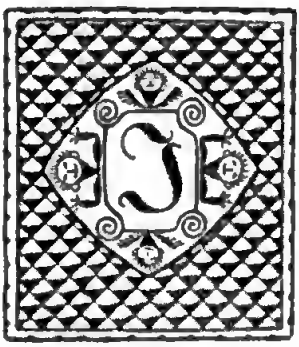
Eine Frau hatte ein Faultier zum Liebſten. Jedesmal, wenn ſie aufs Feld oder in den Wald ging, nahm ſie Eſſen und Trinken mit. Dann rief ſie: „Hau! Hau!“ Das Faultier kam vom Baum heruntergeklettert, und ſie liebkoſten einander wie zwei Liebende.

Die Leute fingen an darüber zu reden, warum die Frau wohl immer Eſſen und Trinken mitnähme, wenn ſie aus dem Hauſe ging. Es war ein junger Mann da, der folgte ihr am nächſten Tag, und er ſah und hörte, wie ſie ihr Faultier „Liebſter“ nannte und es ſtreichelte. Aber anſtatt ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, kratzte das Faultier ſie und riß ſie am Haar. Darauf ſagte ſie: „Biſt du eiferſüchtig oder böſe?“ In der Tat war das Faultier ſehr böſe und eiferſüchtig, denn es konnte ſehen, daß der junge Mann, hinter einem Baum verſteckt, ſie beobachtete. Die Frau wußte das nicht und ging heimwärts. Sobald ſie gegangen war, kam der Mann aus ſeinem Verſteck hervor und tötete das Faultier.

Als die Frau am andern Tag wiederkam und das Tier tot liegen ſah, wurde ſie ſehr betrübt. Sie weinte bittere Tränen und ſagte: „Wer hat dich getötet, mein Liebſter?“ Aber der junge Mann, der ihr gefolgt war, kam herbei und tröſtete ſie. „Sei nicht töricht,“ ſagte er. „Ein flinker Burſche iſt doch einem trägen Faultier vorzuziehen. Nimm mich zum Liebſten!“ Und das tat ſie.

Digitized by Google

23. Warum der Honig jetzt ſo ſelten iſt



n alter Zeit gab es viele Bienenneſter mit Honig im Walde. Da war beſonders ein Mann, der ganz berühmt dafür war, ſie zu entdecken. Er konnte ein Neſt finden, wo niemand eins fand. Eines Tages, als er einen hohlen Baum anhieb, in dem er Honig feſtgeſtellt hatte, hörte er plötzlich eine Stimme von innen rufen: „Sieh dich vor! Du ſchneideſt mich!“ Er öffnete ſehr vorſichtig den Baum und fand darin eine ſchöne Frau. Sie ſagte ihm, ſie ſei Maba, die Honig-Mutter, d. h. der Geiſt des Honigs. Da ſie ganz nackend war, ſammelte er Baumwolle und machte daraus einen Schurz. Dann bat er ſie, ſeine Frau zu werden. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er nie ihren Namen nenne, und ſie lebten viele Jahre ſehr glücklich miteinander. In demſelben Maße, wie er allgemein anerkannt wurde als beſter Entdecker der Bienenneſter, machte ſie ſich einen Namen durch das Brauen eines ausgezeichneten Kaſchiri. Sie brauchte nur einen Trog voll zu machen, und es reichte, ſo viele Gäſte auch kommen mochten; ja mehr noch, der eine Trog voll machte ſie alle betrunken.

Eines Tages jedoch, als der Trank zu Ende war, ging er, wie es Sitte iſt, als Hausherr zu ſeinen vielen Gäſten und drückte ſein Bedauern aus, daß auch der letzte Tropfen des Getränkes jetzt getrunken ſei. Er verſprach ihnen aber, das nächſte Mal, wenn ſie kämen, ſollte Maba — ja, da machte er den Fehler und ſprach ſo von ſeiner Frau. Sowie er den Namen genannt hatte, flog ſie davon in ihr Bienenneſt. Er ſtreckte die Hände aus, um ſie zu halten, aber ſie war ſchon davongeflogen. Und mit ihr flog ſein Glück davon. — Seit der Zeit gehört der Honig zu den ſeltenen Leckerbiſſen.

24. Der Mann mit der Brüllaffenfrau

Vor langer Zeit lebte einmal ein Aruakjäger. Er war eines Tages tief in den Wald gegangen, ohne zu Schuß zu kommen. Erſt ſpät am Nachmittag erlegte er ein Brüllaffenweibchen. Es war zu ſpät, um ſeine Beute nach Hauſe zu bringen, ſo baute er ſich eine Schutzhütte und machte es ſich darin für die Nacht bequem. Dann ſchnitt er dem Tier den Schwanz ab, briet ihn und aß ihn und legte den übrigen Körper auf den Bratroſt, damit er in der Nacht vom Rauch gedörrt würde.

Am nächſten Morgen war er früh auf und ging wieder in den Wald. Er war ſehr erfolgreich und kehrte am Abend, mit Wildbret beladen, zurück. Als er ſich der Schutzhütte näherte, ſah er zu ſeiner Überraſchung eine Frau in ſeiner Hängematte liegen und keine Affin auf dem Bratroſt. Er begriff nicht, woher ſie gekommen ſein konnte, und fragte ſie, was ſie dort täte. Da ſagte ſie, weil er ſo einſam wäre, ſei ſie gekommen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten und nach dem Fleiſch zu ſehen. Auf ſeine Frage verſicherte ſie ihm, daß kein Affe auf dem Bratroſt gelegen hätte, als ſie gekommen ſei. Er hatte ſeinen Argwohn wegen ihrer Herkunft, da er bemerkte, daß ihre Finger merkwürdig gekrümmt waren, und daß ſie beſtändig verſuchte, mit der einen Hand die Finger der andern Hand zu ſtrecken. Daher fragte er ſie gerade heraus, ob ſie nicht ſelbſt die Affin ſei, die auf ſo rätſelhafte Weiſe verſchwunden war, aber ſie leugnete es. Sie war ein hübſches Mädchen, und er nahm ſie zur Frau. Sie lebten glücklich zuſammen, ſo glücklich, daß ſie bald keine Geheimniſſe mehr voreinander hatten.

Eines Tages fragte ihr Mann ſie wieder nach der Affin, und was wohl aus dieſer geworden wäre. Da gab ſie zu, daß ſie die verwandelte Affin ſei, aber er dürfe niemals zu irgend jemand darüber ſprechen. Wenige Tage ſpäter ver-

ließen sie die Hütte und machten sich auf den Weg zum Hause des Mannes. Sie brachten viel Wild mit. Hier lebten sie nun lange Zeit und in vollem Glück. Zwar fragten ihn manchmal seine Verwandten, welchem Stamme seine Frau angehöre, aber er sagte es ihnen nie.

Eines Morgens in aller Frühe hörte die Frau die Brüllaffen rufen. Sie erklärte ihrem Manne, daß ihr Onkel ein Trinkfest gäbe, und schlug ihm vor, zusammen hinzugehen. Der Brüllaffen-Onkel heulte auf den obersten Zweigen eines riesigen Baumes. Der Stamm dieses Baumes war so dick, daß ein richtiger Fußpfad hinauf angelegt war.

Das Paar fand den Weg zu dem Baume und folgte dem Pfad. Immer weiter hinauf stiegen sie, bis sie sich im Lande der Brüllaffen befanden und an der Schwelle eines großen Hauses ankamen! Und wieviel Getränk gab es da! Und so viele Brüllaffen, um es zu trinken! Jeder einzelne wurde betrunken, und dann begannen sie zu schwatzen, und jeder stellte an den anderen alle Arten von Fragen. Unser Freund wurde wieder gefragt, von welchem Stamme seine Frau sei, und da er nun auch nicht mehr nüchtern war, verriet er das Geheimnis und sagte ihnen, daß sie eigentlich eine Brüllaffin sei. Aber kaum hatte er das verbotene Wort ausgesprochen, da verschwand alles, seine Frau, das Getränk, das Haus und die Affen, und er fand sich allein und verlassen auf dem Wipfel des riesigen Baumes. Wie sollte er nun herunterkommen? Die Höhe war zu groß, um hinunterzuspringen, und der Stamm war viel zu dick, um ihn zu umklammern und daran herunterzuklettern. Er wußte keinen Rat und fühlte sich sehr unglücklich.

Nach einiger Zeit kam ein Vogel und fragte ihn, was er da oben so ganz allein treibe. Als der Vogel hörte, daß der arme Mann seine Frau verloren habe, nur weil er gesagt hatte, sie gehöre zum Brüllaffenstamm, erbot er sich, ihm zu helfen und ihn sicher wieder zum Erdboden zu bringen.

Der Mann war erſtaunt und fragte, wie er das anſtellen wolle. Da löſte der Vogel die Luftwurzeln einer Schlingpflanze. Der Mann folgte ſeinen Weiſungen. Bald erreichten die hängenden Wurzeln den Boden, und der Mann konnte ſicher daran herunterklettern.
So weit war es gut, aber ſelbſt jetzt wußte er noch nicht, wo er war, und in welcher Richtung ſein Haus lag. Ein kleiner Kolibri flog umher und ſetzte ſich auf einen nahen Buſch. Er bot dem Manne an, ihm den Weg zu zeigen. Aber er flog zu raſch. Der Mann konnte ihm nicht folgen. Da kam das Vöglein zurück, und diesmal flog es eine gerade Strecke, bevor es verſchwand. Der Mann folgte dem Flug und kam an einen Pfad. Dort traf ihn der kleine Vogel und ſagte: „Folge dem Pfad!“ Dies tat der Mann, und ſo kam er nach Hauſe.

25. Der Waldgeiſt mit den großen Ideen

Eines Tages begegnete ein Mann tief im Walde einem Waldgeiſt. Der fragte ihn, was er dort wolle. Der Mann ſagte, er ſei gekommen, um zu jagen. Da befahl ihm der Waldgeiſt einige Akara, ſchwarze Landkrabben, zu ſuchen. Nach einer Weile kehrte er zur Jagdhütte zurück und brachte einige Krabben. Aber als der Waldgeiſt ſie ſah, lachte er: „Dies iſt nicht die richtige Art, die ich haben wollte. Komm mit mir; ich will dir zeigen, was ich meine!“ Damit führte er den Jäger zu einem großen Loch im Boden, ſteckte ſeinen rechten Arm hinein und zog zwei Gürteltiere heraus. „Dieſe Art Krabben brauche ich. Was du mir brachteſt, waren nur Spinnen.“
Darauf kehrten ſie zur Jagdhütte zurück. Dort befahl ihm der Geiſt, Kaſſawa zu holen. Er eilte zum nächſten Hauſe und kehrte bald mit einigen Kaſſawakuchen zurück. Aber dieſe waren nicht nach dem Wunſch des Waldgeiſtes. Sie

gingen zu einem benachbarten Baum, dort zeigte er ihm einen riesigen Baumschwamm, verwandelte ihn in einen Kassawakuchen und erklärte, diesen Kuchen hätte er haben wollen.

Danach schickte ihn der Geist aus, einen Kochtopf zu holen und beschrieb ihm genau, wo er ihn finden würde, zwischen den Wurzeln eines bestimmten Baumes. Der Mann ging dorthin, aber er fand nur eine Buschmeisterschlange. Als er zurückkam und berichtete, was er gesehen hatte, sagte der Waldgeist: „Hast du nicht beachtet, daß die Schlange zusammengerollt lag wie ein Topf? Warum brachtest du sie nicht, wie ich es dir sagte?" Da ging der Mann wieder zurück, und als er an die Stelle kam, da stand dort wirklich ein Kochtopf, mit allen Farben der Schlange bemalt. Als er ihn in die Jagdhütte brachte, befahl ihm der Waldgeist, zunächst Feuerholz zu holen. Dies tat er, aber als der Geist es sah, sagte er: „Das ist nicht, was ich dir auftrug." Da nahm er den Mann mit zu einem großen, abgestorbenen Baum, schüttelte ihn ein wenig, daß er umstürzte, und trug ihn zu ihrem Lagerplatz. „Das ist, was ich Feuerholz nenne," sagte er. „Was du mir brachtest, waren nur Vogelnester."

So hatten sie bald ein Feuer angezündet und die Gürteltiere gekocht. Der Geist aß sein ganzes Gürteltier auf in wenigen Bissen. Der Mann aber konnte nur einen Teil davon essen. „Warum hast du dein Gürteltier nicht aufgegessen?" fragte ihn der Waldgeist. „Kein Wunder, daß ihr Indianer so dünn seid! Sieh mich an! Ich bin groß und dick und stark, weil ich mein ganzes Gürteltier verzehrt habe."

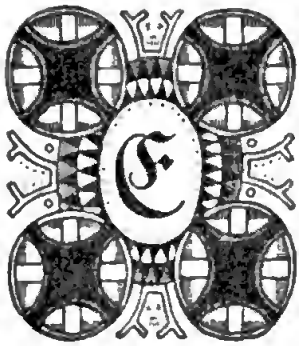
Nachdem sie sich in ihren Hängematten ausgeruht hatten, gingen sie wieder auf die Jagd und kamen abends mit einer großen Menge Wildbret heim. Als sie sich sattgegessen hatten, rösteten und räucherten sie den Rest auf dem Bratrost. Dann legten sie sich für die Nacht in ihre Hängematten. Da sagte der Waldgeist, er vermute, daß ein Jaguar kommen

werde, um vom Bratroſt zu ſtehlen. Er wies den Mann an zu wachen und gut aufzupaſſen. Nach einiger Zeit kam wirklich ein Jaguar, und der Mann weckte den Waldgeiſt. Dieſer richtete ſich in ſeiner Hängematte auf, um das Raubtier beſſer ſehen zu können, und ſagte: „Das iſt doch kein Jaguar, das iſt, was wir eine Ratte nennen!“, drehte ſich auf die andere Seite und ſchlief weiter.
Der Mann ſann über all dies lange Zeit nach, dann ſagte er: „Nun, wenn er meine Art Jaguar eine Ratte nennt, was für ein Ding mag dann ſeine Art Jaguar ſein?“ Bei dieſem Gedanken packte ihn große Angſt, er lief davon und ließ den Waldgeiſt in der Hängematte.

26. Das Reh und die Schildkröte

Das Reh traf eines Tages die Schildkröte, als ſie ihre Hufen reinigte, denn in jener Zeit trug die Schildkröte Hufen, und das Reh hatte Krallen. Da ſagte das Reh: „Mein Freund, du haſt hübſche Sandalen. Laß ſie mich einmal verſuchen!“ Die Schildkröte war ſehr ſtolz darauf, gab ſie ihm und ſprach: „Gewiß, warum nicht?“ Sie erhielt dafür die Krallen des Rehs. Als das Reh nun die Hufen probierte, fand es, daß es viel raſcher damit laufen konnte, und lief davon. Die arme Schildkröte aber ſah ſich in ihrer Bewegung behindert. Sie blieb ſtehen und wartete von Minute zu Minute auf die Rückkunft des Rehs, aber es kam niemals wieder.

27. Epetembo



Ein Mann ſprach zu ſeiner Frau: „Es regnet; ich will angenehm träumen!“ Die Frau faßte ſeine Worte falſch auf und ſagte zu ihren Brüdern: „Hört, was euer Schwager geſagt hat: ‚Ich will angenehm im Regen träumen!‘“ Die böſen Schwäger banden darauf den Mann feſt in ſeine Hängematte und hingen ihn vor das Haus in den Regen. Der Mann konnte ſich ihrer nicht erwehren. Zitternd vor Kälte lag er die ganze Nacht im Regen. Aber er ertrug alles ſchweigend und verwünſchte weder ſeine Frau noch ſeine Schwäger.

Nach drei Tagen forderte er ſeine Frau auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Im Walde angekommen, ließ er ſie Holz holen und einen Bratroſt machen, um das Wildbret zu röſten. Er ſelbſt flocht derweil einen Tragkorb, um den Roſtbraten mit nach Hauſe zu nehmen. Der Korb ſollte ſo groß werden wie die Frau. Als dieſe zurückkehrte, befahl ihr der Mann, Feuer unter den Bratroſt zu machen und dann in den Korb zu kriechen, damit er ſehen könne, ob der Korb groß genug ſei. Die Frau tat es. Darauf ſagte der Mann: „Was du mir getan haſt, das tue ich dir wieder. Ich will dich leiden laſſen, wie du mich haſt leiden laſſen!“ Er ſchürte das Feuer und legte den Korb auf den Bratroſt und röſtete ſeine Frau bei lebendigem Leibe. Als ſie tot war, ſchnitt er ihren Leichnam in Stücke und ſteckte dieſe in einen kleineren Tragkorb. Dann trat er den Heimweg an.

In der Nähe des Dorfes ſtellte er den Korb nieder, nahm die Leber ſeiner Frau heraus und brachte ſie ſeiner Schwiegermutter. Dieſe fragte ihn: „Wo iſt mein Kind?“ Er antwortete: „Sie kommt hinterdrein. Ich bin vorausgegangen. Sie konnte mir mit der ſchweren Laſt der Wildſchweine, die ich geſchoſſen habe, nicht ſo raſch folgen.“ Die Alte aß die Leber ihrer Tochter, da ſie glaubte, es ſei die Leber eines

Wildschweins. Dann ging sie, ihre Tochter zu suchen, und fand endlich den Korb mit dem zerstückelten Leichnam. Sie klagte laut um ihre Tochter. Dann trug sie die Überreste nach Hause und erzählte alles ihren Söhnen. Der Mann war entflohen.

Sie folgten lange Zeit den Spuren, die er in Wald und Strom zurückgelassen hatte. Der Flüchtling verfertigte unterwegs aus zwei Maishalmen den schwarzen Karakara, auf daß dieser ihn durch seinen Ruf warnte. Dann machte er die Kornvögel. Aber nichts half. Ganz erschöpft sank er endlich auf eine Sandbank nieder. Dort fanden ihn die Verfolger. Sie waren mit Keulen bewaffnet. Die alte Frau näherte sich ihm und sprach: „Ich will dich nicht töten, wie sehr ich dich auch verachte, aber ich will dich zum Spott und Hohn von anderen machen, damit du nachdenkst über die Missetat, die du begangen hast." Dann schlugen sie ihn mit ihren Keulen und hackten ihm ein Bein an dem Knie ab, auf daß er nicht mehr herumlaufen konnte, um Schlechtes zu tun, sondern an einem Platz bleiben mußte, um zu leiden. Und die Männer sprachen zu dem Verstümmelten: „Schwager, deine Frau hast du getötet!" Dann verließen alle den Platz und ließen den Mann auf der Sandbank zurück in Pein und Elend.

Er litt fürchterlich und dachte: „Mensch, was soll ich tun? Soll ich Siebengestirn (Plejaden) werden? Nein! Wenn ich als Siebengestirn aufsteige, werden sie sagen: ‚Da ist das Siebengestirn wieder am Himmel erschienen!' Soll ich Morgenstern werden? Nein! Denn wenn ich als Morgenstern aufgehe, werden sie sagen: ‚Siehe, da erhebt er sich wieder aus der Dunkelheit an den Himmel!' Wo wirst du mich hinbringen? Soll ich der Orion werden? Nein! Denn wenn ich als Orion aufgehe, werden sie sagen: ‚Siehe da den himmlischen Streiter ohne Bein!'" Und der Mann dachte nach und litt. Dann rief er: „Großvater, Geierkönig, komm!" Und der Geierkönig schwebte hernieder und sprach: „Ich bin gekommen, um dich zu holen. Du sollst werden

das Schenkelgeſtirn, der Orion, der himmliſche Streiter mit einem Bein!" Dann trug der Geierkönig den einbeinigen Mann empor und ſetzte ihn in die zwölf Sterne des Orion, von wo er die Sonne ruft. Er iſt zugleich der Träger der Sonne.

28. Makunaima und Pia

or langer Zeit lebte eine Frau, die war ſchwanger geworden durch die Sonne mit Zwillingskindern, Makunaima und Pia. Eines Tages ſagte der noch ungeborene Pia zu ſeiner Mutter: „Laß uns gehen und unſeren Vater beſuchen! Wir werden dir den Weg zeigen. Pflücke für uns jede hübſche Blume, an der du vorbeikommſt!" Daraufhin ging ſie nach Weſten, um ihren Gatten zu treffen.

Indem ſie hier und dort am Wegrand Blumen pflückte, ſtrauchelte ſie, fiel hin und verletzte ſich. Deswegen ſchalt ſie auf ihre beiden ungeborenen Kinder. Dieſe wurden ärgerlich darüber, und als ſie das nächſte Mal fragte, welchem Weg ſie folgen ſollte, weigerten ſie ſich, es ihr zu ſagen. So kam es, daß ſie die falſche Richtung einſchlug und endlich müde und mit wunden Füßen an einem ſonderbaren Hauſe ankam. Es gehörte Kono(bo)-aru, dem Regenfroſch, der Mutter des Tigers. Als die erſchöpfte Frau entdeckte, wo ſie war, ſagte ſie der alten Frau, es täte ihr ſehr leid, daß ſie hierhergekommen ſei, denn ſie habe oft gehört, wie grauſam ihr Sohn ſei. Die Herrin des Hauſes hatte Mitleid mit ihr. Sie redete ihr zu, ſich nicht zu fürchten, verbarg ſie in dem großen Kaſchiri-Trog und deckte den Deckel darauf. Als der Tiger am Abend heimkam, ſchnüffelte er hin und her und ſagte: „Mutter, ich rieche jemand. Wen haſt du hier?" Obgleich ſie es leugnete, irgend jemand im

Hauſe zu haben, war er nicht zufrieden. Er begab ſich ſelbſt auf die Suche, guckte auch in den Kaſchiritopf und entdeckte dort das geängſtigte Geſchöpf.

Er tötete die arme Frau, fand die beiden ungeborenen Kinder und zeigte ſie ſeiner Mutter. „Die mußt du nun hegen und pflegen!“ ſagte ſie. Da ſteckte er ſie in ein Bündel Baumwolle, um ſie warmzuhalten, und bemerkte am nächſten Morgen, daß ſie ſchon anfingen zu kriechen. Am nächſten Tage waren ſie ſchon viel größer, und bei dieſer täglichen Zunahme hatten ſie in einem Monat die Größe von Männern erreicht. Die Mutter des Tigers ſagte ihnen, daß ſie nun imſtande wären, Bogen und Pfeile zu gebrauchen, und daß ſie den Hokko ſchießen müßten, denn dieſer Vogel habe ihre Mutter getötet.

Daher machten ſich Pia und Makunaima am folgenden Tage auf und ſchoſſen Hokkohühner, und Tag für Tag ſchoſſen ſie dieſe Vögel. Als ſie im Begriff waren, den Pfeil auf den letzten Vogel fliegen zu laſſen, ſagte ihnen der Hokko, daß keiner ſeines Stammes ihre Mutter getötet hätte, ſondern der Tiger ſelbſt, und erzählte ihnen alle Einzelheiten ihres Todes. Die zwei Knaben waren ſehr böſe, als ſie dies hörten, verſchonten den Vogel und ſagten der Alten, als ſie mit leeren Händen heimkamen, der Hokko hätte ihnen ihre Pfeile weggenommen. Dies war natürlich nicht wahr, ſondern nur eine Ausrede. Sie hatten ſelbſt ihre Pfeile im Walde verborgen und beabſichtigten, neue und ſtärkere Waffen zu machen. Als dieſe fertig waren, bauten ſie einen Jagdſchirm an einem Baum, und als der Tiger unten vorbeiging, ſchoſſen ſie auf ihn und töteten ihn. Dann gingen ſie nach Hauſe und erſchlugen auch ſeine Mutter.

Die zwei Burſchen ſetzten nun ihren Weg fort und kamen endlich zu einer Gruppe Baumwollſträucher, in deren Mitte ein Haus ſtand. Hier wohnte eine ſehr alte Frau, die eigentlich ein Froſch war, und bei ihr ſchlugen ſie ihren Wohnſitz auf. Sie gingen jeden Tag zum Jagen, und bei ihrer Rückkehr fanden ſie regelmäßig eine Menge Kaſſawa, die ihre

Wirtin gebacken hatte. „Das ist sehr merkwürdig," bemerkte Pia zu seinem Bruder, „hier ist nirgends ein Feld zu sehen, und nun sieh diese Menge Kassawa, die uns die alte Frau gibt! Wir müssen sie beobachten!"

Am nächsten Morgen gingen sie anstatt zum Jagen in den Wald, nur in eine geringe Entfernung vom Haus und verbargen sich hinter einem Baum, von wo aus sie sehen konnten, was im Hause vorging. Sie sahen, daß die alte Froschfrau einen weißen Fleck an ihren Schultern hatte; sie sahen, wie sie sich bückte und an diesem Fleck kratzte, und wie das Kassawa-Mehl herausfiel. Nach Hause zurückgekehrt, weigerten sie sich, den gewöhnlichen Kuchen zu essen, dessen Quelle sie nun kannten. Am nächsten Morgen pflückten sie eine Menge Baumwolle von den benachbarten Sträuchern und breiteten sie auf dem Boden aus. Als die Alte fragte, wozu sie das täten, sagten sie, daß sie ihr ein nettes, weiches Lager bereiteten. Erfreut darüber, setzte sie sich sogleich darauf nieder. Aber kaum saß sie, als die Burschen Feuer daran legten. Davon wurde die Haut der Alten so furchtbar verbrannt, daß sie das runzelige und rauhe Aussehen erhielt, das sie bis auf den heutigen Tag hat.

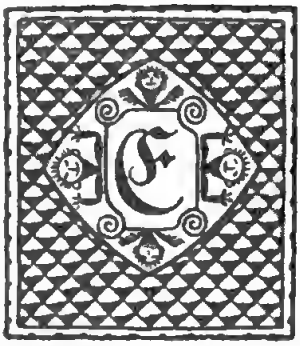
Pia und Makunaima reisten nun weiter, um zu ihrem Vater zu gelangen, und kamen bald an das Haus des Tapirs, wo sie drei Tage blieben. Am dritten Abend kam der Tapir zurück und sah sehr glatt und rund aus. Die Knaben wollten gern wissen, was er gefressen habe und folgten seinen Spuren bis zu einem Pflaumenbaum. Diesen schüttelten sie so heftig, daß alle Früchte, reife wie unreife, zu Boden fielen, wo sie verstreut liegen blieben. Als der Tapir am nächsten Morgen zum Futterplatz kam, war er empört. Schnell kehrte er nach Hause zurück, schlug die beiden Knaben und lief davon in den Wald. Die Knaben machten sich auf, ihn zu verfolgen und folgten ihm manchen Tag. Endlich erreichten sie ihn. Da befahl Pia dem Makunaima, vorwärts zu laufen, den Tapir zu ihm zurückzutreiben und im Vorbeilaufen einen Harpunenpfeil abzuschießen. Makunaima ver-

phot. Koch-Grünberg

Der Roroima

wickelte ſich jedoch, als er nach vorn lief, in der Schnur, und ſie ſchnitt ihm ein Bein ab.
In klaren Nächten kann man ſie am Himmel ſehen: Dort iſt der Tapir (Hyaden), dort Makunaima (Plejaden) und darunter ſein abgeſchnittenes Bein (Gürtel des Orion).

29. Der Wunderbaum



s gab eine Zeit, da hatten die Indianer noch keine Kaſſawa zu eſſen. Sie litten alle Hunger. Die Tiere und die Vögel hatten auch nichts zu eſſen. Sie hatten auch Hunger. Nur der Tapir ging regelmäßig jeden Morgen aus und kehrte des Abends zurück und war immer rund und fett. Die anderen ſahen, was er fallen ließ: Bananenſchalen, Zuckerrohrſtreifen uſw., und ſagten zueinander: „Der Tapir muß einen guten Futterplatz gefunden haben. Laßt uns ihn belauern!“
Am nächſten Morgen ſchickten ſie die Beutelratte aus, um ihm zu folgen und herauszubringen, wie er es anſtellte, in ſolch gutem Zuſtand zu ſein. Die Ratte tat, was ihr aufgetragen war und folgte dem Tapir einen langen, langen Weg in den Wald hinein. Dort machte er halt unter einem rieſigen Baum und ſammelte die Früchte, die herabgefallen waren. Dieſer Baum war der Allepantepo. Es war ein wunderbarer Baum, denn alle Früchte, die man ſich nur wünſchen konnte, wuchſen auf ſeinen Zweigen: Bananen, Kaſſawa, Yams, Pflaumen, Ananas und alle die anderen Früchte, die die Karaiben lieben. Sobald der Tapir ſich vollgefreſſen hatte, erkletterte die Ratte den Baum und knabberte am Mais, um ihren Hunger zu ſtillen. Als ſie nichts mehr eſſen konnte, kam ſie herunter und brachte ein Korn mit, um den anderen zu zeigen, daß ſie Erfolg gehabt hätte.
Daraufhin folgten die Indianer der Ratte, die ſie zu dem

Baum zurückführte. Als ſie ihn erreichten, waren viele Früchte zu Boden gefallen. Nachdem ſie alle aufgeleſen hatten, verſuchten ſie den Baum zu erklettern, aber er war zu dick und glatt. Daher beſchloſſen ſie, ihn umzuhauen. Sie machten ein Gerüſt rund um den Stamm und fingen an, mit ihren Steinärten zu hacken. Sie arbeiteten zehn Tage, aber der Baum wollte nicht fallen — ſo dick war Allepantepo! So ſchlugen ſie weiter noch einmal zehn Tage, und noch immer wollte der Baum nicht fallen.

Zu dieſer Zeit hatte ihre Arbeit ſie durſtig gemacht. Da gaben die Indianer allen Tieren Kalabaſſen zum Waſſerſchöpfen, nur dem Tapir gaben ſie ein Sieb. Als ſie an das Ufer kamen, tranken alle aus ihren Gefäßen. Nur der Tapir blieb durſtig, denn aus ſeinem Sieb floß das Waſſer ſo ſchnell heraus, wie er es hineinſchöpfte. Das war ein Teil ſeiner Strafe dafür, daß er ſo habgierig geweſen war und das Geheimnis des Wunderbaumes für ſich behalten hatte.

Nach Ablauf von abermals zehn Tagen, in denen ſie ununterbrochen ſchlugen, fiel endlich der Baum. Die Indianer nahmen als ihren Anteil alle Kaſſawa, Zuckerrohr, Yams, Bananen, Bataten, Kürbiſſe und Waſſermelonen. Das

Aguti und die Paka und andere Tiere ſchlüpften in die Zweige, um ſich alles zu holen, was ſie gern hatten. Als der Tapir endlich vom Flußufer zurückkam, hatte man nur noch die Pflaumen für ihn übrig gelaſſen, und mit dieſen muß er zufrieden ſein bis auf den heutigen Tag.

Was die Indianer nahmen, brachten ſie nach Hauſe und pflanzten es auf ihre Felder. Aber der Bunia-Vogel ſprach zu ihnen und erklärte ihnen, wie jede Frucht fortzupflanzen und zu kochen ſei, und daß einige, wie z. B. die bittere Kaſſawa-Brühe, gekocht werden müßten, bevor ſie genießbar ſeien, während andere Früchte roh gegeſſen werden könnten.

30. Wie Krankheit, Elend und Tod in die Welt kamen

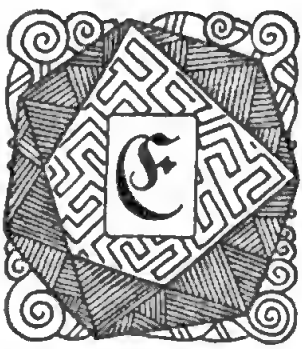
In alter Zeit gab es keinen Streit. Alle waren glücklich, und niemand wurde krank und starb.

Damals lebten die Waldgeister unter uns als unsere Freunde und Genossen. Sie waren kleine Leute wie wir. Ein Waldgeist, Yurokon, pflegte besonders oft zu meinen Vorfahren zu kommen und mit ihnen Paiwari zu trinken. Er kam zu diesem Zweck regelmäßig einmal im Monat. Das letztemal, als er kam, erschien er als eine Frau mit einem Kindchen an der Brust. Die Karaiben reichten ihr den Pfeffertopf, und sie tauchte die Kassawa hinein, die sie dann aussog und aß. Der Pfeffertopf war aber so heiß, daß sie sich das Innere des Mundes und das „Herz" verbrannte. Daher bat sie um Wasser. Die Hausfrau hatte kein Wasser im Hause. Da forderte Yurokon eine Kalabasse, ließ ihr Kind zurück und ging hinunter ans Wasser, wo sie ihren Durst stillte.

Als sie zurückkam, sah sie sich nach ihrem Kindchen um, aber sie fand es nirgends. Sie suchte überall, unten und oben, alles vergeblich. Während ihrer Abwesenheit hatte nämlich eine böse Frau das Kind in den kochenden Kaschiritopf geworfen. Nach einiger Zeit rührte Yurokon das Kaschiri um mit dem gebräuchlichen Löffel aus einem Paddelruder, und während sie rührte, kam der Körper ihres Kindes an die Oberfläche. Da weinte sie, und indem sie sich zu den Leuten wandte, sagte sie: „Warum habt ihr mir das getan? Ich habe niemals Böses gegen euch im Sinne gehabt, aber nun sollt ihr dafür büßen. In Zukunft sollen alle eure Kinder sterben, und darüber werdet ihr weinen, so wie ich jetzt weine. Wenn euch Kinder geboren werden, so sollt ihr Schmerzen und Not erleiden bei ihrer Geburt. Und was euch Männer betrifft," fuhr sie fort, „so sollt ihr

große Mühe haben, wenn ihr ausgieht, um Fiſche zu fangen.“
So geſchah es; denn in jenen Tagen brauchten wir Karaiben nur ans Ufer zu gehen und das Waſſer mit unſeren Kalabaſſen herauszuſchöpfen, dann laſen wir die Fiſche auf, die am Boden des Fluſſes lagen und taten das Waſſer wieder zurück, damit es neue Fiſche erzeugte. Yurokon änderte dies alles, und nun haben wir die Mühe und Plage, daß wir die Teiche mit verſchiedenen Wurzeln vergiften müſſen. Die abſcheuliche Indianerin aber, die das Kind in den Kaſchiritopf geworfen hatte, wurde von Yurokon getötet.

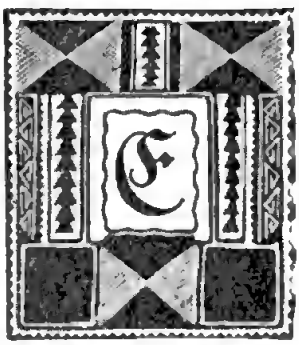
31. Warum die Kinder krank werden und ſchreien



inſt ging ein Mann in den Wald, um Rehe zu jagen. Er machte ſich eine Jagdhütte auf einem Heuſchreckenbaum. Dahinein ſetzte er ſich, nahm Pfeil und Bogen zur Hand und wartete, daß die Tiere kämen, um von den Früchten zu freſſen, die heruntergefallen waren.
Nach einiger Zeit kam die Frau eines Waldgeiſtes daher. Sie hatte ihr Kind an der Bruſt und trug einen Korb am Stirnband. Als ſie alle die ſchönen Früchte am Boden verſtreut ſah, ſetzte ſie ihr Kindchen nieder gerade auf die Stelle, über der der Mann ſaß, ging rund um den Baum herum und ſammelte die Früchte in ihren Korb. Unterdeſſen ſchoß der Mann auf das Kind, ſo daß es ſchrie. Die Mutter eilte zurück und fand das Kind ſchreiend ohne ſichtbaren Grund. Sie befühlte es, aber ſie entdeckte keinen Pfeil. Da brachte ſie es zu dem Zauberarzt ihres Stammes, und dieſer fand gleich, was ihm fehlte. Er zog

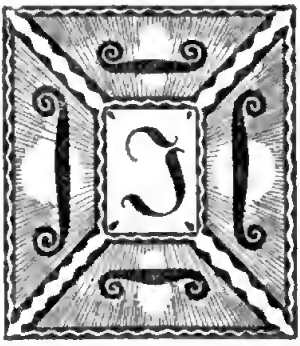
den Pfeil heraus und zeigte ihn der Mutter. Er ſog ihn heraus aus dem Kind. „Nun gut," rief die Mutter aus, „gerade wie dieſer Mann mein Kind geſchoſſen hat, ſo wird mein Gatte fortan die Kinder ſeines Volkes ſchießen. Weinen ſollen ſie, ohne daß jemand die Urſache kennt!"

32. Hänge keinen, bevor du ihn haſt



Eines Tages jagte ein Mann im Walde weit entfernt von ſeinem Hauſe. Die Nacht überraſchte ihn, als er gerade daran dachte umzukehren. Im Dunkeln verlor er den Weg. Da legte er ſich zum Schlafen nieder, gerade unter ein überhängendes Neſt der Baumameiſen. Nach einer Weile fragten ihn die Ameiſen, ob er ſchon ſchliefe, und er ſagte: „Noch nicht." Nach einiger Zeit wiederholten ſie ihre Frage und bekamen dieſelbe Antwort. Und ſo ging das Spiel fort die ganze Nacht hindurch bis zur frühen Dämmerung. Da fragten ſie wohl zum zehntenmal, ob er noch nicht ſchliefe, und er antwortete wieder: „Noch nicht." Die Tiere, die in der Tat nur darauf warteten, ihn zu freſſen, konnten ſich nun nicht länger beherrſchen und ließen ſich mit ihrem Neſt gerade auf ihn herunterfallen. Glücklicherweiſe konnte der Mann eine ſichere Entfernung gewinnen, bevor die Baumameiſen ſich zerſtreuten und ihn verfolgten. Sie liefen hierhin und dorthin, um herauszufinden, welchen Weg er genommen hatte. Da rief ein kleiner Kolibri: „Gebt mir den Kopf! Gebt mir den Kopf!" Das ärgerte die Ameiſen, denen ihr Opfer entwiſcht war, und als der Vogel fortfuhr, ſeine Bitte zu wiederholen, riefen ſie ihm zu: „Was nützt es, den Kopf zu fordern, wenn wir nicht einmal den Körper haben!"

33. Serikoai



Im Anfang unſerer Tage ſah eine jungverheiratete Frau, Wawaiya, einen jungen Tapir ruhig an ihrer Seite dahingehen.

„Wer biſt du," ſagte die Frau, „daß du ſo neben mir gehſt?"

„Sie nennen mich Wailya," antwortete er. „In verwandelter Geſtalt ſuche ich deine Nähe; denn du biſt lieblich anzuſehen."

Wenn ihr Mann zum Jagen ging, begab ſie ſich zu ihrem Feld, und täglich, wenn ſie den Waldpfad dahinſchritt, traf ſie dort den Tapir. Angenehme Worte ſprach das Tier zu ihr, und ſie hörte ihm gern zu, bis durch ſeine geſchickten Schmeicheleien ihr einſt geliebter Gatte Serikoai ihr weniger lieb wurde.

Dann ſagte der Verführer keck: „Komm! Laufe mit mir davon! Weit, weit wollen wir beide fliehen. Wo dieſe weite Erde ſich mit dem Himmel trifft, dort ſollſt du mein Land ſehen! Dort iſt es, wo ich als Menſch herrſche. Dort ſollſt du meine Frau ſein!"

„Ach," rief ſie, „wenn wir fliehen, wird Serikoai, mein tapferer Gatte, uns beide erſchlagen!"

„Ich werde deine Axt bezaubern," ſagte der Zauberer, „und ſie wird zu dir ſprechen. Beachte wohl, was dieſe gute Axt dir ſagen wird, und ſieh, daß du es tuſt. An demſelben Tag werden wir beide in Sicherheit ſein!"

„Wawaiya," ſagte eines Tages Serikoai, „komm mit zu unſeren Abakate-Bäumen! In jener alten Pflanzung ſah ich im letzten Monat junge Früchte im Überfluß. Sie werden jetzt wohl reif ſein."

„Ich gehe mit dir," antwortete die Frau, „aber ich muß meine Axt mitnehmen. Während du auf den Baum kletterſt, will ich trockenes Holz ſammeln, um ein Feuer für die Nacht zu machen."

Dann ging ſie zu dem Schärfſtein, um ihre Axt zu ſchleifen. Jedesmal, wenn ſie den Stein berührte, ſchien das Wort „ſahtai!“ in drohendem Ton vom Winde herbeigetragen zu werden.

„Hörſt du nicht, Serikoai, daß die Axt hier zu mir ſpricht? Jedesmal, wenn ich wetze, ertönen die Worte ‚ich muß ſchneiden‘ oder ‚ich muß verwunden‘. Was kann das bedeuten?“

„Immer, wenn dort eine Axt geſchärft wird,“ ſagte er, „höre ich dasſelbe. Aber jetzt laß uns eilen, um nicht den Tag zu verlieren, indem wir müßigen Träumereien nachhängen! Frauen ſind oft zu tadeln!“

Da entbrannte in ihr der Zorn, als ſie mit ihrem Gatten weiterging. Jener ſchreckliche Zauberer zog ſie an, und mit ſeinem Zauber war ihr Herz gegangen, bis ſie nicht mehr zurück konnte.

Sie ſahen viele reifende Früchte. Süße Bananen waren da. Aber der Mann wollte noch auf jenen Baum klettern, der ſeine Lieblingsfrucht, die Abakate, trug.

Da gewann der Zauber Macht über ſie. Sie erhob ihre Hände und führte den Schlag. Die Tat war geſchehen. Der Mann lag am Boden. Sein Bein war glatt durchgeſchnitten. Verwundert und voll tiefſten Schmerzes blickte er ſeine Frau an. Sie aber eilte weg von dem blutigen Schauplatz, um mit Wailya durch die Wälder und über die Hügel zu gehen.

Der Mann lag da und glaubte zu ſterben. Sein Lebensblut floß dahin. Da kam ein freundlicher Geiſt vorbei und belebte ihn, als er dort lag. Er hauchte ihn an. Da zuckte der Mann mit dem Augenlid, auf dem eine Träne lag. Er blies ſie in die Luft. Da flog ſie als kleiner Vogel von wunderſchöner Farbe in die Höhe und ſchwebte wartend in der Nähe.

„Vöglein,“ ſagte der blutende Mann, „fliege eilends zu meiner Mutter und rufe meinen Namen!“

Das Vöglein verſtand ihn. Es flog geradewegs zur Mutter und rief: „Serikoai!“

„Warum rufſt du meinen Sohn Serikoai? Vöglein, ſage

mir die Wahrheit! Warum flatterſt du hin und her? Ich weiß nicht, was du willſt, Vöglein."
Da flog das Vöglein weg, aber eilig kam es wieder, belehrt durch den leidenden Mann.
„Mutter, dein Serikoai iſt ſchwer verletzt und liegt dort verlaſſen, um zu ſterben!"
Sogleich machte ſich die Mutter auf. Sie lief und ſtolperte, denn ſie war ſchon alt. Dennoch eilte ſie vorwärts durch dichtes Gebüſch, um ihrem ruchlos erſchlagenen Sohne zu helfen.
Da ſah jener gute Geiſt ihre Liebe und zu heilendem Balſam fügte er den Zauber, bis er Serikoai gerettet in den Armen ſeiner Mutter ließ.
Eines Tages wanderte ein Mann dahin, indem er den Boden abſuchte. Er ſchien von großer Kraft zu ſein, aber er ſah bleich und ermüdet aus. Nur ſeine funkelnden Augen ließ er überall umherſchweifen. Er hatte ein hölzernes Stelzbein. Dennoch bewegte er ſich weiter vom Morgen bis zum Abend, wie ein Krieger zum Kampfe bewaffnet mit Bogen und Keule. Jeden Waldpfad ſuchte er ab, aber ſein Auge traf auf keine Spur; denn mancher Abend, manche Morgendämmerung waren dahingegangen, ſeit das falſche Weib geflohen war, das Serikoai verſtümmelt hatte. Die Regen hatten ihren Pfad verwaſchen. Keine Spuren waren geblieben, kein Zeichen, daß hier Menſchen gegangen waren. Endlich fand er einen Abakateſchößling. Er ſuchte weiter im Wald herum und folgte dem Weg, bis er noch einen Abakateſchößling am Boden ſah. Da leuchtete ſein Auge heller.
Seine Hoffnung, ſie wiederzufinden, lebte auf und erwärmte ſein Herz; denn die, die ſein Leben rettete, hatte ihm geſagt: „Ein Zauberer hat deine Frau behext, ein Mann in Tiergeſtalt!"
Er dachte an ſie, die dieſe Früchte gepflückt und unterwegs gegeſſen hatte. Die Regen, die ihre Fußtapfen vertilgen konnten, hatten dieſe Samen ans Licht ſproſſen und wachſen laſſen, dort wo ſie lagen.

Traurig und müde ging der Mann weiter der aufgehenden Sonne entgegen, und er ſagte: „Die Grenze der Erde muß nahe ſein. Näher und näher kommt der Himmel. Meine Aufgabe wird bald getan ſein.“

Er fand die kleinen Fußſpuren ſeiner Frau. Auch die des Tapirs waren deutlich. Dann ſah er ſie beide zuſammengehen, zu vertieft in ihr fröhliches Geſpräch, um an die nahe Vergeltung zu denken.

Er ſchoß Wailya durch das Herz, bevor er ſeine Geſtalt verwandeln konnte. Dann ſchnitt er ihm das häßliche Haupt ab, und der Boden, auf dem er lag, wurde warm von ſeinem Herzblut.

Dann ſchrie der Mann: „Er iſt tot, er, deſſen Zauber dich verhext hat! Kehre zurück, mein Weib, kehre zu mir zurück, oder ich werde dir immerdar folgen durch Erde, Himmel und Meer!“

Er zerſchnitt und räucherte des Tapirs Fleiſch. Dann folgte er ſeinem Weibe. Er ſah ſie von einem benachbarten Hügel. Als ſchattenhafte Geſtalt folgte ihr noch immer — Wailya — wie im Leben.

Sie flohen und kamen näher und näher an den ſteilen Rand der Erde. Eine weite Kluft ſahen ſie da. Gerade über den Abgrund flog die Frau in den tiefen blauen Himmel. Ihr Liebhaber folgte, und voll Wut folgte auch der Gatte. Und ſo folgt ſich die Jagd unaufhörlich durch die Luft, wie wir es allnächtlich ſehen können.

Wawaiya erſcheint als wolkenartiger Sternenhaufe, wenn die Nacht klar iſt. Hinter ihr kommt Wailya und wendet ſein grimmiges, blutunterlaufenes Auge nach dem nahen Gatten, deſſen mächtige Geſtalt, ſtrahlend von Sternen, ſich in den Himmel zu erheben ſcheint. Seine Schultern und das geſunde Bein glitzern dort, ebenſo der breite Gürtel, den er zu tragen pflegte. Schwächer ſieht man das Stelzbein, das den verſtümmelten Serikoai ſtützte.

34. Die Amazonen

Von den wilden Worisiana kann ich die alte Geschichte erzählen, wie ihr kriegerischer Ruhm und ihre Stärke in Schmach begann. Einstmals war eine Häuptlingsfrau, To-eyza, ihrem Manne untreu geworden. Sie war aber keineswegs bedrückt durch ihre Schuld. Wenn ihr Mann hochmütig war, so war sie noch hochmütiger.

Am Badeplatz der Frauen sagte To-eyza: „Manche sagen, die Ehe sei ein Schutz; ich halte sie für gemeine Unterwerfung. Lieber wäre ich tot! Was können wir, die von den Eltern vergeben werden, von Liebe wissen? Alle unsere Tage verleben wir in Plage. Arbeit heute und Arbeit morgen, immer Arbeit und Leid. Widersetzt euch mit mir dieser schmachvollen Knechtschaft! Seht dort drüben den schwarzen Jaguar! Das ist mein Liebster in seiner Verkleidung. Männer wie er können leicht herüberschwimmen und uns befreien! Ruft seinen Namen! ‚Walyarima' soll unsere Losung sein! Behaltet ihn gut, ihr, die ihr Befreiung sucht aus der Knechtschaft eurer Gatten!"

Drei Männer hatten von dem nahen Wald aus Walyarima gesehen und alles gehört, und sie kamen und erzählten es ihrem Häuptling „To-eyborori".

Am Morgen sagte der Häuptling ruhig zu den Frauen: „Wir haben einen beschwerlichen Jagdzug vor. Bereitet Kassawa-Brot, damit wir keinen Hunger leiden!"

Als sie alle fortgegangen waren, um Wurzeln zu holen, ging er zum Fluß. Dort ließ er einige junge Burschen zum Baden zurück, während er sich mit den übrigen Männern verbarg und ihnen seinen finsteren Plan mitteilte.

Die badenden Burschen riefen: „Walyarima!", riefen den verhaßten Namen und breiteten ihr langes Haar auf dem Wasser aus. Da kam Walyarima, während auf jedem Bogen ein Pfeil bereit lag für ihn.

Als er ihn kommen sah, stürzte sich der Häuptling ihm entgegen in die Flut und durchbohrte ihn mit seinem mächtigen Pfeil. Die übrigen schwammen herzu und erschlugen den Sterbenden. Voll Grimm trugen sie seine Überreste zur Hütte der Frauen. Dort hängten sie ihn zum Hohn über ein Gerüst mit dem Kopf nach unten.

Im Gänsemarsch kamen die Frauen, jede mit ihrer Last. Finster blickten ihre Männer sie an. Entsetzt fuhren die Frauen zurück vor dem Anblick, der sich ihnen bot. Als Letzte kam To-eyza herein. Blut tropfte auf ihre Hand. Hochaufgerichtet stand sie da, groß und schön. Selbst der Häuptling bewunderte ihre Fassung.

Dann sagte er: „Wir gehen jagen. Eilt euch und bereitet Brot! Backt noch heute nacht! Wir können nicht warten. Brot für fünf Tage müssen wir mitnehmen." — „So sei es!" sagte sie. „Bringt das Fleisch! Wir werden euch dann starkes Paiwari bereiten, mehr als je zuvor, und in jener Nacht wollen wir an eurer Seite tanzen!"

Im Herzen der stolzen To-eyza brannte ein flammender Zorn. Der Tropfen Blut hatte in ihr den Rachegedanken geweckt, und ihre dämonische Macht kam über die andern.

„Nach Rache schreien unsere Herzen, unser aller Herzen," sagte sie. „Grausame Kränkung haben euch die Männer angetan. Fragt nicht! Ich werde euch führen. Ihr sollt alle frei werden!"

Der Häuptling kam von der Jagd zurück; schwerbeladen waren die Männer. Wild und Vögel brachten sie heim, teils geräuchert, teils frisch. Alles war im Überfluß. Da gab es ein Fest! Die Frauen hatten reichlich Paiwari bereitet. Alle Männer hatten getrunken. Dann ruhten sie, bis die Durstigen mehr verlangten. Da reichte jede Frau ihrem Manne demütig-freundlich eine Kalabasse, bis zum Rande gefüllt mit verhängnisvollem Trank. So hatte To-eyza es befohlen. Sie hatte Kassawa-Brühe in den Trank gemischt, deren furchtbares Gift allen den Tod brachte. Bald erblichen die Männer im Todeskampf. Vergeblich schrien sie nach Rettung. Zu Boden fielen die Krieger.

„Nun freut euch!“ rief To-eyza aus. „Frauen, nun ſeid ihr frei! Nimmermehr beherrſcht euch ein Gatte; niemand ſchlägt euch, bedrückt euch und narrt euch mehr, wenn ihr mir folgt.“ Einige waren mit Knaben geflohen. Die anderen tanzten mit gezwungener Fröhlichkeit durch die mitternächtige Stunde, jede mit Wahnſinn im Herzen.

Durch die Wälder ſchritt in Ordnung ein Zug von Weibern. Sie trugen Hängematten, Lebensmittel und Waffen. Sie waren gerüſtet für einen ſchweren Marſch in ein fernes Land. Ihrer Anführerin, der ſchlanken To-eyza, zollten alle Gehorſam. Manchmal kämpfend, manchmal fliehend, nur auf ihre Bogen angewieſen, zogen ſie ihres Weges.

Manch eine unzufriedene Frau ſchloß ſich ihnen an. Sie verkündeten Befreiung, nannten ſich „das Volk der Weiber“ und behandelten alle Ehemänner als Feinde. Sie vertrieben die Männer oder erſchlugen ſie und ſagten zu den Frauen: „Mit euren Töchtern ſeid ihr uns willkommen. Wenn ihr eure Söhne behalten wollt, laſſen wir euch hier mit ihnen zurück.“

So zogen ſie weiter, und andere folgten ihnen und vergrößerten ihre Schar. Wie eine Epidemie ergriff der Wahnſinn die Weiber.

Inzwiſchen hatten Freunde die vergifteten Opfer gefunden. Sie ſchauderten, als ſie die Gebeine ſahen, vertrieben die Geier, die auf den Überreſten ſaßen, und beſtatteten ſie.

Dann folgten ſie den Frauen. Vorſichtig pirſchten ſie ſich heran, um ſie zu überholen, aber wenn es ihnen gelang, Gefangene zu machen, ſo zogen die Frauen vor zu ſterben.

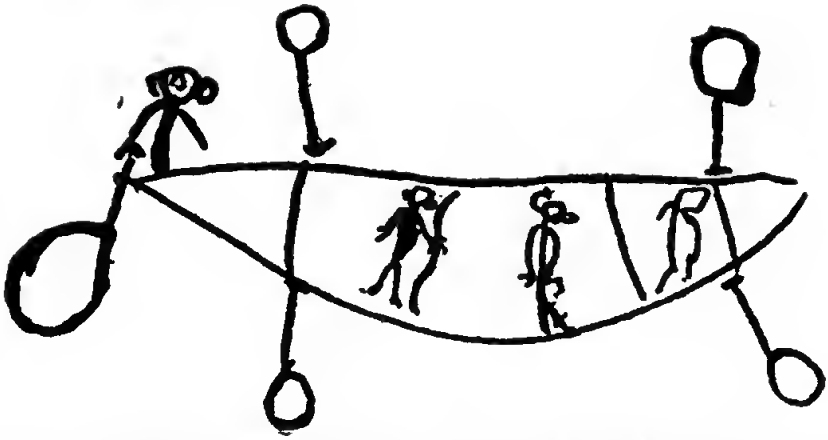
Bald kamen ſie in dichte, dunkle Wälder. Dort fanden die Frauen Schutz hinter der Blätterwand. Die Männer ſahen ihre beſten Leute fallen. Sie wälzten ſich in ihrem Blut, getroffen von den weiblichen Bogenſchützen. Da hielten ſie inne, und ein weiſer Mann ſagte: „Was haben wir zu gewinnen? Was nützt dem Manne eine Frau, die ihn als Feind anſieht? Laßt ſie weiterziehen!“

So zogen die Frauen weiter, der untergehenden Sonne nach.

Sie kamen glücklich durch alle Gefahren und ſiedelten ſich als Fremdlinge an, als ihre Reiſe zu Ende war.
To-eyza wurde dort ihre Königin. Sie gab ihnen klare Anweiſungen: „Männer ſollen uns als Liebhaber willkommen ſein, wenn ſie als Wanderer zu uns kommen, aber keiner darf ſich bei uns niederlaſſen. Ihre Söhne, die von uns geboren werden, ſchicken wir fort. Aber wenn wir Mädchen gebären, ſo wollen wir ſie freudig aufziehen als unſere Nachfolgerinnen!“
Jahre ſind ſeitdem vergangen. Ihre Töchter gehorchen noch immer dieſem Geſetz. Sie erzählen noch immer in den Parimabergen die Geſchichte von Walyarima.

35. Akalapiſcheima und die Sonne

In alter Zeit war ein ſehr hoher Baum. Waloma, die Kröte, kletterte ganz hinauf. Ein Mann, namens Akalapiſcheima, lauerte jeden Nachmittag am Fuß des Baumes, um Waloma zu fangen. Waloma ſagte: „Wenn mich Akalapiſcheima fängt, werfe ich ihn ins Meer!“ Der Mann faßte ihn. Da packte ihn Waloma bei den Händen und ſtieß ihn mit dem Fuß ins Meer. Sie lud ihn auf den Rücken, tauchte unter und ſchwamm mit ihm nach einer Inſel. Dort ließ ſie ihn und ſchwamm zurück. Sie ließ ihn unter einem Baum, auf dem Aasgeier ſaßen, die ihn, als er ſchlief, ganz beſchmutzten.
Es war ſehr kalt auf der Inſel, und der Mann fror ſehr. Da begegnete ihm Kaiuanog, der Morgenſtern, als er voll Kot der Aasgeier war und ſehr ſtank. Er bat den Stern, ihn zum Himmel zu nehmen. Dieſer antwortete: „Ich kann dich nicht mit hinaufnehmen. Du haſt mir noch nichts gegeben. Du haſt nur immer der Sonne Maniokfladen gegeben.“ Der Mann bat den Stern um Feuer, weil er ſehr fror. Kaiuanog ſagte: „Ich will dir nicht helfen! Die Sonne



kann dir helfen. Sie empfängt mehr Maniokfladen.“ Kaiuanog ging weg.

Da kam Kapei, der Mond. Akalapiſcheima bat Kapei, ihn nach ſeiner Heimat zu bringen. Der Mond wollte ihn nicht hinbringen, weil er der Sonne ſo viel Maniokfladen gegeben habe und ihm gar nichts. Er bat auch den Mond um Feuer, aber auch dies gab ihm der Mond nicht. Der Mann fror ſehr, und die Aasgeier beſchmutzten ihn immer mehr, denn die Inſel war ſehr klein.

Da kam Wei, die Sonne. Die Sonne nahm ihn in ihr Boot. Sie ließ ihn durch ihre Töchter waſchen und ihm die Haare ſchneiden. Sie machte ihn wieder ſchön. Wei wollte ihn zum Schwiegerſohn haben. Akalapiſcheima wußte nicht, daß es die Sonne war, und bat Wei, die Sonne zu rufen, um ſich zu wärmen, denn er fror ſehr, als er gewaſchen und in das Vorderteil des Bootes geſetzt war.

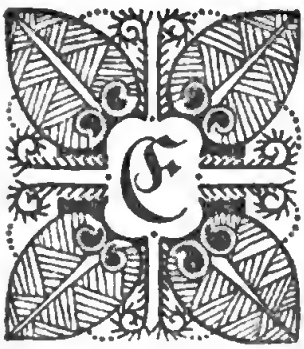
Da ſetzte ſich Wei einen Kopfputz aus Papageifedern auf. Akalapiſcheima hatte mit dem Rücken nach dem Boot zu geſeſſen. Jetzt ſagte Wei zu ihm: „Drehe dich um!“ Als er ſich umwandte, ſetzte Wei über den Federkopfputz einen Hut aus Silber auf und legte Ohrſchmuck aus glänzenden Käferflügeldecken an. Da wurde es warm. Wei erwärmte den Mann. Es wurde ſehr warm, und er litt unter der Hitze. Wei führte ihn immer weiter mit ſich in die Höhe. Als Akalapiſcheima ſehr unter der Hitze litt, gab ihm Wei Kleider. Da fühlte er die Hitze nicht mehr.

Wei wollte ihn zum Schwiegersohn haben. Er sagte zu ihm: „Du sollst eine meiner Töchter heiraten, aber lasse dich nicht mit einer anderen Frau ein!“ Wei machte Halt an einem Haus und ging mit seinen Töchtern ans Land und in das Haus hinein. Er befahl Akalapiscĕima, das Boot nicht zu verlassen und sich nicht in eine andere Frau zu verlieben. Wei ging ins Haus. Akalapiscĕima ging trotzdem ans Land. Da begegneten ihm einige junge Mädchen, die Töchter des Aasgeiers. Der Mann fand sie sehr hübsch und verliebte sich in sie. Wei und seine Töchter wußten nichts davon, denn sie waren ins Haus gegangen. Als sie zum Boot zurückkamen, trafen sie ihn schäkernd inmitten der Töchter des Aasgeiers.

Die Töchter der Sonne schalten ihn aus und sagten: „Hat dir unser Vater nicht gesagt, du solltest im Boot bleiben und nicht an Land gehen? Hat dir unser Vater nicht geholfen, von der Insel wegzukommen? Wenn er dir nicht geholfen hätte, wärest du nicht in diesem guten Zustande, und jetzt verliebst du dich schon in die Töchter des Aasgeiers!“ Da zürnte ihm Wei und sagte zu ihm: „Wenn du meinem Rate gefolgt wärest und eine meiner Töchter geheiratet hättest, so wärest du immer jung und schön geblieben wie ich. Jetzt bleibst du nur kurze Zeit jung und schön. Dann wirst du alt und häßlich!“ Dann gingen sie schlafen, jeder in einem besonderen Raum, Wei und seine Töchter allein, und Akalapiscĕima allein.

Am anderen Tag frühmorgens fuhr Wei mit seinen Töchtern weg und ließ Akalapiscĕima schlafend zurück. Als er erwachte, fand er sich inmitten der Aasgeier, alt und häßlich, wie Wei gesagt hatte. Die Töchter der Sonne zerstreuten sich und beleuchteten nun den Weg der Toten. Akalapiscĕima heiratete eine Tochter des Aasgeiers und gewöhnte sich an das Leben. Er war unser Vorfahr, der Vater aller Indianer. Deshalb leben wir heute noch in diesem Zustande. Wir bleiben nur kurze Zeit jung und hübsch und werden dann alt und häßlich.

36. Wie die Fiſchgifte in die Welt kamen



Es war einmal eine Frau namens Keyuleivä. Dieſe hatte einen kleinen Sohn, der jeden Tag viel weinte. Seine Mutter war ſeines Weinens überdrüſſig. Sie ergriff den Knaben und führte ihn aus dem Haus, ließ ihn mitten auf dem Weg ſtehen und verſchloß das Haus. Dann ſagte ſie: „Friß dieſen Knaben, Fuchs!“ In der Nacht, als die Tür verſchloſſen war, und der Knabe draußen weinte, kam der Fuchs. Er ſchleppte den Knaben mit ſich und ſagte: „Die Mutter hat mich gerufen, und ich habe das Kind geholt.“

Da rief die Mutter: „Gib mir meinen Sohn zurück, Fuchs!“ Der Fuchs aber lief mit dem Knaben weg. Er gab ihm Früchte des Muriti-Baumes zu eſſen und zog das Kind auf. Der Fuchs aß von demſelben Baum, von dem auch der Tapir aß, aber ſie begegneten ſich nicht.

Eines Tages begegnete der Fuchs dem Tapir. Dieſer ſagte zu ihm: „O Schwager, gib mir das Kind!“ Doch der Fuchs wollte ihm das Kind nicht geben. Der Tapir bat und bat, aber der Fuchs ließ ſich nicht erweichen und lief mit dem Kind weg. Der Tapir lief hinter ihm her, nahm ihm das Kind ab und trug es davon.

Der Tapir gab dem Kind zu eſſen und zog es auf. Der Knabe hieß Kuläwönte. Er wurde groß. Der Tapir gab dem Knaben viele Zecken, die dem Tapir als Perlenſchmuck gelten. Er ſetzte ſie ihm an den Hals, an die Beine, an die Ohren, in die Achſelhöhlen, an den ganzen Körper. Der Tapir war ein Weibchen. Er fand den Knaben, der ſchon ein Jüngling geworden war, ſchön und gab ſich ihm zur Ehe.

Der Jüngling ging mit dem Tapir als ſein Mann. Er ſchritt vor dem Tapir her. Dieſer folgte ihm nach. Der Jüngling begegnete einer Klapperſchlange und rief: „Achtung! Eine Schlange!“ und lief weg. Der Tapir lief hinter ihm her.

Dann blieben sie stehen und sagten: „Wir wollen sehen!" Sie gingen zurück zu der Schlange. Da sagte der Tapir: „Das ist keine Schlange! Das ist mein Ofen!" Er nahm die Schlange in die Hand und sagte: „Siehe, das ist keine Schlange; das ist mein Ofen!" Dann fuhr er fort: „Die Schlange, so sagen sie, läuft hinter den Leuten her. Aber dies ist keine Schlange! Für den Tapir ist der Hund eine Schlange! Die Schlange läuft hinter den Leuten her, und wo sie beißt, da schmerzt es. Die Schlange ist für uns ein Ofen. Die Menschen sehen sie als Schlange an und leiden unter dem Biß gerade so, wie wir unter dem Biß des Hundes leiden." Dann ging der Tapir mit dem Jüngling weiter, und dieser wußte nun auch, daß die Schlange ein Ofen war und erschrak nicht mehr vor ihr.

Der Tapir fand eine verlassene Pflanzung und aß dort Ananas. Es war die frühere Pflanzung der Mutter des Jünglings. Was machte nun der Tapir? Er schickte den Jüngling in das Haus seiner Mutter, um seine Familie zu besuchen. Er sagte zu dem Jüngling: „Erzähle nichts von mir deinem Vater, deiner Mutter, deinem Bruder und deinen Schwägern, damit sie mich nicht töten!"

Der Jüngling ging voll Zecken in das Haus seiner Mutter. Er trat ein, und seine Mutter erstaunte. Sie erkannte ihren Sohn nicht. Er nannte seinen Namen Kulätwönte. Da erkannte ihn seine Mutter und sagte: „Warum bist du so voll von diesen Zecken? Ziehe sie ab!" Da suchte ihm seine Mutter alle Zecken ab und fragte ihn, wo er gewesen sei. Er sagte: „Ich bin ohne Zweck im Wald herumgelaufen." Er erzählte gar nichts.

Am anderen Morgen gingen sie zu der verlassenen Pflanzung, um Ananas zu holen. Sie fanden keine. Der Tapir hatte alle gegessen. Sie fanden nur die Spuren des Tapirs. Da kehrten sie nach Hause zurück und erzählten, der Tapir habe die Ananas gegessen.

Darauf sagten die Schwäger: „Morgen wollen wir den Tapir töten!"

Am anderen Morgen ſagte der Jüngling: „Nein! Dieſer Tapir iſt meine Frau! Wenn ihr den Tapir ſchießen wollt, ſo ſchießt ihn mit dem Pfeil in die Achſelhöhle, nicht in den Bauch! Er trägt ein Kind von mir!“

Da ſagte die Mutter: „Du gehſt alſo mit dem Tapir? Du biſt verheiratet mit dem Tapir? Ich dachte, du ſeieſt ohne Zweck ganz allein gegangen!“

Da baten die Schwäger den Jüngling, den Tapir töten zu dürfen. Er ſagte: „Ihr könnt ihn töten, aber ſchießt ihn nur in die Achſelhöhle, nicht in den Bauch! Ihr könnt ihn in den Kopf und in die Beine ſchießen, aber nicht in den Bauch!“

Da gingen die Schwäger fort und nahmen zwei Hunde mit. Vorher fragten ſie Kuläwönte: „Wo iſt der Tapir?“

Er antwortete: „Er iſt am Rande der Pflanzung nach Sonnenaufgang.“ Zur Mutter ſagte er: „Gehe hin! Wenn ſie den Tapir getötet haben, ſo nimm ſeine Eingeweide heraus und ziehe das Kind heraus und waſche es! Tue es ganz allein! Du brauchſt niemand dazu!“

Die Hunde trafen den Tapir. Die Schwäger ſchoſſen ihn mit ihren Pfeilen und töteten ihn. Die Mutter befahl, ſofort den Leib des Tapirs zu öffnen und zog das Kind aus den Eingeweiden. Sie wuſch es im Bach und nahm es mit nach Hauſe.

Vorher hatte Kuläwönte zur Mutter geſagt: „Wenn du das Kind im Bache wäſchſt, ſterben viele Fiſche!“ — Als ſie es wuſch, ſtarben viele Fiſche, und ſie fing viele Fiſche. Sie ging nach Hauſe mit den Fiſchen. Sie aßen den Tapir und behielten das Kind und zogen es auf.

Jedesmal, wenn ſie das Kind wuſch, ſtarben viele Fiſche. Wenn ſie Hunger hatten, wuſch ſie das Kind; dann hatten ſie immer viele Fiſche zu eſſen.

Das Kind wurde größer. Der Vater des Kindes hatte zu ſeiner Mutter geſagt: „Wenn du das Kind im Bache wäſchſt, nimm niemand mit, auch kein Kind!“ Eines Tages ſchickten die Schwäger einige Kinder heimlich hinter der Alten her,

um zu erfahren, wie Keyulewä die Fiſche fing. Als die Alte kam, verſteckten ſich die Kinder in einem Dickicht und ſahen zu, wie ſie den Knaben badete. Als ſie den Knaben badete, ſtarben viele Fiſche. Sie ſetzte den Knaben am Ufer des Baches nieder und ſammelte die Fiſche. Die Kinder, die im Dickicht verſteckt waren, ſahen es. Bevor die Alte zurückkam, liefen ſie heim und erzählten es ihrer Mutter. Auf dieſe Weiſe erfuhren es die Schwäger. Dann kam die Alte heim, und ſie aßen die Fiſche, die ſie mitgebracht hatte.
Am anderen Tag badete ſie wieder den Knaben. Sie wußten es alle, daß ſie Fiſche tötete, wenn ſie den Knaben badete. Sie aßen alle Tage Fiſche, und die Alte lud alle Verwandten ein, mit ihr Fiſche zu eſſen. So verlebten ſie gute Tage.
Alle Vögel, die Fiſche freſſen, der Storch, der weiße Reiher, der Eisvogel und andere, erfuhren es, daß durch das Baden des Kindes ſo viele Fiſche ſtarben. Da ging der Storch zum Hauſe des Vaters des Knaben und erbat ſich das Kind zum Baden. Sie hatten geſehen, daß im Falle Pulo-inelu ſehr viele große Fiſche waren.
Kuläwönte antwortete: „Nein, ihr wollt meinen Sohn töten! Ich könnte ihn in einem Bach baden laſſen, aber nicht in einem Fall!“
Da ſagte der Storch, er habe viele Fiſche im Fall geſehen. Der Vater erwiderte, er gebe ſeinen Sohn nicht dazu her, im Fall zu baden. Der Storch bat und bat und bat. Schließlich wurde Kuläwönte ſeiner überdrüſſig und ſagte zu ſeinem Sohn: „Wohlan, wir wollen hingehen und die Fiſche ſehen, die der Storch geſehen hat!“ Sie gingen mit dem Storch, auch die Großmutter, die Schwäger und alle.
Am anderen Morgen gingen ſie hin, um den Fall zu ſehen. Da waren alle Vögel, die Fiſche freſſen, verſammelt, auch der Aasgeier. Sie waren eingeladen von dem Storch.
Sie kamen zu dem Fall. Da ſahen ſie ſehr viele Fiſche. Dann befahl der Vater dem Knaben zu baden.
Dieſer ſagte: „Der Fall iſt ſehr häßlich, mein Vater!“ Er hatte Furcht vor dem Fall.

Kuläwönte antwortete: „Das ſchadet nichts! Gehe baden!“
Da wurde der Knabe zornig. Er ſprang in das Waſſer und tauchte hierhin und dorthin, im ganzen Fall herum.
Da ſagte der Vater: „Es iſt genug, mein Sohn! Es ſterben ſchon viele Fiſche. Komm heraus!“ Aber der Knabe wollte nicht herauskommen. Er war zornig. Es ſtarben ſehr viele Fiſche, und der Vater rief noch einmal.
Mitten in dem Fall war ein Felſen. Der Knabe ſtieg aus dem Waſſer auf den Felſen und legte ſich darauf mit dem Bauch nach unten. Er fror ſehr, denn er war zornig und erhitzt ins Waſſer geſtiegen. Die Großmutter, die Schwäger und alle Vögel fingen Fiſche. Sie dachten, dem Knaben ſei wohl. Der Vater ſtand am Ufer auf einem Felſen und ſchaute nach ſeinem Sohne hin. Der Knabe war tot. Köyemö hatte ihn mit einem Pfeil geſchoſſen. Der Knabe hatte den Schmerz gefühlt und war aus dem Waſſer geſtiegen und auf dem Felſen geſtorben.
Die Vögel, auch der Aasgeier, fingen viele Fiſche. Der Aasgeier und der Königsgeier ſtanden dicht am Ufer und faßten die Fiſche, die ihnen der Wind zutrieb. Sie machten einen großen Bratroſt.
Der Vater rief den Knaben. Er dachte, er ſei lebend. Aber der Knabe blieb liegen. Der Vater rief und rief, aber der Knabe rührte ſich nicht. Da ging der Vater hin, um zu ſehen, was ſeinem Sohne war. Er fand ihn tot und ſchon ganz ſtarr. Er ergriff ihn und weinte. Dann rief er den Storch, um den Knaben ans Land zu bringen. Sie legten ihn ans Ufer.
Darauf ſagte Kuläwönte zu den Vögeln: „Ihr ſeid ſchuld daran! Köyemö hat meinen Sohn erſchoſſen! Jetzt helft mir und tötet dieſe Köyemö!“ Da flog der Storch bis zum Himmel und ſtieß herab, um in das Waſſer einzudringen und Köyemö zu töten, aber er ſchlug auf das Waſſer auf und blieb auf der Oberfläche des Waſſers. Er konnte nicht eindringen. Dann flog der weiße Reiher zum Himmel. Er ſtieß herab, konnte aber auch nicht eindringen und blieb auf

der Oberfläche des Waſſers. Darauf machte es der graue Reiher ebenſo. Dann verſuchte es der Sokoreiher, konnte aber auch nicht ins Waſſer eindringen. Dann verſuchte es der Eisvogel, aber auch er konnte nicht eindringen. Alle Vögel, Papageien, Arara, Aasgeier, Königsgeier, verſuchten es, konnten aber nicht eindringen. Alle blieben auf der Oberfläche des Waſſers und kamen dann zurück. Darauf verſuchten es das Jakuhuhn, das Hokkohuhn, das Rebhuhn, die Tauben, konnten aber nicht eindringen. Dann verſuchten es der Tapir und alle Jagdtiere, aber auch ſie konnten nicht ins Waſſer eindringen. Auch verſuchte es die Nachtigall, aber ſie konnte nicht eindringen und kam zurück.

Da blieben nur noch der Karara und der Taucher übrig. Sie ſaßen weitab auf einem Felſen und hatten keine Schuld an dem Tod des Knaben. Sie hatten den Vater nicht aufgefordert.

Da kam Kuläwönte und bat den Karara, Köyemö zu töten: „Schwager, hilf mir! Mein Sohn iſt tot! Köyemö hat ihn mit einem Pfeil getötet!"

Der Karara ſagte: „Gut, ich will dir helfen!" Er ſagte, ſie hätten keine Schuld, aber ſie wollten ihm helfen, Köyemö zu töten. Dann ſtritten der Karara und der Taucher mit allen anderen Vögeln und ſchalten ſie, weil ſie ſchuld an dem Tod des Knaben hätten. Der Vater ſaß da und weinte.

Als ſie mit dem Streit fertig waren, ſetzten ſich der Karara und der Taucher nebeneinander nieder. Darauf ſagte der Karara: „a—ta-ta-ta-ta-ta!" und ſchlug mit den Flügeln. Dann bückte er ſich und verſchwand in der Luft. Er flog zum Himmel.

Als er verſchwunden war, ſagte der Taucher: „o—!", ſchlug mit den Flügeln auf den Boden und verſchwand aufwärts.

Sie flogen ſehr hoch und verweilten ein bißchen dort im Himmel. Sie verweilten und verweilten. Dann hörte man den Geſang des Karara: „ta-ta-ta-ta!" in der Höhe. Er kam herab, ſtieß in das Waſſer und verſchwand. Als er ver-

ſchwunden war, hörte man ein dumpfes Geräuſch aus dem Waſſer, und das Waſſer zitterte. Dann kam der Taucher hinter ihm her, ſtieß auf das Waſſer herab und verſchwand im Waſſer. Da hörte man wieder ein dumpfes Geräuſch. Sie blieben lange Zeit unter Waſſer. Man hörte fortwährend dumpfe Geräuſche. Sie hatten Köyemö mit Pfeilen getötet und verſuchten nun, ſie ans Land zu ziehen. Sie blieben lange Zeit unter dem Waſſer.

Dann kamen ſie und ſagten zu dem Vater: „Fertig, Schwager! Dort liegt ſie tot! Wir wollen ſie ans Land ziehen!" Kuläwönte antwortete: „Zieht ſie hier auf den Felſen! Ich will eine Liane holen, um ſie anzubinden."

Der Vater ging weg und ſuchte eine Liane. Er band dieſe um den Hals der Schlange. Alle Vögel halfen, die Schlange ans Land zu ziehen. Sie zogen ſie auf den Felſen und ſtreiften ihr die Haut ab.

Sie zerſchnitten die Schlange und verteilten ſie unter ſich. Jeder erhielt ein Stück von dem Fleiſch und von der Haut. Dann ſagten ſie: „Laßt uns ſehen, wer der Herr dieſer Haut iſt!" Da flog der Storch mit ſeinem Stück in die Höhe. Er hatte die Haut über ſeinen Rücken gelegt, aber die Haut ſang nicht. Er kehrte zurück und legte das Stück Haut hin und ſagte: „Sie hat nicht geſungen!" Er forderte den weißen Reiher auf, es zu verſuchen. Der Reiher flog empor und ſang: „a—a—," denſelben Geſang, den er noch heute hat. Dann kam der graue Reiher. Er nahm ein Stück Haut und flog empor und ſang ſehr häßlich: „a-(o)-a-(o)." Dann kam der Sokoreiher. Er nahm ein Stück Haut und legte es über Kopf und Flügel. Es ſind die bunten Federn, die er heute dort hat. Er flog in die Höhe und ſang: „koro-koro-koro." Er flog ein Stück dahin, kehrte dann zurück und ſagte: „Dieſe Flöte gefällt mir; ſie iſt ſchön." Dann nahm der Eisvogel ein Stückchen von der Haut und legte es über Kopf und Hals; die roten Federn, die er dort hat. Er ſang: „ſä-tſchä-tſchä-tſchä." Er fand die Flöte ſchön und behielt ſie. Dann kam der Tukan. Er nahm ein Stück Haut

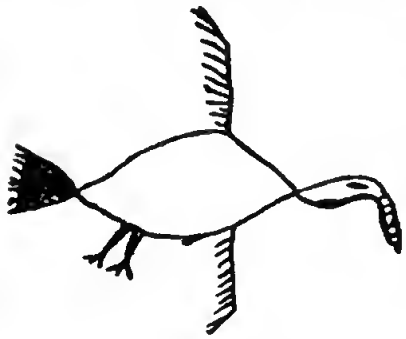
und legte es über Hals und Bauch; die weißen und roten Federn, die er dort hat. Er sang: „kio-hä-hä kio-hä-hä.“ Er fand die Flöte schön und behielt sie. Ein Stück Haut blieb über seiner Nase; der gelbe Schnabel. Dann kam das Hokkohuhn. Es nahm ein Stück Haut und legte es über seine Kehle. Es erstieg einen hohen Baum und sang: „hm-hm-hm-hm.“ Es fand die Flöte schön und behielt sie. Ein Stück Haut blieb über seiner Nase, die noch heute die gelbe Farbe hat. Dann kam das Kujubim-Huhn. Es nahm ein Stück Haut und legte es über Kopf, Hals und Flügel; die weißen Federn, die es dort hat. Es sang: „krrrr,“ wie es noch jetzt des Morgens singt. Es fand die Flöte schön und behielt sie. So empfingen alle Vögel ihre Flöte (ihren Ruf) und flogen davon. Der Arara nahm sich ein großes Stück Haut und bedeckte seinen ganzen Körper damit. Deshalb hat er noch heute so bunte Federn am ganzen Körper. Ebenso machten es die Papageien und die gelben Perikitos. Dann nahm sich der Vogel Oayabaka ein Stück Haut und seine Flöte. Er sang sehr schön: „oayabaka—oayabaka—ku-lu-lu-lu-lu.“ Bei allen Vögeln verwandelte sich die Haut in bunte Federn und in ihre Flöte. So empfingen alle Vögel, auch das Jakuhuhn und die Nachtigall, ihre bunten Federn und ihre Flöte.

Dann kamen die Jagdtiere, Tapir, Kapivara, Hirsch. Sie nahmen jeder ein Stück Haut. Der Hirsch setzte es als Kopfputz auf. Da verwandelte sich die Haut in das Geweih, das er noch jetzt hat. Der Waldhirsch hatte ursprünglich den Kopfputz, den heute der Savannenhirsch hat, und dieser hatte den Kopfputz, den heute der Waldhirsch hat. Da konnte der Waldhirsch im Walde nicht laufen. Er blieb in den Schlingpflanzen und an den Zweigen hängen. Da sagte er zu dem Savannenhirsch: „Laß uns den Kopfputz tauschen, Schwager!“ Da gab der Waldhirsch seinen Kopfputz dem Savannenhirsch, und dieser gab seinen Kopfputz dem Waldhirsch. Der Waldhirsch ging hin, seinen Kopfputz zu erproben. Er lief in den Wald und verfing sich nicht in den

Schlingpflanzen und dem Geſtrüpp. So behielt er ihn. Der Savannenhirſch ging, den Kopfputz des Waldhirſches zu erproben. Er lief mit ihm und fand ihn gut. Da behielt er ihn.

Dann kam die Kutia, nahm ein Stück Haut und legte es über die Bruſt und den Bauch. Es ſind die rötlichen und weißen Haare, die ſie dort hat. Sie erhielt eine kleine Flöte: „king-king." So machte es auch die Paka. So erhielt der Tapir ſeinen pfeifenden Ruf. Dann kam des kleine Wildſchwein. Es legte die Haut über die Schultern. Dort wurde ſie in ſchwarze Haare verwandelt. Es erhielt auch ſeine Flöte: „hch-hch," die es noch heute hat. Dann kam das große Wildſchwein und erhielt ſeine Flöte: „rr-rr." Dann kam der große Ameiſenbär. Er legte ſich das Stück Haut über das Rückgrat und über die Arme. Dort wurde es in die gelben Haare verwandelt, die er noch heute dort hat. Er erhielt ſeine Flöte: „rr-rr." So erhielten alle Jagdtiere ihre bunten Haare und ihre Flöte. Der Vater des Knaben gab auch allen Affen ein Stück Haut der Schlange, dem Brüllaffen, dem Makako und dem Zwergäffchen, und ſie fanden die Flöte ſchön und behielten ſie bis auf den heutigen Tag.

Dann machte Kuläwönte einen Tragkorb und legte den Körper ſeines Sohnes hinein. Er ging ſehr weit. Ich weiß nicht, wohin er gegangen iſt. Die Großmutter trug den Korb auf dem Rücken. Sie ging dahin und ſang. Ich weiß nicht mehr, was ſie ſang; einen beſtimmten Geſang. Das Blut des Knaben lief aus dem Tragkorb auf den Boden. Sie ging überallhin durch den Wald am Caroni, durch das Land der Inga-



riko und Kamarakoto. Der Leib des Knaben verweſte. Es fiel das Fleiſch des Leichnams aus dem Korb, und es blieben nur die Knochen. Die Alte ging immer weiter. Wo das Blut und das Fleiſch hinfielen, da wuchs Timbo (Fiſchgift). So blieb es bis auf den heutigen Tag. Die Knochen, die ſie begruben, wurden ſchwacher Timbo. Das iſt der Timbo, den wir heute haben.

37. Wie die Plejaden an den Himmel kamen

Es war einmal ein Mann namens Schilifchoaibu; der hatte eine Frau, Wayulale, die nichts von ihm wiſſen wollte. Er hatte einen ſchönen Bruder, den ſie lieb hatte.

Bei einer Gelegenheit pflückte Schilifchoaibu Abacate-Früchte und ſtieg auf den Baum. Sie hatte eine Axt mitgenommen und hielt ſie verſteckt. Der Mann ſtieg auf den Baum, um Früchte zu holen. Er warf die Früchte herab, und ſie las ſie zuſammen und wartete nur auf den Augenblick, wenn er herunterkäme. Er ſtieg herab. Als er auf der Hälfte des Stammes war, nahm ſie die Axt und ſchlug ihm das rechte Bein ab, wie man noch heute ſieht. Sie kehrte in das Haus zurück.

Der Bruder war in der Pflanzung und arbeitete. Da ſaß ein kleiner Vogel auf einem Baum und ſang: „ſchiriſchowaid!" Der Bruder fragte: „Was ſagt der Vogel?" Dieſer kam weiter herunter, ſchlug mit den Flügeln und ſang: „Deines Bruders Bein ſchlug ab ſeine Frau mit der Axt!" Der Bruder ließ ſeine Hacke liegen und lief zornig nach Hauſe.

Wayulale lag in der Hängematte. Sie ſtand auf, als er kam und gab ihm Kaſchiri. Er fragte: „Wo iſt mein Bruder?" Sie ſagte: „Er iſt dort geblieben und pflückt Früchte!" Er wurde traurig und legte ſich in die Hängematte. Sie kam und legte ſich über ihn. Er wollte herausſpringen, aber ſie wickelte ihn in die Hängematte ein. Es wurde Nacht.

Der Mann lag im Wald und ſchrie vor Schmerz. — Sie ſagte: „Laß deinen Bruder! Er iſt vielleicht fiſchen gegangen. Wenn er kommt, gehe ich heraus aus der Hängematte.“ Der Bruder aber wußte alles, da es ihm das Vöglein erzählt hatte.
In der Nacht bat er ſie um Speiſe, damit er Zeit hätte, vor das Haus zu gehen. Sie verließ die Hängematte. Da kam ihr Mann an, kriechend, und ſchrie: „O mein Bruder, mein Bein iſt mit der Axt abgeſchlagen! Töte dieſe Frau!“ Der Bruder fragte die Frau: „Was haſt du mit deinem Manne gemacht?“ Sie antwortete: „Ich habe nichts mit ihm gemacht! Ich ließ ihn zurück, fiſchend und Früchte pflückend.“ So betrog ſie immer den Bruder. Er antwortete: „Du haſt etwas mit meinem Bruder gemacht! Der kleine Vogel hat mir die Geſchichte erzählt!“ Sie ſagte: „Lüge! Ich habe nichts mit ihm gemacht! Ich habe ihm nichts Böſes getan!“ Als der Mann draußen vor Schmerz ſchrie, ging ſie wieder zu dem Bruder in die Hängematte und hielt ihn feſt umſchlungen, ſo daß er nicht weg konnte. Der Bruder ſagte: „Du haſt etwas mit dem Manne gemacht! Hörſt du nicht, wie er ſchreit?“ Die Frau aber ließ den Bruder nicht aus der Hängematte heraus, während der andere vor dem Haus lag und ſchrie: „Mein Bruder, mein Bruder, hilf mir, mein Bruder!“ Er konnte nicht herauskommen.
Der verwundete Bruder hatte eine Rohrflöte. Er blieb liegen und ſchrie bis Mitternacht. Da antwortete der Bruder: „Ich kann dir nicht helfen! Deine Frau läßt mich nicht aus der Hängematte heraus!“ Sie hatte die Tür geſchloſſen und mit Stricken zugebunden. Da ſagte der Bruder: „Ich werde dich eines Tages rächen! Leide da draußen! Deine Frau ſoll auch eines Tages leiden!“ Er ſchlug das Weib, aber ſie ließ ihn nicht los.
Der Verwundete richtete ſich draußen am Pfoſten der Tür hoch, kletterte auf das Dach und blies auf ſeiner Rohrflöte: „ting-ting-ting“. Der Bruder im Haus weinte, denn er hatte Mitleid mit ihm. Dieſer nahm die Flöte vom Mund und ſprach zu dem Bruder: „Bleibe im Haus! Ziehe gute Söhne

und gute Töchter auf! Gute Geſundheit und Glück! Ich gehe weg! Schaffe eine gute Familie, aber nimm dich vor der Frau in acht und mißtraue ihr immer!" Der Bruder fragte: „Wohin gehſt du?" Er antwortete: „Ich gehe zum Himmel! Ich will ſein Tamökang, Körper mit einem Bein, das zurückbleibt!" Da antwortete der Bruder: „Ich bleibe hier für einige Zeit, ſolange ich keinen Ärger habe, und mir kein Unglück zuſtößt. Ich bin traurig, daß du ſo leiden mußt! Deine Frau wird eines Tages büßen, was ſie dir getan hat! Ich habe großes Mitleid mit dir!" Da ſagte der andere: „Wenn ich zum Himmel komme, gibt es viel Gewitter und Regen. Dann kommen die Fiſchzüge, und du wirſt viele Fiſche eſſen!" — Bis auf den heutigen Tag zeigt Tamökang die Regenzeit an.

Tamökang ging zum Himmel, immer flötend: „ting-ting-ting". Da ließ die Frau den Bruder los, machte die Tür auf und ſpähte ihm nach. Der Bruder ſetzte ſich auf die Erde und weinte. Auch Tamökang weinte und ſagte: „Ich will ſehen, wo ich bleiben kann, wo ich einen Platz finde am Himmel!"

Der jüngere Bruder blieb mit der Frau zuſammen, machte Haus und Pflanzung und hatte mit ihr fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne. Er dachte immer traurig an die Reiſe ſeines Bruders.

Eines Tages ging er jagen und fand ein Bienenneſt. Er ſann immer auf ein Mittel, ſeine Frau zu töten. Als er nach Hauſe zurückkehrte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Dort ſind Bienen. Wir wollen den Honig holen!" Die Frau antwortete: „Wir wollen ihn holen!" Er dachte immer daran, wie ſein Bruder gelitten hatte, und ſann auf ein Mittel, die Frau zu töten. Sie nahm dieſelbe Art mit, mit der ſie ſeinem Bruder das Bein abgeſchlagen hatte. Das Bienenneſt war nicht hoch. Er machte mit der Art ein großes, rundes Loch in den Stamm und probierte ſo lange, bis er den Kopf hineinſtecken konnte. Dann ſog er den Honig heraus. Dabei ſah er immer mißtrauiſch nach der Frau zurück, da er ſich

immer der Worte ſeines Bruders erinnerte. Aber ſie ſaß da und wollte ihn nicht töten, denn ſie war ſehr zufrieden mit ihm, nachdem ſie den Bruder getötet hatte. Dann ſagte er: „Mein Leib iſt voll. Jetzt kommſt du. Verſuche es! Sauge den Honig!“ Sie nahm die Kalabaſſe, um den Honig mit der Hand hineinzuſchöpfen. Da ſagte er: „Stecke den Kopf hinein! Es geht zu viel Honig verloren!“ Der Mann hatte den Honig mit beiden Händen tief hinuntergedrückt, damit ſie recht tief eindringen konnte. Da ließ ſie die Kalabaſſe und drang mit Kopf und Oberkörper in das Loch ein. Er faßte ſie an den Beinen und ſtieß ſie ganz hinein. Er nahm das Stück Holz, das er aus dem Baum gehauen hatte. Die Frau fragte: „Wozu iſt das?“ Er antwortete: „Das iſt, um höher zu ſteigen.“ Da nahm er das Stück Holz und ſtieß es in das Loch hinein. Die Frau rief: „Was machſt du da? Du willſt mich wohl töten!“ Er antwortete: „Was du mit meinem Bruder gemacht haſt, das ſollſt du mir jetzt büßen! Du wirſt jetzt das leiden, was mein Bruder gelitten hat! Es tut mir ſehr leid um dich, Weib, aber ich kann es nicht mehr ertragen, was du meinem Bruder getan haſt!“ Er verſchloß das Loch.

Dann horchte der Mann am Baum. Er wollte hören, was aus ihr würde. Sie ſchrie zuerſt laut: „Meine armen Kinder! Meine armen Kinder! Wenn ich auch in ein Gürteltier verwandelt werde, ſo werde ich mich doch immer meiner Kinder erinnern!“ Dann ſchrie ſie immer leiſer, machte: „kenong-kenong-kenong“, wie das Gürteltier macht, und blieb in ein Gürteltier verwandelt.

Der Mann kehrte nach Hauſe zurück. Die Kinder fragten ihn: „Wo iſt unſere Mutter?“ Er aber erzählte ihnen nicht, was er mit ihr gemacht hatte, ſondern täuſchte die Kinder und ſagte: „Ich habe euere Mutter im Walde gelaſſen und weiß nicht, wo ſie iſt. Vielleicht hat ſie der Jaguar gefreſſen!“

Einige Tage ſpäter ging er mit ſeinen Kindern in den Wald und fand ein Bienenneſt. Er führte die Kinder tiefer in den

Wald hinein und ließ ſie dort. Er kehrte zurück und zündete das Haus an. Er wollte ſie nicht ſehen laſſen, wie er das Haus anzündete. Dann kehrte er zu ſeinen Kindern zurück, und ſie gingen, den Honig zu holen. Er ſchlug den Baum um, nahm Honig und aß ihn, bis ſein Bauch voll war. Dann ſagte er zu den Kindern: „Was ſollen wir nun werden?" Eine Tochter ſagte: „Ich weiß es nicht." Er ſagte: „Kutia, das kann nicht ſein! Tapir, das kann nicht ſein! Hirſch, das kann nicht ſein! Mutum, Inambu, Kujubim, das kann nicht ſein! Wenn wir uns in dieſe Tiere verwandeln, werden ſie uns töten und aufeſſen! Wir wollen ſein Araiuag (Waldhunde), denn dieſe töten und eſſen ſie nicht!"

Er ſagte: „a—", und alle Kinder ſagten: „a—a—a—", und ſie verſchwanden einer hinter dem anderen in den Wald.

Deshalb liebt Araiuag den Honig bis auf den heutigen Tag und hat keine Angſt vor den Bienen.

38. Der Beſuch im Himmel

In alter Zeit war ein Krieg zwiſchen zwei Stämmen. Der eine Stamm hieß Kuyalakog, der andere Palawiyang. Der Krieg war in der Gegend des Uraukaima-Gebirges. Die Palawiyang griffen die Kuyalakog an. Sie töteten einige, als ſie zur Pflanzung gegangen waren. Da vereinigten ſich die Kuyalakog, um die Palawiyang zu vernichten. Sie kamen und griffen ſie an. Sie kamen an das Dorf, das aus fünf Häuſern beſtand, und zündeten es an zwei Stellen an, bei Nacht, damit es hell wurde, und die Feinde nicht im Dunkeln entfliehen konnten. Sie töteten viele mit der Keule, als ſie aus den Häuſern entweichen wollten.

Ein Mann namens Maitchaule legte ſich unverſehrt zwiſchen einen Haufen Toter und beſtrich das Geſicht und den

Leib mit Blut, um die Feinde zu täuschen. Die Kuyalakog gingen weg. Sie glaubten, alle seien tot. Der Mann blieb allein zurück. Dann ging er weg, badete und ging nach einem anderen Haus, das nicht weit entfernt war. Er dachte, es seien Leute dort, aber er fand niemand. Alle waren geflohen. Er fand nur Maniokfladen und alten Rostbraten und aß. Dann dachte er nach. Er ging aus dem Haus hinaus und weit weg. Dann setzte er sich hin und dachte nach. Er dachte an seinen Vater und an seine Mutter, die die Kuyalakog getötet hatten, und daß er nun niemand mehr habe. Dann sagte er: „Ich will mich zu meinen Gefährten legen, die tot sind!" Er kehrte voll Furcht nach dem verbrannten Dorf zurück. Dort waren sehr viele Aasgeier. Maitchaule war ein Zauberarzt und hatte von einem wunderschönen Mädchen geträumt. Er verscheuchte die Aasgeier und legte sich neben seine toten Gefährten. Er hatte sich wieder mit Blut beschmiert. Er hielt die Hände an den Kopf, damit er sofort zugreifen konnte. Dann kamen die Aasgeier wieder und stritten sich um die Leichen. Da kam die Tochter des Königsgeiers. Was tat nun die Tochter des Königsgeiers? Sie setzte sich Maitchaule auf die Brust. Als sie ihm in den Leib hacken wollte, ergriff er sie. Die Aasgeier flogen weg. Er sagte zur Tochter des Königsgeiers: „Verwandle dich in eine Frau! Ich bin so allein hier und habe niemand, der mir hilft." Er nahm sie mit nach dem verlassenen Haus. Dort hielt er sie wie einen zahmen Vogel. Er sagte zu ihr: „Ich gehe jetzt fischen. Wenn ich zurückkehre, will ich dich in eine Frau verwandelt wiederfinden!" — Die Leute, die geflohen waren, hatten eine Pflanzung, Bananen usw.

Er ging fischen und verschloß das Haus und ließ die Tochter des Königsgeiers zurück. Da verwandelte sie sich in eine Frau. Es war viel Mais im Haus. Sie entkörnte den Mais, zerstieß ihn im Mörser, setzte einen Topf an das Feuer und tat alle Arbeit einer Frau. Sie machte Kaschiri und tat es in eine Kürbisflasche. Dann verwandelte sie sich wieder in

einen Aasgeier, denn sie schämte sich noch vor dem Mann. Da kam Maitchaule zurück mit Fischen und Wildbret, einem Hirsch. Er kam in das Haus und hatte großen Durst. Er fand das Haus offen, aber der Aasgeier war drinnen. Er legte den Hirsch und die Fische nieder. Dann ging er aus dem Haus und fand Spuren von Menschen. Es waren die Spuren der Frau, die Brennholz geholt hatte. Er ging den Spuren nach und fand, daß jemand im Wald Brennholz gebrochen hatte. Da wurde er mißtrauisch. Dann ging er den Spuren nach, die zurückführten, und kam so nach dem Hause zurück. Er fand auch Spuren, die zum Hafen gingen, wo das Mädchen Wasser geholt hatte. Er ging ihnen nach und kam zum Hafen. Alle Spuren, die er fand, führten zum Hause zurück. Er kam zum Haus und fand die Kürbisflasche mit Kaschiri. Er fand eine Kalabasse und trank Kaschiri. Dann legte er sich nieder und dachte nach. Er dachte über die Menschenspuren nach. Vielleicht seien es Leute, die ihn angreifen wollten. Er fand auch Wasser im Haus und Brennholz. Es fehlte nichts. Dann zerlegte er den Hirsch, machte einen Bratrost, röstete den Hirsch und gab der Tochter des Königsgeiers davon zu essen. Diese aß davon. Er briet auch alle Fische und schlief dann in dieser Nacht.

Vor Tagesanbruch verwandelte sich die Tochter des Königsgeiers wieder in einen Mensch und ging weg, Wasser zu holen. Sie brachte Wasser und ließ das Haus offen. Er hatte das Haus wohl verschlossen. Er schlief. Sie machte Feuer an, stellte den Pfeffertopf ans Feuer und tat ein Stück Hirschbraten hinein. Sie kochte es und ließ es am Feuer stehen. Als Maitchaule am Morgen erwachte, war das Essen fertig. Er hatte Maniokfladen. Er blieb mißtrauisch, als er den Topf am Feuer fand und sagte: „Hier sind Leute!" Das Mädchen hatte sich wieder in einen Aasgeier verwandelt. Sie wollte sich ihm nicht zeigen. Dann ging er weg mit Bogen und Pfeilen, verschloß das Haus, ging ein Stück weit und kehrte dann zurück. Er wollte sehen,

wer dies alles tat. Er verbarg ſich in der Nähe des Hauſes. Er hatte ſeine Angelrute abſichtlich mitten im Haus liegen laſſen. Er blieb verſteckt und wartete. Da öffnete das Mädchen das Haus und trat heraus. Es war ein ſehr ſchönes Mädchen mit vielen Perlenſchnüren an der Bruſt, an den Armen und Beinen. Sie hatte eine ſchöne Perlenſchürze an. Das Mädchen ging zum Hafen. Maitchaule ging in das Haus, nahm die Angelrute und verbarg ſich hinter dem Eingang. Da kam das Mädchen zum Hauſe zurück. Sie wußte von nichts und glaubte, der Mann ſei weit. Sie kam in das Haus zurück mit Waſſer. Sie ſtellte das Waſſer hin und legte ſich in die Hängematte. Da kam Maitchaule hinter dem Eingang hervor mit der Angelrute in der Hand. Er ſagte: „Jetzt habe ich eine Frau!“ Sie war ſehr ſchön und voll Perlen an Armen und Beinen. Sie wickelte ſich voll Scham in die Hängematte. Er ſagte: „Schäme dich nicht!“ und legte ſich zu ihr.

Dann ſagte er zu ihr: „Habe ich es dir nicht geſagt, du ſollteſt dich in eine Frau verwandeln, um mit mir zu leben? Jetzt habe ich keine Mutter mehr. Ich habe niemand mehr. Ich bin ganz allein. Jetzt gehe nicht weg! Bleibe hier als meine Frau! Wir haben Pflanzungen. Ich habe die Pflanzungen nicht angelegt, aber ich habe ſie übernommen. Meine Verwandten ſind alle geflohen aus Furcht vor dem Krieg mit den Kuyalakog. Ich bin ganz allein. Jetzt kommen meine Verwandten nicht mehr. Wenn Eſſen fehlt, ich gehe jagen und fiſchen. Ich bringe dir Hirſch, Tapir oder Fiſche. Ich bin da, daß du keinen Hunger leideſt. Jetzt bleibe hier im Haus und mache Maniokfladen für uns zu eſſen! Ich gehe jagen! Gehe nicht weg!“

Er ging jagen und fiſchen und ließ ſie im Hauſe zurück. Er tötete einen Hirſch und zwei Schweine und brachte zuerſt den Hirſch heim. Sie machte gerade Maniokfladen, als er zurückkehrte. Er ging wieder weg, um die Schweine zu holen. Er brachte das eine heim und ging wieder weg, das andere zu holen. Er brachte auch das andere. Sie hatte Maniok-

fladen bereitet und war dabei, Kaſchirimaſſe zu machen. Er zerlegte den Hirſch und die beiden Schweine und legte die Stücke auf den Bratroſt. Dann ſagte er: „Das kannſt du eſſen, wie du willſt, roh oder gekocht!“ Dann aß er mit ihr, und ſie gewöhnte ſich ſchnell an ihn. Sie hatte ihn gern, denn er brachte viel Wildbret heim. Er ſchlief die Nacht mit ihr.

Danach blieben ſie einige Zeit in dieſem Haus. Dann ſagte ſie: „Jetzt will ich meine Familie ſehen! Habe Geduld!“ Maitchaule wollte ſie nicht laſſen. Er ſagte zu ihr, wenn ſie wegginge, würde er einen Strick nehmen und ſich erhängen. Da ſagte ſie: „Nein! Ich gehe nicht weg! Ich gehe raſch, um meine Familie zu beſuchen. Bleibe hier und erwarte mich hier! Gehe nicht weg von hier! Ich kann dich nicht mitnehmen, ohne daß dich mein Vater ſieht. Ich gehe, Kumi holen und Kleider, dich zu bekleiden, damit du fliegen kannſt, wie wir fliegen. Ich werde meinem Vater ſagen, daß ich mit dir verheiratet bin.“ — Dann ſagte ſie: „Weine nicht, wenn du mich vor dem Hauſe zum Himmel fliegen ſiehſt!“ — Er ging mit ihr zum Haus hinaus und ſagte zu ihr: „Gehe nicht weg! Bleibe bei mir! Laß deinen Vater!“ Sie beruhigte ihn und ſagte: „Ich werde dich nicht verlaſſen. Ich will nur meinem Vater ſagen, daß er jetzt einen Schwiegerſohn hat.“ Maitchaule wollte ſie nicht weglaſſen. Da ſagte ſie: „Gut! Schneide mir meine Haare ab!“ Der Mann ſchnitt ihr die Haare ab. Dann ſagte ſie: „Schneide ein Stück Bambus ab, ſtopfe die Haare hinein, blaſe Tabakrauch darauf und verſtopfte es mit Bienenwachs! Wenn ich morgen nicht zurückkehre, ſo verſtopfe es mit Pech! Dann muß ich dort ſterben!“ Dann verabſchiedete ſie ſich und ſagte: „Wenn ich nicht morgen ſehr früh zurückkomme, komme ich nachmittags.“ Dann ging ſie weg, und er ſchaute ihr nach. Sie hüpfte mehrmals auf, verwandelte ſich in einen Aasgeier und flog in Kreiſen hoch und immer höher. Er ſchaute ihr nach, bis ſie ganz klein wurde und verſchwand. Da trat er ins Haus zurück, legte ſich in die

Hängematte und dachte viel nach. Er ſchlief nicht in dieſer Nacht, ſondern dachte immer nach.
Es wurde Morgen. Als ſie wegging, hatte ſie zu ihm geſagt: „Gehe morgen ſehr früh vor das Haus und erwarte mich! Wenn ich nicht zurückkomme, erwarte mich bis zum Abend!“ Er machte ſich eine Zigarre im Haus. Dann ging er aus dem Haus und ſetzte ſich hin. Als er mit Rauchen fertig war, ging er ins Haus und legte ſich ſchlafen. Er träumte. Im Traum ſagte ſie zu ihm: „Ich bin ſchon auf dem Heimweg mit zwei Schwägern.“ Er erwachte plötzlich, ging vor das Haus und ſetzte ſich nieder. Er war aufgeregt durch den Traum. Er ſchaute in die Höhe. Da ſah er drei Aasgeier, wie er geträumt hatte, zwei weiße und einen ſchwarzen. Er wurde froh, als er ſie erblickte. Sie kamen, in Kreiſen fliegend, herab, bis ſie ganz nahe über ihm waren. Sie ſagte zu ihm: „Hier ſind meine Brüder! Schäme dich meiner nicht! Ich ſchäme mich deiner auch nicht! Ebenſo kannſt du mit dieſen da verkehren.“
Die Schwäger gewannen ihn lieb. Dann ſagte ſie: „Wir bleiben hier zwei Tage und gehen dann weg zum Himmel.“ Da forderten ihn die Schwäger auf, einen Hirſch für ſie zum Eſſen zu töten. Er ſchoß einen Hirſch und brachte ihn heim. Die Schwäger zerlegten den Hirſch, kochten ihn und aßen ihn. Es blieb ein Reſt übrig, den ſie auf dem Bratroſt röſteten.
So blieben ſie zwei Tage im Hauſe des Schwagers. Dieſer zeigte ihnen ſeine Pflanzung, ſeinen Mais. Als ſie kamen, hatten ſie ihm ein Federkleid der Königsgeier mitgebracht. Die Frau befahl, ihren Mann damit zu bekleiden. Er zog das Kleid an und verwandelte ſich in einen Aasgeier. Die Frau kaute Kumi und blies ihren Mann damit an. Sie ſagte: „Jetzt wollen wir weggehen! Habe keine Furcht! Ich komme hinter dir her.“ Die Schwäger flogen ſchon in Kreiſen über ihm und erwarteten ihn. Sie ſagte zu ihm: „Jetzt ſchlage mit den Flügeln! Wenn du mit den Flügeln ſchlägſt, wirſt du die Leiter ſehen, die dort feſtgebunden iſt.“ Als er

mit den Flügeln ſchlug, wurde er leicht. Er ſah die Leiter und ſtieg auf ihr hinter den Schwägern her. Seine Frau flog hinter ihm her, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Er ſtieg empor, bis er dem Himmel nahe war. Als er dem Himmel nahe war, ſah er den Eingang des Königsgeiers. Seine Frau war dicht hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn er fiel. Sie kamen an den Eingang und traten ein. Das Haus des Königsgeiers war nicht weit vom Eingang des Himmels. Die Schwäger und die Frau gingen voraus. Er blieb zurück. Sie ſagten: „Wir wollen unſern Vater rufen, damit er dich ſieht!“

Sie kamen in das Haus des Königsgeiers, Kaſanapodole, des Vaters der Königsgeier, und ſagten zu ihm, daß der Mann dort ſtehe. Der Alte freute ſich und ging mit ſeinen Söhnen hinaus, um den Mann ſeiner Tochter zu ſehen. Er fand Maichtchaule und ſagte zu ihm: „Wir wollen ins Haus gehen!“ Er nahm ihn mit in ſein Haus. Er nahm ihn ſehr gut auf. Es waren viele Leute da. — Wenn ſie im Himmel ankommen, ziehen die Königsgeier die Kleider aus und ſind dann Leute.

Es vergingen einige Tage. Da ſagte ſeine Frau zu ihm: „Wenn du Hunger haſt, ſo gehe in das Haus der Periquitos! Sie haben Maiskaſchiri. Du brauchſt nicht zu trinken, was wir hier trinken. Gehe in das Haus des Papagei! Dort bekommſt du Maiskaſchiri. Gehe in das Haus der gelben Perikitos! Sie haben Maiskaſchiri.“ — Alle Papageien, Perikitos und Araras haben Maiskaſchiri. Im Himmel ſind ſie alle Leute. — Er ging in das Haus der Papageien und trank dort Maiskaſchiri und führte ein gutes Leben mit den Papageien, Araras und Perikitos.

Eines Tages ſagte der Königsgeier zu ſeiner Tochter: „Sage deinem Manne, daß er den See Kapöpiakupö in zwei Tagen austrocknet!“ Es war ein ſehr großer See. Als Maitchaule aus dem Haus der Perikitos zurückkehrte, ſagte ſeine Frau

zu ihm: „Mein Vater hat geſagt, du ſollteſt den See Kapöpiakupö in zwei Tagen austrocknen.“ Wenn er dies nicht fertig brächte, wollte der Königsgeier ihn töten und freſſen. Maitchaule ſagte zu ſeiner Frau: „Ich weiß nicht, wie ich dieſen See austrocknen ſoll.“

Dann verſtopfte er den Zufluß des Sees und fing an, das Waſſer auszuſchöpfen, ſo daß es zum Fluß ablief. Da begegnete ihm die Waſſerjungfer. Sie ſagte zu ihm: „Was machſt du da, Schwager?“ Er antwortete: „Kaſanapodole hat mir befohlen, dieſen See auszutrocknen. Er hat mich auf die Probe geſtellt. Er will mich freſſen.“ Da ſagte die Waſſerjungfer: „Er wird dich nicht freſſen! Wir helfen dir! Wir trocknen den See aus!“ Dann begegnete ihm der Vogel Uoimeg. Er fragte ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Da antwortete die Waſſerjungfer: „Dieſer Mann hier iſt beauftragt von Kaſanapodole.“ Uoimeg fragte: „Wozu?“ Die Waſſerjungfer antwortete: „Er ſoll dieſen See austrocknen.“ Uoimeg ſagte: „Gut! Ihr könnt ihn abdämmen! Ihr könnt ihm helfen!“ Da ſagte die Waſſerjungfer: „Wir helfen ihm. Wir ſchöpfen das Waſſer aus.“ Sie ſagte zu Uoimeg: „Du gehſt auf den Weg und benachrichtigſt mich, wenn Leute kommen!“ Uoimeg antwortete: „Gut! Ich gehe auf den Weg und gebe acht. Wenn Leute kommen, rufe ich: ‚uoimeg — uoimeg!‘ Dann verſteckt ihr euch!“ Er ging auf den Weg.

Die Waſſerjungfern — es waren viele — fingen an, Waſſer auszuſchöpfen. Sie befahlen Maitchaule, ſich niederzuſetzen, und ſagten zu ihm: „Wenn Uoimeg ſingt, nimmſt du die Kalabaſſe und ſchöpfſt Waſſer aus.“ Die Waſſerjungfern ſchöpften nun in aller Eile Waſſer aus. Uoimeg lauerte auf dem Weg, ob Leute kämen. Sie ſchöpften ſo viel Waſſer aus, daß der See ſchon anfing trocken zu werden. Da ſang Uoimeg auf dem Weg. Alle Waſſerjungfern verſteckten ſich und Maitchaule ergriff die Kalabaſſe. Da kam ſeine Frau und ſagte: „Mein Vater ſchickt mich, zu fragen, ob du fertig ſeiſt.“ Er antwortete: „Ich bin noch nicht fertig.“ Da

ſagte ſie: „Wenn du bis morgen nicht fertig biſt, kommt mein Vater hierher.“ Er antwortete: „Ich weiß nicht, ob ich heute fertig werde.“ Die Waſſerjungfern hatten ſich alle verſteckt. Die Frau ging weg. Da erſchienen die Waſſerjungfern wieder, und er ſetzte ſich hin. Die Waſſerjungfern begannen wieder Waſſer auszuſchöpfen. Sie ſchöpften viel Waſſer aus, und der See wurde immer trockner. Es fehlte nur noch ein kleines Stück. Da kam die Frau wieder. Die Waſſerjungfern verſteckten ſich wieder alle, und Maitchaule nahm die Kalabaſſe in die Hand. Die Frau ſagte: „Mein Vater ſchickt mich, zu fragen, ob du fertig ſeiſt. Er hat Hunger.“ Sie ſagte: „Ich will hier warten!“ Er aber erwiderte: „Nein! Gehe weg! Ich bleibe allein hier. In kurzem bin ich dort!“ Als ſie weg war, erſchienen die Waſſerjungfern wieder. Sie ſchöpften viel Waſſer aus, und der See wurde trocken. Da kamen alle Tiere zum Vorſchein, die in dem See waren: viele große Waſſerſchlangen, Alligatoren, Fiſche, Schildkröten u. a. Dann ſagte die Waſſerjungfer: „Fertig, Schwager! Jetzt kannſt du es deinem Schwiegervater ſagen! Wir gehen weg! Gehe hin, deinen Schwiegervater zu rufen.“ Sie gingen weg.

Maitchaule ging weg mit Uoimeg. Er kam in das Haus. Uoimeg blieb draußen nahe beim Haus. Maitchaule ſagte zu ſeinem Schwiegervater: „Der See iſt fertig!“ Da freute ſich der Alte. Maitchaule ſagte: „Es ſind dort viele Fiſche, Waſſerſchlangen, Alligatoren!“ Da ſchickte Kaſanapodole einen ſeiner Söhne aus, nachzuſehen, ob es nicht vielleicht eine Lüge ſeines Schwiegerſohnes ſei. Der Sohn des Königsgeiers ging hin nachzuſehen und fand ſehr viele Fiſche, Alligatoren, Schlangen, denn der See war ſehr groß. Er kehrte zurück und ſagte: „Es war keine Lüge, mein Vater. Der See iſt trocken. Es ſind dort ſehr viele Fiſche, Waſſerſchlangen, Alligatoren, Schildkröten und andere Tiere.“ Da ſagte der Alte: „Morgen wollen wir alle anderen Leute einladen, um die Fiſche zu greifen!“

Am anderen Morgen kamen viele Leute, um die Fiſche zu

fangen. Sie gingen hin. Der Alte blieb zu Hauſe und ſagte zu ihnen: „Verliert nichts! Fangt alles, was im See iſt!“ Die Leute fingen viele Tiere und brachten Tragkörbe voll nach Hauſe. Der Alte freute ſich über die vielen Fiſche. Er befahl, Blätter abzuſchneiden. Die Leute brachten Blätter und breiteten ſie auf dem Boden aus. Dann befahl der Alte, alle Fiſche aufzuſchneiden und auf die Blätter zu legen. Sie zerſchnitten alle Tiere und legten ſie auf die Blätter. Dann befahl er, ſie mit Blättern zuzudecken. Sie aßen viele davon. —

Was tat dann Kaſanapodole? Er befahl ſeinem Schwiegerſohn, auf einem Felſen ein Haus zu bauen. Wenn er es nicht fertig brächte, wollte er ihn töten und freſſen. Er befahl dies alles in der Abſicht, ihn zu töten. Maitchaule ging weg. Kaſanapodole hatte ihm ein Grabſcheit mitgegeben. Maitchaule kam zum Felſen und ſtieß mit dem Grabſcheit dagegen, konnte aber kein Loch machen. Da begegnete ihm der Regenwurm. Er fragte ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Maitchaule antwortete: „Kaſanapodole hat mich beauftragt, hier auf dem Felſen für ihn ein Haus zu bauen.“ Der Regenwurm ſagte: „Gut! Ich will hier in den Felſen eindringen! Wenn ich eingedrungen bin, ſetze ſofort die Hauspfoſten in das Loch!“ Sogleich drangen viele Regenwürmer hier und dort in den Felſen ein. Die Hauspfoſten lagen fertig da. Der Alte hatte ſie ſchlagen laſſen. Maitchaule ſetzte alle Hauspfoſten ein, fügte die Querbalken an und ſetzte das Dachgerüſt darauf.

Als er das Dachgerüſt fertig hatte, begegnete ihm der Webervogel. Dieſer fragte ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Er antwortete: „Kaſanapodole hat mir befohlen, hier auf dieſem Felſen ein Haus für ihn zu bauen. Ich bin dabei, es hier zu bauen.“ Da ſagte der Webervogel: „Gut, Schwager! Ich will dir helfen! Setze dich hierher! Schaue mir nicht nach! Ich klettere in die Höhe.“ Der Webervogel kletterte in die Höhe. Maitchaule blieb unten ſitzen und blickte ihm nicht nach. Der Webervogel deckte das Haus in einem

Augenblick. Dann ſtieg er herab. Er ſagte zu Maitchaule: „Fertig! Jetzt kannſt du hinſehen!“ Maitchaule ſchaute aufwärts. Das gonze Haus war gedeckt. Alles war verſchloſſen. Der Webervogel ſchickte ihn aus dem Haus und ſagte zu ihm: „Setze dich hierher und blicke nicht nach dem Haus!“ Maitchaule ging hinaus und ſetzte ſich hin mit abgewendetem Geſicht. Der Webervogel deckte nun alle Wände und machte einen Zugang vorn und hinten. Dann befahl er ihm, ſich umzuwenden und ſagte: „Fertig! Das Haus iſt fertig, Schwager!“ Maitchaule ſah das ganze Haus gedeckt, mit Wänden und Zugängen. Dann ſagte der Webervogel: „Jetzt kannſt du zu deinem Schwiegervater gehen und ihm ſagen, daß das Haus fertig iſt. Ich gehe weg! Erzähle nicht, daß ich das Haus gebaut habe!“ Der Webervogel ging weg. Der Regenwurm ging auch weg. Maitchaule ging zum Hauſe ſeines Schwiegervaters und ſagte ihm, das Haus ſei fertig. Der Alte freute ſich und ging hin, das Haus zu ſehen. Er fand das Haus ſchön und kehrte nach Hauſe zurück.
Dann ſagte er zu ſeinem Schwiegerſohn: „Jetzt mache mir eine Bank aus Stein mit zwei Köpfen wie mein Kopf!“ Maitchaule dachte nach. Dann ging er weg. Der Alte wollte die Bank für ſein neues Haus haben. Nahe dem Haus war ein runder Fels. Maitchaule ſchlug darauf. Es flog auch ein Stück davon ab, aber es reichte zu nichts. Da begegneten ihm die weißen Termiten. Sie fragten ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Er antwortete: „Ich bin dabei, hier eine Bank zu machen für Kaſanapodole. Er befahl, zwei Köpfe daran zu machen, wie ſein Kopf.“ Da befahlen ihm die Termiten, ſeine Hängematte im Hauſe anzubinden, und ſagten zu ihm: „Schaue nicht auf uns! Wir wollen dir alle helfen! Wir wollen eine Bank machen, aber eine Bank, die geht, wie die Leute!“ Maitchaule ging ins Haus, band ſeine Hängematte an und legte ſich hinein. Die Termiten blieben draußen und machten die Bank. Es war morgens, als er ihnen begegnet war. Sie machten die Bank in einem Augenblick. Bis zum Mittag waren ſie damit fertig. Dann

riefen ſie: „Fertig, Schwager! Die Bank iſt fertig!“ Da ging er hinaus, und die Termiten ſagten zu ihm: „Erſchrick nicht, Schwager! Wir wollen die Bank in das Haus gehen laſſen!“ Dann ſagten ſie zur Bank: „Gehe ins Haus!“ Die Bank hatte zwei Köpfe wie Kaſanapodole. Die Bank ging dahin, wie eine Schildkröte geht. Maitchaule erſchrak. Die Termiten ſagten zu ihm: „Erſchrick nicht! Sie frißt niemand!“ Die Bank ging ins Haus. Dann ſagten ſie zu Maitchaule: „Fürchte dich nicht! Wenn du zur Bank ſagſt: ‚Gehe dahin! Wechſele deinen Platz, meine Bank!‘ dann geht ſie. Wenn du zu ihr ſagſt: ‚Bleibe ſtehen, meine Bank!‘ dann bleibt ſie ſtehen.“ Dann befahlen ſie ihm, der Bank zu ſagen, ſie ſolle gehen. Da befahl er der Bank zu gehen: „Ich will, daß du hinausgehſt, meine Bank! Bleibe gegenüber dem Eingang ſtehen!“ Die Bank ging hinaus und blieb gegenüber dem Eingang des Hauſes ſtehen. Dann ſagten die Termiten: „Jetzt kannſt du zu deinem Schwiegervater ſagen, die Bank ſei fertig. Erzähle ihm aber nichts von uns! Wir gehen weg!“ Die Termiten gingen weg. Er ging zum Hauſe ſeines Schwiegervaters. Kaſanapodole gab ihm Kaſchiri zu trinken. Es waren alle die verfaulten Tiere aus dem See, Fiſche, Alligatoren, Schlangen, die voll Würmer waren. Das iſt das Payua für die Königsgeier. Er trank nichts davon, ſondern gab alles ſeiner Frau. Dieſe trank das Payua. Er trank Maiskaſchiri im Hauſe der Perikitos, Papageien und Araras. Er trank auch Maniokkaſchiri im Hauſe der Enten. Dieſe hatten Maniokpflanzungen. Maitchaule verbarg heimlich ein Maiskorn in ſeinem Mund und nahm es mit, als er wieder hinunter auf die Erde ging. In jener Zeit hatten die Leute auf Erden noch keinen Mais.

An dieſem Tag, als er ſeinem Schwiegervater gemeldet hatte, die Bank ſei fertig, ſagte er zu ihm: „Erſchrick nicht vor der Bank!“ Kaſanapodole ſagte zu Maitchaule: „Komm mit mir!“ Er lud auch ſeine Söhne ein, mitzugehen und die Bank zu ſehen. Sie gingen zu dem neuen Haus. — Als die Bank fertig war, hatte Maitchaule die Weſpen daran-

geſetzt und zu ihnen geſagt: „Wenn Kaſanapodole ſich auf die Bank ſetzt, ſtecht ihn!“ — Maitchaule forderte nun ſeinen Schwiegervater auf, ſich auf die Bank zu ſetzen, und ſagte zu ihm: „Erſchrick nicht!“ Dann ſagte er zur Bank: „Gehe ins Haus!“ Als ſich Kaſanapodole auf die Bank ſetzte, wurde er von den Weſpen zerſtochen, und die Bank lief mit ihm weg. Da erſchrak der Alte ſo, daß er aufſprang und weglief, ganz zerſtochen von den Weſpen. Er ſtieß mit dem Kopf wider einen Baum und fiel zu Boden. Auch ſeine Söhne liefen alle weg. Der Alte wälzte ſich, ganz wirr im Kopf, auf dem Boden umher und konnte nicht gehen. Da befahl Maitchaule der Bank, ſie ſolle nahe zu dem Alten hingehen. Als die Bank ankam, ſtieß ſie der Alte zurück. Aber die Bank kam immer wieder hinter ihm her. Maitchaule befahl der Bank, immer hinter dem Alten herzulaufen. Er ſagte zu ihr: „Wenn der Alte nach ſeinem Haus geht, kommſt du hinter ihm her und bleibſt am Eingang ſtehen!“ Der Alte lief wie verrückt nach ſeinem Haus; die Bank immer hinter ihm her. Der Alte lief in ſein Haus und verſchloß die Tür hinter ſich. Die Bank blieb am Eingang ſtehen.

Dann dachte Maitchaule nach, wie er wieder auf die Erde hinunterkommen könnte. Da begegnete ihm der Vogel Murumuruta, die Nachtigall. Sie fragte ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Maitchaule antwortete: „Ich denke nach, wie ich nach unten zurückkehren kann.“ Da ſagte Murumuruta: „Warte, ich hole Kumi!“ Sie ging weg, um Kumi zu holen. Maitchaule blieb zurück. In kurzem kam Murumuruta wieder mit Kumi. Sie ſagte zu Maitchaule: „Bücke dich! Ich will dich mit Kumi anblaſen!“ Sie kaute Kumi und blies ihn damit an. Maitchaule wurde ſehr leicht. Dann befahl ihm Murumuruta, ihr Kleid anzuziehen. Maitchaule zog das Kleid an. Dann ſagte der Vogel: „Jetzt ſchlage mit den Flügeln!“ Da flog Maitchaule. Sie flogen weg. Sie kamen zum Eingang des Himmels. Da ſagte der Vogel: „Jetzt bücke dich!“ Maitchaule bückte ſich und flog durch

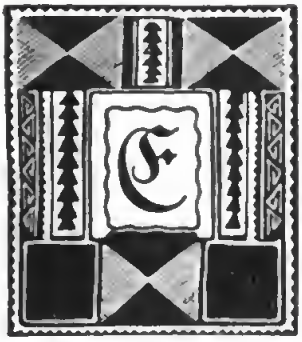
den Eingang des Himmels. Sie flogen weg, abwärts. Murumuruta wußte, wo Maitchaules Verwandten waren. Sie führte Maitchaule zum Hauſe ſeiner Verwandten. Nahe dem Haus war ein Bach, wo der Hafen war. Der Vogel ließ ihn am Hafen und ſagte zu ihm: „Jetzt gehe hin nach dem Hauſe deiner Verwandten! Ich gehe weg!“ Murumuruta ging weg.

Maitchaule kam in das Haus ſeiner Verwandten. Sie erkannten ihn und fragten ihn: „Wo kommſt du her? Wo biſt du geweſen?“ Er antwortete: „Ich war im Himmel im Hauſe des Königsgeiers.“ Er erzählte, er habe eine Tochter des Königsgeiers gefangen und ſei von ihr zum Himmel getragen worden. Kaſanapodole habe ihn freſſen wollen. Deshalb ſei er weggegangen. Murumuruta habe ihn hergebracht.

Er blieb hier bei ſeinen Verwandten. Sie hatten eine neue Pflanzung. Da pflanzte er das Maiskorn, das er mitgebracht hatte. Daraus entſtand Mais mit zwei Kolben. Da wollten die Verwandten den Mais eſſen. Er aber ſagte: „Nein! Laßt ihn als Samen, um viel zu pflanzen!“ Der Mais wurde trocken. Dann ſchlugen ſie eine andere Rodung und brannten ſie. Dort pflanzten ſie Mais. Die anderen Verwandten erfuhren es, daß er Mais hatte. Sie kamen und erbaten von ihm Mais. Er gab ihnen aber nicht gleich einen Kolben, ſondern nur ein Korn. Er verkaufte es ihnen für eine Hängematte. Er ſagte zu ihnen: „Ich habe nur ein Korn vom Himmel gebracht und es dort bezahlt. Hier unten hättet ihr niemals Mais gefunden. Ich habe ihn vom Himmel holen müſſen.“ Dann verbreitete ſich der Mais. Die Leute pflanzten viel Mais, und er blieb alle für uns. Es iſt der Mais, den wir heute haben.

Maitchaule ſetzte auch die Weſpen neben die Webervögel. Seit dieſer Zeit ſind die Webervögel immer vereinigt mit den Weſpen. Die Webervögel machen Neſter bei dem Haus der Weſpen. Sie ſind Freunde bis auf den heutigen Tag. — Das iſt das Ende der Geſchichte.

39. Eteto



Es war einmal ein Jüngling namens Eteto. Er war verheiratet und hatte einen Schwager. Dieſer ſagte zu ihm, er töte gar nichts, obgleich er jeden Tag auf die Jagd ginge.

Eines Tages fand Eteto eine kleine Kürbisflaſche. Sie gehörte Salo, der Fiſchotter, die ſie zur Hälfte mit Waſſer füllte und am Ufer ausſchüttete. Dann kamen viele Fiſche aus der Kürbisflaſche. Salo hatte die Kürbisflaſche am Ufer ausgeſchüttet und war den Fiſchen, die herauskamen, nachgelaufen, um ſie mit einem Stock totzuſchlagen. Salo gab nicht acht auf die Kürbisflaſche. Da kam Eteto, der alles geſehen hatte, ergriff die Kürbisflaſche und lief davon. Salo tötete derweil Fiſche und merkte nichts davon.

Eteto kam ganz oben an einen Bach, an einen Ort, den er kannte, und füllte die Kürbisflaſche zur Hälfte. Dann ſchüttete er ſie am Ufer des Baches aus. Da kamen viele Fiſche heraus, Fiſche jeder Art. Er tötete viele Fiſche. Er hielt die Kürbisflaſche in der Achſelhöhle, damit er ſie nicht verlor. Dann verbarg er die Kürbisflaſche in dem Loch eines Baumſtammes und ging mit den Fiſchen nach Hauſe. Niemals hatte er Fiſche heimgebracht. Sein Schwager, ſeine Frau, ſein Schwiegervater, alle wurden mißtrauiſch wegen dieſer Fiſche. Sie aßen die Fiſche.

Eteto brachte nun alle Tage Fiſche heim. Eines Tages ging er nach Sonnenaufgang weg. Sein Schwager ging ſeinen Spuren nach. Er fand Eteto, als er Fiſche fing und die Kürbisflaſche in der Achſelhöhle hielt. Er fragte ihn: „Hier töteſt du alſo jeden Tag Fiſche, Schwager?“ Eteto antwortete: „Ja, hier.“ Dann ſagte er: „Töte Fiſche, Schwager! Ich gehe derweil in den Wald.“ Er ging in den Wald und verbarg die Kürbisflaſche. Der Schwager tötete Fiſche, aber er ſah, daß Eteto die Kürbisflaſche verbarg. Eteto hatte

ſie in dem Loche eines Baumſtammes verſteckt und kam nun zurück. Er befahl ſeinem Schwager: „Ziehe die Fiſche auf eine Liane; wir wollen nach Hauſe gehen!“ Der Schwager antwortete: „Du kannſt die Fiſche nach Hauſe tragen. Ich gehe noch ein bißchen in den Wald jagen.“
Eteto ging nach Hauſe. Was machte nun der Schwager? Er ging ein Stück den Bach entlang und wartete dort, ob Eteto auch wirklich nach Hauſe ging. Dann ging er ſeinen Spuren nach, ſuchte die Kürbisflaſche und fand ſie im Loche des Baumſtammes. Er nahm ſie und ging an das Ufer des Fluſſes. Dort füllte er ſie mit ein wenig Waſſer. Dann ſchüttete er es am Ufer des Fluſſes aus und ließ die Flaſche liegen. Als er den Fiſchen nachlief, um ſie zu fangen, rollte

die Kürbisflaſche das Ufer hinab und fiel in das Waſſer. Der Pirandira-Fiſch ergriff ſie und verſchluckte ſie. Die Kürbisflaſche blieb in den Eingeweiden der Fiſche und wurde in die Blaſe verwandelt.
Der Schwager fing viele Fiſche. Dann ſuchte er die Kürbisflaſche, fand ſie aber nicht mehr. Er ging nach Hauſe mit den Fiſchen. Als er in das Haus kam, ſagte er es ſofort Eteto, er habe ſeine Kürbisflaſche verloren. Da zankte Eteto mit ihm und ſagte, er habe die Kürbisflaſche nicht zu nehmen brauchen, da er jeden Tag durch ſie Fiſche zu eſſen gehabt habe. Dann ging Eteto aus, die Kürbisflaſche zu ſuchen. Er ſuchte und ſuchte. Dann wußte er es, daß die Fiſche ſie verſchluckt hatten.
Er ging flußabwärts und fand Palua, die Fiſchotter, mit einem Ruder. Palua ſperrte den Fluß ab. Er ſteckte das Ruder am Ufer in das Waſſer. Da wurde der Fluß abwärts ganz trocken. Als Palua flußabwärts gegangen war, um

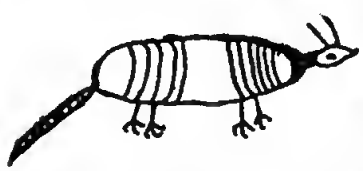
Fiſche zu fangen, und das Ruder hatte ſtecken laſſen, kam Eteto hinter ihm her und riß das Ruder an ſich. Da kam das Waſſer mit aller Kraft und riß Palua mit ſich. Eteto lief mit dem Ruder flußaufwärts davon. Er kam an einen Bach, in dem Fiſche waren, und ſteckte das Ruder in das Waſſer, wie es Palua getan hatte. Da trocknete der Bach aus, und er fing viele Fiſche. Er verwahrte das Ruder in dem Loche eines Baumſtammes und ging nach Hauſe. Der Schwager dachte, Eteto habe die Kürbisflaſche wiedergefunden. Dann brachte Eteto jeden Tag Fiſche.

Eines Tages ging der Schwager hinter ihm her. Er ſah, wie Eteto es mit dem Ruder machte, blieb aber von ihm unbemerkt. Eteto fing viele Fiſche. Dann verſteckte er das Ruder wieder in dem Loche des Baumes und ging mit den Fiſchen nach Hauſe. Als er weg war, kam der Schwager hervor und holte das Ruder. Er ging an das Ufer des Fluſſes und ſteckte das Ruder in das Waſſer. Dann fing er viele Fiſche. Das Waſſer ſtaute ſich ſo ſehr, daß das Ruder es nicht mehr aufhalten konnte. Da riß das Waſſer das Ruder mit ſich, und der Krebs verſchluckte es. Das Ruder blieb in ſeinen Armen bis auf den heutigen Tag.

Der Schwager kehrte mit den Fiſchen nach Hauſe zurück und ſagte zu Eteto, er habe ſein Ruder verloren. Eteto ſtritt mit ihm, weil alle ſeine Sachen durch ihn verloren würden. Dann ging er aus, das Ruder zu ſuchen. Er ging am Ufer des Fluſſes hinter dem Ruder her und fand Yalima, der mit einem Pfeil ohne Ziel in die Luft ſchoß. Da fielen alle jagdbaren Vögel herunter. Eteto gab acht, wo der Pfeil hinfiel. Der Pfeil fiel weit. Während Yalima die Vögel aufſammelte, die auf dem Weg des Pfeiles niederfielen, lief Eteto dem Pfeil nach, nahm ihn auf und lief mit ihm davon. Yalima blieb da. Eteto kam nahe an ſein Haus und erprobte den Pfeil. Da fielen viele jagdbare Vögel herab. Er lief ſofort dem Pfeil nach und nahm ihn zuerſt an ſich. Dann ſammelte er die Vögel. Er verſteckte den Pfeil in dem Loche eines Baumſtammes und ging nach Hauſe.

Der Schwager mißtraute ihm. Er dachte, Eteto habe wieder ein Zaubergerät gefunden. Dieſer brachte jeden Tag Vögel heim, alle Vögel der Jagd. Er ging ſehr früh in der Morgendämmerung weg, damit der Schwager es nicht wiſſe. Eines Tages ging der Schwager hinter ihm her. Er ging ſeinen Spuren nach und fand Eteto, wie er auf einem Baumſtamm ſaß und den Morgen erwartete. Der Schwager wollte wiſſen, was Eteto machte. Er verſteckte ſich hinter einem Baumſtamm und wartete, was Eteto machen würde. Dieſer ging auf den Baumſtamm los, wo der Pfeil verſteckt war, und zog den Pfeil heraus. Der Schwager ſah es. Eteto ſchoß. Da fielen viele Vögel herab. Eteto ging ſofort, den Pfeil zu holen. Dann ſammelte er die Vögel auf und verbarg den Pfeil im Loche des Baumſtammes. Der Schwager ſah es. Eteto ging mit den Vögeln nach Hauſe. Der Schwager blieb verſteckt. Als Eteto weg war, ging der Schwager hin und zog den Pfeil heraus. Dann ſchoß er damit in die Luft und tötete viele Vögel. Der Pfeil fiel nieder. Er ging hin und ſammelte die Vögel auf und kümmerte ſich nicht um den Pfeil. Yalima nahm den Pfeil weg. Dann ging der Schwager dem Pfeil nach, fand ihn aber nicht mehr. Yalima hatte ihn mitgenommen.

Der Schwager ging mit den Vögeln nach Hauſe. Er ſagte zu Eteto, er habe ſeinen Pfeil verloren. Da zankte Eteto mit ihm und ſagte zu ihm: „Du hatteſt gut zu eſſen durch dieſen Pfeil!“ Dann ging Eteto aus, den Pfeil zu ſuchen. Er fand



Kaikang, das große Gürteltier, am Eingang ſeines Loches ſitzend. Kaikang hatte eine Kürbisraſſel in der Hand und ſang: „Der Jagdtiere Raſſel ſchüttele ich!“ Er ſchüttelte die Raſſel. Da kamen alle Jagdtiere, Tapire, Wildſchweine, Hirſche und andere. Wenn Kaikang geraſſelt hatte, verſchwand er in dem Loch. Die Tiere liefen vorüber. Eteto hatte ſich verſteckt und ſah zu. Als Kaikang wieder an den Eingang des Loches kam und von neuem ſang, ſtieß ihn Eteto mit dem Blasrohr wider

den Hintern. Da ließ Kaikang die Raſſel fallen und ſchlüpfte ins Loch. Eteto ergriff die Raſſel und lief davon. Er ging weit weg, ſtieg auf einen Baum und fing an zu ſingen, wie Kaikang geſungen hatte. Dann ſchüttelte er die Raſſel. Da kamen viele Jagdtiere, Tapire, Wildſchweine, Hirſche und andere Tiere. Er ſchoß mit dem Blasrohr zwei Schweine und ging nach Hauſe.

Als er mit den Schweinen kam, mißtraute der Schwager wieder. Er dachte, Eteto habe wiederum ein Zaubergerät gefunden. Dann brachte Eteto jeden Tag Schweine heim. Als er eines Tages wegging, ging ihm der Schwager nach. Er hörte den Lärm der Schweine, die Eteto mit ſeiner Raſſel herbeigerufen hatte. Die Schweine, die er mit dem Blasrohr geſchoſſen hatte, ſchrien laut. Der Schwager horchte. Eteto war mit den Schweinen auf dem Rücken nach Hauſe gegangen. Der Schwager ging dem Geſchrei der Schweine nach und fand Spuren und Blut. Er fand auch die Spuren von Eteto und fand die Raſſel, die Eteto in dem Loche eines Baumſtammes verborgen hatte. Er erſtieg einen Baum und ſang den Geſang, den Eteto zu Hauſe in der Hängematte zum Zeitvertreib geſungen hatte. Dann ſchüttelte er die Raſſel. Da kamen viele Schweine. Er legte die Raſſel auf den Baum. Als er nach den Schweinen ſchoß, ſtieß er wider die Raſſel. Da fiel die Raſſel auf den Boden, und die Schweine nahmen ſie mit. Er tötete ein Schwein und ging damit nach Hauſe. Dort ſagte er zu Eteto, er habe die Raſſel verloren. Da zankte Eteto mit ihm und ſagte: „Jetzt ißt du nichts mehr! Jetzt leideſt du Hunger!“

Eteto wußte, daß er jetzt nichts mehr finden würde. Er ging fiſchen. Er dachte viel nach und fing gar keine Fiſche. Dann kehrte er nach Hauſe zurück. Dort machte er einen Angelhaken aus einem Stückchen Eiſen. Er ſagte zum Angelhaken: „Wenn mein Schwager dich erproben will, dann dringe in ſeine Hand ein!“ Dann bog er den Angelhaken um. Da kam der Schwager. Er faßte alle Sachen an, die Eteto

hatte. Er fragte Eteto: „Iſt deine Angel gut, Schwager?“ Eteto antwortete: „Ich weiß nicht, ob ſie gut iſt.“ Da ſagte der Schwager: „Laß mich ſehen!“ Eteto gab ſie ihm. Der Schwager probierte die Angel an der Handfläche. Da drang die Angel ein. Der Schwager ſchrie laut. Die Angel zog ihn in die Höhe über die Tür des Hauſes und fraß ihn auf. Sie ging ihm durch den Arm, kam an der Schulter heraus, drang an der einen Seite der Bruſt wieder ein, kam auf der anderen Seite heraus, drang in den anderen Arm ein, kam an der Hand wieder heraus, ging ihm durch die Beine und durch den ganzen Körper und machte ihn voll Wunden. Der Schwager verfaulte und ſtarb. Die Angel verwandelte ſich in ein Geſchwür.

Da ſagte die Mutter des Schwagers zu ſeinem Schatten: „Wenn Eteto fiſchen geht und auf dem Weg Hunger hat, dann verwandele dich in einen Baum voll Früchte! Verwandele dich in gekochtes Hirſchfleiſch!“ Sie wollte Eteto töten.

Eines Tages ging Eteto fiſchen. Er fiſchte im Fluß und fing nichts. Er ging morgens weg und kam gegen Abend heim. Da fand er einen Acaju-Baum mit Früchten. Er ging vorüber, denn er wußte, daß es der Schwager war. Dann fand er Mais. Er ging vorüber. Dann fand er eine Kürbisflaſche voll Kaſchiri. Er hatte großen Hunger. Er zerſchlug die Kürbisflaſche. Er ging weiter und fand gekochtes Hirſchfleiſch mit Maniokfladen. Da ſagte er: „Dieſes gekochte Hirſchfleiſch, ſagte meine Schwiegermutter, ſei für mich zum Eſſen, aber ich eſſe es nicht!“ Er warf den Topf um, daß er zerbrach. Dann ging er weiter und fand einen Bananenbaum voll reifer Früchte. Er hatte großen Hunger, denn er hatte ſeit frühem Morgen nichts gegeſſen. Er ſagte: „Überall ißt man dieſe Bananen! Ich werde ſie ſofort eſſen!“ Er aß von den Bananen. Je mehr er davon aß, deſto mehr Luſt bekam er zu eſſen. Er aß alle Bananen. Dann verſchluckte er ſeinen Bogen und ſeine Pfeile und verwandelte ſich in Wöwöpodole, den Vater des Vielfraßes.

phot. Koch-Grünberg

Totentanz der Kobéua / Nordweſtbraſilien

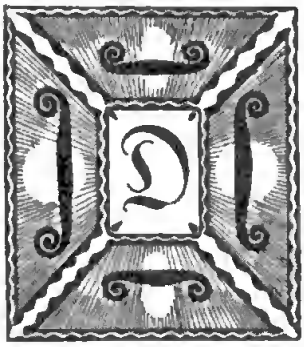
Es wurde Nacht, und er ging immer den Weg weiter. Er kam in die Nähe seines Hauses, setzte sich auf einen Stein und schrie: „Bring Feuer! Ich finde den Weg nicht mehr! Beleuchte den Weg!" Da kam seine Frau mit einem Feuerbrand. Er verschluckte den Feuerbrand. Dann verschluckte er die Frau. Darauf sagte er: „Ach, ich habe meine Frau verschluckt!" Dann schrie er von neuem. Da kam seine Schwiegermutter mit einem Feuerbrand. Er verschluckte den Feuerbrand. Dann verschluckte er die Schwiegermutter. Dann schrie er von neuem: „Bring anderes Feuer! Das Feuer ist erloschen!" Da kamen drei Männer. Einer brachte einen Feuerbrand. Die beiden anderen blieben ein wenig zurück, um zu sehen, was da wäre. Er sprach vom Felsen herab, als wenn die Leute, die er verschluckt hatte, noch um ihn ständen: „Sofort, als du mir das Feuer brachtest, ist es erloschen!" Da kam der Mann mit dem Feuerbrand. Wöwö verschluckte das Feuer. Dann verschluckte er den Mann. Die beiden anderen lauschten. Da sagte Wöwö: „Jetzt habe ich meinen Schwager verschluckt!" Da sagten die anderen: „Ach, er ist in ein Gespenst verwandelt!" und kehrten ins Haus zurück. Sie verschlossen die Tür und verrammelten sie ganz mit Baumrinde. Wöwö schrie fortwährend laut: „Bring Feuer!" Um Mitternacht hörte er auf zu schreien. Er sah, daß niemand mehr kam, und ging zum Eingang des Hauses und setzte sich dort nieder.

Als der Morgen kam, saß er noch immer vor dem Eingang. Die Leute sagten: „Er ist weg!" Wöwö lauerte draußen. Da öffneten die Leute die Tür. Als ein Mann herauskam, setzte sich ihm Wöwö auf die Schulter. Der Mann sah ihn nicht. Er hörte ihn nur sprechen. Da litt der Mann großen Hunger, denn Wöwö ließ ihn nicht essen. Er verschluckte alles, was der Mann essen wollte.

Eines Tages nahm der Mann die Angelrute und ging fischen. Er angelte Fische. Die Fische fielen nahe bei ihm nieder. Wöwö kam von seiner Schulter herab und verschluckte die Fische sofort. Was tat nun der Mann? Als wieder ein

Fiſch an ſeine Angel biß, riß er ihn mit aller Kraft aus dem Waſſer, ſo daß er von der Angel ab weit weg flog. Wöwö ſprang von ſeiner Schulter und lief dem Fiſch nach. Der Mann lief ſofort nach der anderen Seite weg den Bach entlang. Wöwö kehrte zurück und fand den Mann nicht mehr. Er lief ſeinen Spuren nach. Der Mann lief auf dem Weg eines Tapirs. Wöwö war dicht hinter ihm, um ihn zu faſſen. Da begegnete der Mann dem Tapir, und der Tapir lief weg. Der Mann verließ ſofort den Weg des Tapirs und blieb zur Seite ſtehen. Wöwö hörte den Lärm, den der Tapir machte, und lief hinter dieſem her, weil er glaubte, es ſei der Mann. Er faßte den Tapir an der Schulter und ſetzte ſich darauf. Er ließ ihn nicht mehr freſſen. Wenn der Tapir Früchte eſſen wollte, verſchluckte ſie Wöwö. Der Tapir ſtarb Hungers. Wöwö blieb bei dem toten Tapir und wartete, wer kommen würde. Der Tapir verweſte und ſtank. Da kamen die Aasgeier. Wöwö ſah zu. Des Nachts kam der Königsgeier, der Vater der Aasgeier. Wöwö faßte ihn an der Schulter und ſetzte ſich darauf. Da wurde der Königsgeier ſehr froh und ſagte: „Ah, Gefährte meines Kopfes!“ Er freute ſich ſehr über ihn und dachte nicht mehr daran, den Tapir zu eſſen. Er flog mit Eteto zum Himmel.
Seit dieſer Zeit hat der Königsgeier zwei Köpfe. Eteto iſt ſein linker Kopf. Vorher hatte er nur einen Kopf.

40. Das Augenſpiel



Die Krabbe ſchickte ihre Augen nach dem Meeresſee. Sie ſagte: „Geht an das Ufer des Meeresſees, meine Augen, fort=fort=fort=fort!“ Die Augen gingen weg. Sie blieb ohne Augen. Dann ſagte ſie: „Ah, ſie ſind weg, meine Augen! Jetzt werde ich meine Augen rufen!“ Dann ſagte ſie: „Kommt vom Ufer des Meeresſees, meine Augen, kommt=kommt=kommt=kommt!“ Da kamen ihre Augen zurück.

Während ihre Augen zurückkamen, lauerte ein Jaguar. Da ſagte die Krabbe: „Ah, da kommen meine Augen!“ Dann ſagte ſie: „Jetzt ſchicke ich meine Augen wieder weg!“ Als ſie dies ſagte, ſprang der Jaguar hinter ſie und erſchreckte ſie: „e—!“ Er fragte ſie: „Was ſagſt du da, Schwager?“ Die Krabbe antwortete: „Ich ſchicke meine Augen nach dem Meeresſee.“ Der Jaguar ſagte: „Wie iſt das, Schwager? Ich will es ſehen!“ Da ſagte die Krabbe: „Aimala=podole, der Vater des Trahira=Fiſches, kommt ſchon meinen Augen nahe, um ſie zu verſchlucken!“ Da ſagte der Jaguar: „Nein, ich will es ſehen! Schicke deine Augen!“ Die Krabbe ſagte: „Gut, ich werde ſie ſchicken!“ Dann ſagte er: „Geht an das Ufer des Meeresſees, meine Augen, fort=fort=fort=fort!“ Da gingen ihre Augen weg, und es blieben nur die Löcher. Dann ſagte die Krabbe: „Haſt du es geſehen, Schwager?“ Da erwiderte der Jaguar: „Rufe deine Augen, Schwager!“ Die Krabbe ſagte: „Kommt vom Ufer des Meeresſees, meine Augen, kommt=kommt=kommt=kommt!“ Da kamen ihre Augen. Da ſagte der Jaguar: „Schicke meine Augen, Schwager!“ Die Krabbe antwortete: „Nein! Trahiravater iſt ſchon nahe!“ Der Jaguar ſagte: „Doch! Ich will, daß du ſie ſchickſt!“ Da antwortete die Krabbe: „Gut! Bleibe ruhig!“ Dann ſagte ſie: „Geht an das Ufer des Meeresſees, Augen meines Schwagers, fort=fort=fort=fort!“ Da gingen die Augen

des Jaguars weg, und er wurde blind. Da ſagte der Jaguar: „Rufe meine Augen, Schwager!“ Er bekam gleich Angſt. Die Krabbe ſagte: „Kommt vom Ufer des Meeresſees, Augen meines Schwagers, kommt-kommt-kommt-kommt!“ Da kamen die Augen des Jaguars zurück. Da ſagte der Jaguar: „Das haſt du gut gemacht, Schwager! Schicke ſie noch einmal weg!“ Die Krabbe antwortete: „Nein, Trahiravater iſt ſchon ganz nahe!“ Der Jaguar ſagte: „Doch! Schicke meine Augen noch einmal, nur noch einmal!“ Da ſagte die Krabbe: „Geht an das Ufer des Meeresſees, Augen meines Schwagers, fort-fort-fort-fort!“ Da gingen die Augen des Jaguars weg. Trahiravater faßte die Augen und verſchluckte ſie. Der Jaguar blieb blind und ſagte: „Rufe meine Augen, Schwager!“ Die Krabbe rief die Augen des Jaguars: „Kommt vom Ufer des Meeresſees, Augen meines Schwagers, kommt-kommt-kommt-kommt!“ Aber die Augen kamen nicht. Trahiravater hatte ſie verſchluckt. Da ſagte die Krabbe zum Jaguar: „Haſt du es geſehen, Schwager? Trahiravater hat ſie ſchon verſchluckt!“ Da wurde der Jaguar ärgerlich, weil ſeine Augen nicht kamen. Er ſagte zur Krabbe: „Jetzt freſſe ich dich!“ Als ſich der Jaguar erhob, um die Krabbe zu faſſen, ſprang dieſe ins Waſſer und verbarg ſich unter dem Fuße eines Bacaba-Blattes, das dort lag. Der Jaguar ſuchte ſie. Er faßte Holz, indem er glaubte, es wäre die Krabbe. Der Fuß des Bacabablattes blieb ihr auf dem Rücken haften bis auf den heutigen Tag. Die Krabbe ging weg und verwandelte ſich in die Krabbe, wie ſie jetzt iſt.

Der Jaguar ging ohne Ziel durch den Wald, ohne Augen, ohne zu wiſſen, wo er ging. Er ſetzte ſich mitten im Walde nieder. Da begegnete ihm der Königsgeier und fragte ihn: „Was machſt du da, Schwager?“ Der Jaguar antwortete: „Ich mache nichts! Die Krabbe hat meine Augen weggeſchickt nach dem Meeresſee. Trahiravater hat ſie verſchluckt!“ Er bat den Königsgeier, ihm andere Augen einzuſetzen. Dieſer ſagte: „Gut! Bleibe hier! Ich gehe, Milch des Jatahy-Baumes holen!“ Der Königsgeier ging weg. Er blieb lange

aus. Dann kam er. Er befahl dem Jaguar, ſich hinzulegen. Dann zündete er die Milch an und ſagte: „Sage nicht: ‚ai‘! Bleibe ruhig! Halte alle Hitze aus!“ Er ſchüttete die Milch in das rechte Augenloch. Der Jaguar hielt alle Hitze aus und ſagte nicht: „ai“. Der Königsgeier füllte das rechte Augenloch aus. Dann füllte er das linke Augenloch aus. Dann ſuchte er einen kleinen Aſt und zog Milch von dem Baume Kaikuſäſchimpipö, um die Augen des Jaguars zu waſchen. Dann wuſch er die Augen mit dieſer Milch. Da bekam der Jaguar ſchöne, klare Augen. Dann ſagte der Königsgeier: „Jetzt töte mir einen Tapir zur Mahlzeit als Tauſch für die Augen!“ Der Jaguar tötete einen Tapir als Tauſch für die Augen. Er ſagte zum Königsgeier, er habe einen Tapir getötet. Da ſagte der Königsgeier: „Immer gib mir jetzt zu eſſen! Wenn du einen Hirſch oder Tapir töteſt, gib uns davon zu eſſen!“
So blieb es bis auf den heutigen Tag. Der Jaguar tötet Wild, damit der Königsgeier zu eſſen hat.
Der Jaguar ging weg mit klaren Augen.

41. Maiuag und Korotoiko

In alter Zeit war Maiuag verheiratet mit einer Schweſter der Frau von Korotoiko. Was machte nun Korotoiko? Er ging des Morgens ſehr früh weg und ſchlug mit der Axt einen einzigen Baum nieder. Dann ſetzte er ſich auf den Stumpf und fing an zu ſchlafen. Erſt nachmittags kam er wieder nach Hauſe zurück. Maiuag ging des Morgens ſehr früh weg und kehrte ſchon um Mittag wieder nach Hauſe zurück. Die Schwiegermutter ſagte zu ihrer Tochter, der Frau von Maiuag: „Mein Schwiegerſohn Korotoiko arbeitet mehr als Maiuag! Laß deinen Mann laufen! Er taugt nichts! Korotoiko arbeitet mehr als dein Mann. Deshalb habe ich ihn lieber.“ Da ſagte die Frau

von Maiuag: „Du haſt niemals die Pflanzung meines Mannes geſehen. Wenn du willſt, wollen wir die Pflanzung deines Schwiegerſohnes Korotoiko beſichtigen!“
Die Alte gab Korotoiko beſſere Nahrung als Maiuag, und Korotoiko verlebte gute Tage. Maiuag ging morgens weg, ſchlug ſein Waldmeſſer in einen Strauch und ſetzte ſich hin. Das Waldmeſſer arbeitete allein weiter, ſchlug viel Unterholz nieder und kehrte dann zu Maiuag zurück. So machte Maiuag in zwei Tagen eine große Rodung. Am anderen Tag ging Maiuag wieder zu ſeiner Pflanzung, um die Bäume niederzuhauen. Er ſchlug ſeine Axt in einen Baum und ſetzte ſich hin. Die Axt ſchlug allein weiter. Sie ſchlug alle Bäume um in einem Tag, eine große Rodung, und kehrte dann zu Maiuag zurück. Korotoiko brauchte zwanzig Tage, um eine ganz kleine Rodung zu ſchlagen. Zehn Tage brauchte er, um das Unterholz abzuhauen, zehn Tage, um die Bäume niederzuſchlagen. Dann warteten beide, bis das Holz trocken war, um zu brennen. Maiuag wartete fünf Tage. Korotoiko wartete nur zwei Tage. Darauf brannten ſie. Das Holz, das Korotoiko geſchlagen hatte, war noch ganz grün. Nur die Blätter brannten! — Maiuag brannte ſeine Rodung, die gut trocken war. Am anderen Tag reinigte Maiuag ſeine Rodung. Er ſchlug ſeine Axt in einen halbverbrannten Baumſtamm und ſetzte ſich dann hin. Die Axt ſchlug allein weiter alle Baumſtämme klein und ſchaffte das ganze Holz an den Rand der Rodung. In zwei Tagen war die ganze Rodung gereinigt. Korotoiko hatte nur ein ganz kleines Stück gereinigt. Er ſetzte ſich auf einen Baumſtamm und fing an zu ſchlafen. Am anderen Tag ging Maiuag mit dem Grabſcheit zu ſeiner Rodung, um zu pflanzen. Er ſtieß das Grabſcheit in die Erde und ſetzte ſich hin. Das Grabſcheit arbeitete allein weiter. Es ging aus ſeiner Hand und grub Löcher in den Boden und kehrte um Mittag zu Maiuag zurück. Maiuag hatte Maniok-Stecklinge mitgebracht. Er ſchlug ſein Meſſer in einen Steckling. Das Meſſer arbeitete allein weiter und ſchnitt einen ganzen Haufen Stecklinge. Alle ſeine Werk-

zeuge arbeiteten. Dann ſtieß er einen Steckling in ein Loch. Der Steckling ging aus ſeiner Hand, und alle Stecklinge pflanzten ſich ſelbſt.

Maiuag kehrte gegen Abend nach Hauſe zurück. Seine Frau fragte ihn: „Was haſt du bis jetzt gemacht?“ Maiuag antwortete: „Nichts! Ich war mißmutig!“ Da erwiderte ſeine Frau: „Niemals habe ich etwas geſagt, was dich mißmutig machen könnte!“ Darauf ſagte Maiuag: „Eines Tages werde ich mich davonmachen!“ Dann ging Maiuag wieder frühmorgens zu ſeiner Rodung, um fertig zu pflanzen, und nahm ſeine Frau mit, daß ſie die Pflanzung ſähe. Niemals hatte er vorher ſeine Frau mitgenommen. Er ſtieß ſein Grabſcheit in den Boden. Das Grabſcheit ging aus ſeiner Hand und arbeitete allein weiter. Die Frau ſah es. Um Mittag kam das Grabſcheit zu ihm zurück. Dann ſchlug er ſein Meſſer in einen Steckling, und das Meſſer arbeitete weiter und ſchnitt alle Stecklinge. Darauf ſteckte er einen Steckling in den Boden, und die Stecklinge gingen alle dahin und pflanzten ſich ſelbſt. Am Abend war die Pflanzung fertig. Dann kehrte Maiuag mit ſeiner Frau nach Hauſe zurück.

Korotoiko aber ſchlief den ganzen Tag in ſeiner kleinen Pflanzung und duldete nicht, daß ſeine Frau mit ihm ging. Er war eiferſüchtig auf Maiuag. Als er ſeine Tapiokafladen aß, die ihm ſeine Schwiegermutter vorgeſetzt hatte, ſagte er: „Ich möchte Maniokfladen aus der Pflanzung von Maiuag eſſen!“ Er hatte gar keine Zuneigung zu Maiuag und wollte ihn verſpotten, da er glaubte, Maiuag habe nichts in ſeiner Pflanzung.

So verging ein Monat. Korotoiko arbeitete noch immer in ſeiner Rodung. Maiuag hatte ſchon Mais aus ſeiner Pflanzung. Da ſagte die Schwiegermutter: „Ich will die Pflanzung von Maiuag ſehen!“ Sie ging hin mit ihrer Tochter, der Frau von Maiuag. Da ſagte Maiuag: „Verirrt euch nicht in der Pflanzung!“ Als ſie dorthin kamen, ſagte die Alte: „Alle Wetter!“ Sie erſtaunte über die Pflanzung.

Die Alte ging mitten in die Pflanzung hinein und rief: „he!“ Die Tochter blieb da und antwortete: „he!“ Die Alte ging und ging und ging weit in die Pflanzung hinein. Sie rief immer: „he—! he—! he—!“ Da veränderte ſich allmählich ihr Ruf, und ſie verwandelte ſich in die Taube Weludſchi. Die Tochter rief: „Mama! Mama!“, aber die Mutter antwortete nicht mehr. Da verwandelte ſich die Tochter in eine kleine, braune Taube.

Was tat nun Korotoiko? Er ging über den Fluß und tötete einen Hirſch. Korotoiko hatte zwei Schwäger, die mit ſeinen Schweſtern verheiratet waren. Er fing auf dem anderen Ufer des Fluſſes an zu ſchreien: „Bring mein Wildbret hinüber, Schwager!“ Er ſchrie und ſchrie, aber die Schwäger antworteten ihm nicht. Da veränderte ſich allmählich ſein Schrei, und er wurde in eine Eule verwandelt.

Maiuag wartete auf Korotoiko. Die Schwäger wußten, daß Maiuag eine Axt hatte, die ſelbſt arbeitete. Sie waren böſe auf ihn, weil ſie ihre Mutter verloren hatten, obwohl Maiuag keine Schuld daran hatte. Die Schwäger gingen aus, um zu ſehen, wo die Axt war. Sie fanden die Axt und das Waldmeſſer. Sie wußten aber nicht, wie ſie die Sachen gebrauchen mußten. Sie wußten nicht, wie Maiuag zu der Axt ſagte. Sie ſchlugen das Waldmeſſer in einen Strauch. Es entſchlüpfte ihrer Hand und ging fort. Dann ſchlugen ſie die Axt in einen Baum. Sie wollten ſie am Stiel feſthalten, aber die Axt entſchlüpfte ihrer Hand und ging fort. Die Axt verwandelte ſich in den Specht. Das Waldmeſſer verwandelte ſich in den Käfer, der Äſte abſchneidet. Das Grabſcheit verwandelte ſich in das kleine Tier, das im Fußboden der Häuſer und in den Sandbänken Löcher macht.

Dann ging Maiuag aus, ſeine Axt zu ſuchen, fand ſie aber nicht mehr. Er dachte, die Schwäger wollten ihn töten, wegen ihrer Mutter. Deshalb machte er ſich davon. Die Schwäger kamen hinter ihm her, um ihn zu töten. Da ſagte Maiuag zu einer kleinen, ſtacheligen Palme: „Schließt die Schwäger ein, die hinter mir herkommen!“ Die Schwäger

kamen in die Stacheln hinein und konnten nicht weiter. Sie erſtiegen einen Baum, um über die Stacheln wegzukommen. Da wurden ſie in Affen verwandelt und blieben Affen bis auf den heutigen Tag. Maiuag kam an einen großen Fluß und ſagte: „Was ſoll ich nun machen? Jetzt werden ſie mich töten!“ Die Affen kamen ſchon hinter ihm her auf den Bäumen. Er wußte, daß es die Schwäger waren. Sie waren ſchon nahe. Da ſtürzte er ſich ins Waſſer und tauchte unter. Mitten im Fluß tauchte er wieder auf und verwandelte ſich in eine Ente bis auf den heutigen Tag. — Das iſt das Ende der Geſchichte.

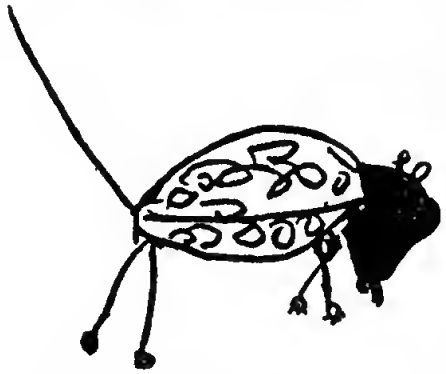
Wenn ſich Korotoiko nicht mit Maiuag geſtritten hätte, und wenn die Schwäger nicht ſo ſchlecht geweſen wären, ſo wären die Axt, das Waldmeſſer und das Grabſcheit für uns geblieben bis auf den heutigen Tag, und wir brauchten nicht ſo viel zu arbeiten.

42. Jaguar und Regen

Es war einmal ein Haus, in dem es nachts ſehr heiß und rauchig war, weil die Leute ein großes Feuer im Haus angezündet hatten. Deshalb gingen die Leute vor das Haus, banden dort ihre Hängematten an und ſchliefen draußen. Weit vom Hauſe war ein Jaguar. Der Regen begegnete ihm und ſagte: „O Schwager, was machſt du da?“ Er antwortete: „Ich mache den Leuten Angſt, die dort vor dem Hauſe ſind, damit ſie wieder ins Haus gehen.“ Da ſagte der Regen: „Die Leute haben keine Angſt vor dir, Schwager!“ Da ſagte der Jaguar: „Doch, ſie haben Angſt! Willſt du es ſehen? Ich werde ſingen rund um das Haus. Gehe hin und höre zu, was die Leute ſagen!“ Der Regen ging hin und ſetzte ſich nahe bei den Leuten nieder und horchte, was ſie ſagen würden. Da ſang der Jaguar: „Hö-hö-hö-hö-hö!“ Die Leute ſagten: „Ah, das iſt ein Fell

für meine Jagdtaſche!" Da ſang der Jaguar wieder: „Hö-hö-hö!" Der Regen horchte. Die Leute ſagten: „Wir wollen morgen den Jaguar mit Pfeilen ſchießen!"

Der Regen ging weg und begegnete dem Jaguar. Der Jaguar fragte ihn: „Was haben ſie geſagt, Schwager?" Der Regen antwortete: „Nichts! Sie haben nichts geſagt!" Da

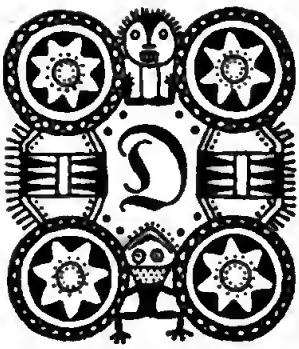


ſagte der Jaguar: „Sie hatten wohl Angſt, Schwager?" Der Regen antwortete: „Nein! Sie hatten keine Angſt! Weißt du, was ſie ſagten? Sie ſagten: ‚Ah, das iſt ein Fell für meine Jagdtaſche!' Sie ſagten, ſie würden kommen und dich mit Pfeilen ſchießen. Sie haben keine Angſt vor dir!" Da ſagte der Regen: „Vor *mir*, ja! Vor *mir* haben ſie Angſt!" Der Jaguar erwiderte: „Nein! Sie haben keine Angſt vor dir!" Darauf ſagte der Regen: „Doch! Willſt du es ſehen? Ich will mich bewaffnen, damit du nicht ſagen kannſt, ſie hätten keine Angſt vor mir!"

Der Regen ging, ſich zu bewaffnen, und befahl dem Jaguar: „Jetzt gehe *du* hin horchen, Schwager!" Der Jaguar ging in die Nähe der Leute und ſetzte ſich nieder. Der Regen bewaffnete ſich, und es wurde ganz dunkel. Es kam ein ſtarker Wind. Da riefen die Leute: „Dort kommt Regen!" Der Regen kam näher, und es fing an ſtark zu regnen. Da banden die Leute ihre Hängematten los und liefen ins Haus. Der Jaguar bekam den Regen. Da begegnete der Regen dem Jaguar und ſagte: „Haſt du es geſehen, Schwager? Sie haben Angſt vor *mir*, vor *dir* nicht!" —

So iſt es noch heute. Wir haben Angſt vor dem Regen, aber nicht vor dem Jaguar.

43. Jaguar und Blitzstrahl



Der Jaguar traf den Blitzstrahl, der gerade eine Keule machte. Der Jaguar kam von hinten, und der Blitzstrahl merkte es nicht. Der Jaguar sprang auf den Blitzstrahl los, faßte ihn aber nicht. Er glaubte, es wäre ein Tier und wollte es fressen. Der Jaguar fragte den Blitzstrahl, ob er Kraft hätte. Der Blitzstrahl antwortete, er habe gar keine Kraft. Da sagte der Jaguar: „Ich bin nicht so wie du! Ich habe riesige Kraft!" Er sagte zum Blitzstrahl: „Schwager, sieh her! Ich breche alle Äste. Ich habe sehr viel Kraft!"

Der Jaguar erkletterte einen Kaimbe-Baum und brach alle Äste ab. Dann erkletterte er einen Parika-Baum und brach alle Äste ab. Dann stieg er auf den Boden herab, riß alles Gras aus und zerwühlte die Erde mit den Krallen, um zu zeigen, wie große Kraft er hätte. Dann hörte er auf, ermüdet. Er schwitzte und sagte: „F—f—! Siehst du, Schwager, so bin ich! Ich habe Kraft! Ich bin nicht so wie du!" Er wollte den Blitzstrahl fressen. Dann sagte er: „Jetzt will ich deine Kraft sehen! Mache es so, wie ich es gemacht habe!" Der Blitzstrahl antwortete: „Ich bin nicht so wie du! Ich habe keine Kraft!" Da sagte der Jaguar wieder: „Sieh wieder her auf mich! Ich habe Kraft!" Er machte es wie vorher, riß Äste ab, riß Gras aus, zerwühlte die Erde weithin. Dann hörte der Jaguar auf und setzte sich neben den Blitzstrahl mit dem Rücken nach ihm hin.

Als er sich gesetzt hatte, nahm der Blitzstrahl seine kleine Keule und schwang sie einmal. Da kam Donner, Blitz, Sturm und viel Regen. Der Jaguar lief voll Angst weg und stieg auf einen Baum. Aber der Blitzstrahl zerschlug alle Bäume, und der Jaguar fiel auf die Erde. Der Blitzstrahl faßte den Jaguar an den Beinen und warf ihn weit weg. Der Jaguar lief weg und verkroch sich unter einen Fels.

Da zerſchlug der Blitzſtrahl alle Felſen. Der Jaguar erſtieg wieder einen Baum. Da zerſchlug der Blitzſtrahl alle Bäume. Dann kroch der Jaguar in die Höhle des Rieſengürteltiers. Aber der Blitzſtrahl war hinter ihm her und zerſprengte alle Erde. So lief der Jaguar immer wieder fort, verſteckte ſich hier und dort, aber der Blitzſtrahl zerſchlug alles, Bäume, Felſen und Erde. Der Blitz krachte ihm vor den Ohren. Dann wurde es vom Regen und Wind ſehr kalt. Der Jaguar fror ſo, daß er nicht mehr laufen konnte. Als der Blitzſtrahl ſah, daß der Jaguar ganz zuſammengerollt dalag, weil ihm alles wehtat, ließ er von ihm ab. Er ſagte zu ihm: „Siehſt du, Schwager, ſo bin ich! Ich habe auch Kraft! Du biſt es nicht allein, der Kraft hat! Du haſt wenig Kraft! Ich habe mehr als du!“ Dann ſagte er zum Jaguar: „Gut, Schwager! Jetzt gehe ich weg!“ Er ging weg und ließ den Jaguar liegen. Dann ging auch der Jaguar weg nach ſeiner Wohnung. Deshalb hat er bis auf den heutigen Tag ſolche Angſt vor dem Gewitter.

44. Epeping-Orion

Man erzählt, daß es drei Brüder gab, zwei ledige und einen verheirateten, der eine Frau hatte; die beiden wohnten weit weg von dem verheirateten. Von jenen beiden war der eine häßlich, und ſie ſagen, daß der ſchöne Bruder ihn ſchief anſah; deshalb ſann er auf Mittel, ihn zu töten.

Eines Tages verfertigte er eine Stange und ſpitzte ſie gut zu. Darauf ſagte er zu dem Bruder: „Mein Bruder, wollen wir Uruku ſuchen, um unſere Körper zu bemalen?“ — „Gut, gehen wir!“ — Darauf, erzählt man, kamen ſie an den Urukubaum, und er ſagte zu ſeinem Bruder: „Mein Bruder, ſteige du hinauf, um für uns zu holen!“ — Man erzählt, daß dann der häßliche Bruder hinaufſtieg und oben auf einem Aſte die Beine ſpreizte. Da

ſpießte ihn der Bruder von unten. Er ſtarb gleich und fiel auf die Erde. Der Bruder ſchnitt die Beine ab, ließ den Leichnam liegen, wandte ſich um und ging.
Man ſagt, daß gleich darauf die Schwägerin kam, um ſie zu ſprechen: „Wie geht es dir, mein Schwager?“ — „Wie ſoll es mir gehen? Gut.“ — „Wie geht es meinem anderen Schwager?“ — „Der iſt hinaus, ſpazieren gegangen.“ — „Ei! das iſt möglich.“ —
Man erzählt, daß die Schwägerin in den Wald ſpazieren ging, und als ſie um das Haus bog, fand ſie die Leiche ihres Schwagers mit abgeſchnittenen Beinen. Darauf kam auch der andere Schwager: „Wozu dienen mir die abgeſchnittenen Beine? Zu nichts. Jetzt ſind ſie nur noch gut, ſie den Fiſchen zu freſſen zu geben.“ — Dann, ſagen ſie, nahm der Bruder die Beine und warf ſie in den Fluß. Der Körper wurde in die Erde begraben, aber die Seele iſt fortgegangen in den Himmel.
Als ſie in den Himmel kam, verwandelte ſie ſich in ein Geſtirn. Der Körper blieb in der Mitte und die Beine zu beiden Seiten. Er wurde ſo der Epeping, Orion. Der Brudermörder aber wurde in den Stern Kaiuanon, Venus, verwandelt, und der verheiratete Bruder in den Itenya, Sirius. Beide kamen gegenüber dem Bruder zu ſtehen, den ſie getötet hatten, um zur Strafe ihn ewig anſchauen zu müſſen.

45. Die Plejaden

Ein Mann hatte ſieben Söhne, die jeden Tag weinten und nach den Eltern riefen: „Papa, ich will etwas zu eſſen haben! Mama, ich will etwas zu eſſen haben!“
„Ach, Kinder, ich gab euch ſchon zu eſſen, und jetzt iſt es genug!“
Man ſagt, daß ſie immer weiter greinten, und die Mutter ſie deswegen anfuhr: „Ihr ſeid Freßſäcke!“

„Du willſt uns alſo nichts zu eſſen geben, Mutter?“ riefen ſie. Man ſagt, daß die Mutter eine Tapirkinnlade vom Bratroſt nahm und ſie ihnen hinwarf mit den Worten:
„Da habt ihr zu eſſen!“
„Das reicht nicht für uns, meine Mutter,“ riefen die Kinder. Da nahm der älteſte Sohn ſeine jüngeren Brüder und gab jedem von ihnen ein Stück zu eſſen.
„Da habt ihr zu eſſen, meine Brüder, aber es reicht immer noch nicht für uns.“
Man ſagt, daß jeder ſein Stück nahm und es verzehrte.
Dann ſprach der älteſte Bruder:
„Gut, meine Brüderchen, wir wollen zum Himmel gehen, um Sterne zu ſein!“ Er packte darauf ſeine kleinen Brüder unter ſeine beiden Arme, und ſie tanzten und ſangen:
„Laßt uns gehen zum Onkel Ueré! Laßt uns gehen zu Ueré! Ueré!“
Und tanzend ſtiegen ſie empor und entfernten ſich.
Die Mutter kam heraus, ſchaute ihnen nach und ſah, wie ſie davongingen.
„Ach, meine Söhne, wohin geht ihr? Hier iſt Speiſe für euch!“
„Es iſt umſonſt, meine Mutter! Bleibe da! Wir gehen jetzt zum Himmel, um bei unſerem Onkel zu wohnen und Sterne zu ſein!“
So zogen ſie tanzend dahin in Kreiſen wie der Aasgeier und ſtiegen höher und höher, bis ſie zum Himmel kamen.

46. Der Maguary und der Schlaf

Man erzählt, daß der Maguary den Schlaf töten wollte und ihn auf einem Aſt erwartete. „Ich will dieſen Schlaf töten; jetzt will ich wachen, um ihn zu töten.“ Er wartete. Der Schlaf ließ nicht lange auf ſich warten. Der Maguary ſah eine Geſtalt kommen. „Das ſcheint der Schlaf zu ſein, der da kommt.“ Man ſagt, daß, als die Geſtalt ſchon nahe war, und der Schlaf ganz nahe war, der Maguary nickte und plötzlich aufflog und ſchrie: „Kua! kua! kua!...“ Und der Maguary flog davon. —

„Nun ſiehe, mein Herz, ich wußte es nicht, als ich nickte, aber jetzt will ich ihn wieder erwarten.“

Er wartete. Da ſah er wieder in ſeiner Nähe eine dunkle Geſtalt, die ſich ihm näherte.

„Hier kommt er; jetzt will ich ihn mit meinem Schnabel ſpießen.“

Schon kam die Geſtalt ganz nahe, als der Maguary nickte; plötzlich öffnete er die Augen, erſchrak und flog davon, indem er ſchrie: „Kua! ... kua! ... kua! ...“

So geht es jede Nacht, ſeit undenklichen Zeiten.

47. Die große Schlange

Man erzählt, daß ein Weib eines Tages in die Hütte eines verheirateten Mannes kam und bat, dableiben zu dürfen. Der Mann fragte sie:
„Was kannst du denn?"
„Ich kann spinnen," antwortete sie.
„So spinne!" sagte er und gab ihr Baumwolle.

Die Frau blieb in seiner Hütte. Sie ließen sie dort allein und gaben ihr nichts zu essen. Da ging sie zu dem Hühnernest und nahm die Eier heraus, um sie auszusaugen. Die Schalen ließ sie ganz liegen, wie wenn sie nicht angebrochen wären.

Eines Tages kehrte der Mann aus dem Walde mit zwei Hokko-Eiern zurück. Er brach das eine auf und tat ein Menschenhaar hinein. Darauf machte sich die Frau daran, sie auszusaugen. Da schwoll ihr der Leib so sehr an, daß sie nicht mehr gehen konnte. Als der Mann aus dem Walde heimkehrte, sagte er zu ihr:
„Wir wollen Kuma pflücken, die ich in der Nähe gefunden habe."

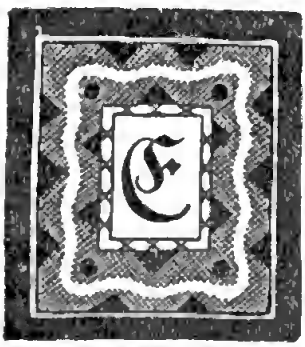
Man erzählt, daß es ihm aus dem Leib antwortete:
„Ich gehe mit dir, meine Mutter."
Darauf sagten sie: „Was ist das?"
Wieder sprach der Leib:
„Ich gehe mit dir, meine Mutter."

Der Mann ging mit ihr weg trotz ihres großen Leibes. Sobald sie zu dem Kuma-Baum kamen, sagte der Mann: „Wollen wir ihn niederhauen oder ersteigen?"
Da antwortete das, was in dem Leib der Frau war: „Ich steige hinauf!"

Darauf nahm der Mann die größte Kuma-Frucht, entfernte ihren Inhalt und füllte sie mit Speichel. Da kam aus der Frau, die da saß, eine Schlange heraus und stieg an dem

Baum in die Höhe. Sie war noch zur Hälfte in dem Leib der Frau, als ihr Kopf schon den Gipfel des Baumes erreicht hatte und gleichzeitig immer dicker wurde. Da sagte der Mann:
„Sobald sie ganz herausgekommen ist, stecke die Spitze des Schwanzes in die Schale der Kuma!"
Die Frau tat, wie ihr geheißen war. Dann flohen sie, indem der Mann die Frau auf seinem Rücken zur Hütte trug. Gleich darauf schrie die Schlange:
„Mutter! Mutter!"
Der Speichel antwortete an Stelle der Mutter:
„Uh! Uh!..."
Sie kamen zur Hütte. Sofort steckte der Mann die Frau in einen Topf und warf Erde darauf. Die Schlange war auf der Spur der Mutter. Sie kam und rief und rief. Als die Mutter nicht antwortete, sprang die Tochter in den Fluß, aber sie fand keine genügende Tiefe. Da kam sie wieder hervor und stieg zum Himmel.
Die große Schlange rief den Mann und sagte:
„Mein Großvater, du hast meine Mutter versteckt. Jetzt gehe ich zum Himmel. Ich fand keinen Platz im Fluß. Wenn ich dich rufe, wirst du mir antworten. Wenn ich erscheine, magst du deine Pflanzung bestellen, weil dann der Sommer beginnt."

48. Der Schlangenpfeil



Ein Jäger verirrte sich im Wald und blieb dort. Als er unter einen großen Baum kam, legte er sich schlafen.
Da hörte er schreien. Der Kurupira schlug wider die hohen Baumwurzeln, dann schrie er. Wiederum schrie er und schlug wider eine Baumwurzel. So kam er immer näher. Dann hörte er ihn ganz nahe. Da kam der Kurupira, setzte sich neben ihn, und sie begannen sich zu unterhalten:

„Ach, mein Enkel, wie geht es dir?"
„Ach, Großvater, mir geht es ſo ſo, aber wie geht es dir?"
„Mir geht es auch ſo ſo."
„Ach, Großvater, ich habe mich verirrt!"
„Iſt es möglich, mein Enkel? Deine Hütte iſt doch nicht weit. Wann biſt du von Hauſe weggegangen?"
„Geſtern, Großvater."
Sie fuhren fort ſich zu unterhalten:
„Ach, mein Enkel, ich habe Hunger."
„Ich habe auch Hunger. Ich habe heute noch nichts gegeſſen."
„Mein Enkel, ich möchte eſſen!"
„Ich auch."
„Mein Enkel, gib mir deine Hand zu eſſen!"
„Hier iſt ſie, Großvater."
Er ſchnitt die Hand eines Affen ab, den er am Abend erlegt hatte, und gab ſie ihm. Der Kurupira nahm ſie und aß.
„Mein Enkel, deine Hand ſchmeckt gut. Ich möchte auch die andere eſſen!"
„Hier iſt ſie, Großvater."
Er nahm ſie und aß.
„Ach, mein Enkel, ausgezeichnet ſchmeckt deine Hand! Gib mir nun auch deinen Fuß zu eſſen!"
„Hier iſt er, Großvater."
Er ſchnitt den Fuß des Affen ab und gab ihn ihm.
„Hier iſt er, Großvater."
Der Kurupira nahm ihn und aß.
„Ach, mein Enkel, ſchmackhaft iſt dein Fuß!"
„Iſt es möglich, Großvater?"
Dann bat er ihn um ſein Herz.
„Ach, mein Enkel, ich möchte auch dein Herz haben."
„In der Tat, Großvater? Hier iſt es."
Er zog ſogleich das Herz des Affen hervor und gab es ihm.
Der Kurupira nahm das Herz des Affen und aß es. Darauf bat der Jäger um das Herz des Großvaters.
„Nun möchte ich auch dein Herz haben!"

Bevor ihn der Kurupira um eine andere Sache bitten konnte, bat ihn jener um sein Herz.
„Ist es möglich, mein Enkel? Dann gib mir dein Messer!"
„Hier ist mein Messer."
Der Kurupira nahm sofort das Messer, stieß es sich in die Brust, fiel um und starb. Der Jäger machte sich davon und ließ ihn liegen.
„Wohl getan, daß er gestorben ist!"
Damit ging er weg. Nach einem Jahr erinnerte er sich wieder der Sache.
„Jetzt will ich nach dem Kurupira sehen, der gestorben ist, um ihm die grünen Zähne auszuziehen als Zaubermittel. Er muß schon verwest sein. Ich will mir seine Knochen holen zu Pfeilspitzen."
Er ging hin, fand die schon gebleichten Knochen und machte sich daran, sie mit der Axt, die er mitgenommen hatte, abzulösen.
„Jetzt ziehe ich mit der Axt die Zähne aus," sagte er.
Er schlug sogleich mit der Axt auf die Zähne. Da wurde der Kurupira wieder lebendig und setzte sich auf. Der Mann erschrak heftig.
„Ach, mein Enkel, ich habe Durst; ich will Wasser!"
„In der Tat?"
Da schlug der Mann sogleich sein Wasser in seinen Hut ab.
„Hier ist Wasser für dich, Großvater!"
„Jetzt bin ich gut erwacht, aber ich weiß nicht, wo wir in der Unterhaltung stehengeblieben waren, als ich einschlief. Was war es doch, mein Enkel?"
„Ich weiß es nicht."
„Jetzt wollen wir gehen, mein Enkel. Was willst du nun haben, mein Enkel?"
„Ich weiß es nicht."
„Ich gebe dir einen Pfeil, damit du Beute machst."
„Wohl gesprochen, Großvater!"
„Vorwärts also!"
„Vorwärts!"

Sie gingen in den Wald, und dort gab ihm der Kurupira den Pfeil.
„Jetzt haſt du einen Pfeil für die Jagd. Willſt du nun gehen?"
„Ja, ich will gehen."
„Weißt du vielleicht, wo deine Hütte iſt?"
„Nein."
„Dann will ich mit dir zu deiner Hütte gehen."
„Gut, Großvater, laß uns alſo gehen!"
Sie kamen in die Nähe der Hütte.
„Jetzt, mein Enkel, gehe ich weg und laſſe dich da. Wenn du mich haben willſt, wirſt du mich ſchon zu finden wiſſen. Wenn du es wünſcheſt, komme ich zu dir. Verſtanden? Nun lebe wohl! Du allein kennſt die Kraft dieſes Pfeils. Nimm ihn nicht mit in deine Hütte! Erzähle niemand etwas davon, nicht einmal deiner Frau! Du allein verſtehſt es, mit ihm zu jagen. Dieſer Pfeil iſt eine Surukuku-Schlange. Du brauchſt keinen Bogen, um Beute zu machen. Es genügt, wenn du den Pfeil ſchleuderſt. Ich erzähle dir dies alles, damit du es weißt und ihn nicht verlierſt. Gut! Jetzt gehe ich weg!"
„Lebe wohl, Großvater! Ich werde dich bald beſuchen."
„Gut, mein Enkel! Ich bin immer zu deiner Verfügung."
Von da an war der Jäger immer erfolgreich. Er erlegte viel mehr Wild als die anderen. Niemand wußte, wie er jagte. Da ſagten ſie: „Wie verhält ſich das? Er ſchießt Vögel, er erlegt Vierfüßler. Warum können wir das nicht ſo?"
„Ich weiß es nicht."
„Wir gehen in den Wald und erbeuten nichts. Er aber geht weg und kommt raſch wieder heim, wenn wir ihn noch gar nicht erwarten."
Andere ſagten: „Wie kann das nur ſein? Wir wollen ihn belauern, wie er ſeine Beute erlegt!"
„Laßt uns zwei Knaben ſchicken, ihn auszuſpähen!"
„Vorwärts!"

Sie machten sich sogleich daran, ihn zu belauern. Als er in den Wald ging, schlichen sie hinter ihm her. Heimlich beobachteten sie ihn. Sie sahen, wie er seinen Pfeil von dem Ast eines Baumes schoß, und schlichen sich sogleich hin, um zu beobachten, wie er mit dem Pfeil tötete.

„Jetzt werden wir schon ausspähen, wo der Pfeil ist! Jetzt werden wir die Wahrheit schon erfahren!"

Sie belauerten ihn. Er sah einen Vogel dahinfliegen. Da beobachteten sie, wie er den Pfeil hinter ihm her schleuderte und darauf zu dem Vogel lief, der tot am Boden lag mit dem Pfeil daneben.

„Ist es denn möglich? Jetzt wissen wir, wie er seine Beute erlegt!"

Sie kehrten um und sprachen:

„Morgen wollen wir hingehen, um seinen Pfeil zu erproben, und sehen, wie er Beute macht!"

Am Morgen gingen sie hin. Sie fanden den Pfeil, zogen ihn aus seinem Versteck hervor und erprobten ihn sogleich an einem fliegenden Vogel. Sie schleuderten den Pfeil. Dieser flog dahin, kehrte um und traf einen von den Knaben, der sofort zu Boden stürzte und starb. Der andere lief heim und erzählte:

„Mein Gefährte ist tot!"

„Woran ist er denn gestorben?"

„Eine Schlange hat ihn gebissen!"

„Laßt uns sehen!"

Sie gingen hin und fanden den Leichnam.

Der Herr des Pfeils suchte nach diesem, um auf die Jagd zu gehen, aber er fand ihn nicht mehr.

„Wo ist mein Pfeil hingekommen? Vielleicht ist er zu seinem Herrn zurückgekehrt. Was mache ich nun? Jetzt habe ich keinen Pfeil mehr! Vielleicht haben sie ihn entdeckt, und deswegen ist er umgekehrt. Vielleicht ist der Pfeil zum Kurupira zurückgekehrt!"

Er ruhte nicht eher, als bis er wußte, daß sie seinen Pfeil gefunden und erprobt hatten, daß der Knabe von der

Schlange gebissen worden und gestorben war, und daß der Pfeil darauf zum Kurupira zurückgekehrt war.
„Das ist eine schöne Geschichte! Wer hat sie geheißen, den Pfeil anzurühren? Sie dachten wohl, es sei ein gewöhnlicher Pfeil, während es doch eine Schlange war. So haben sie mich um meinen Pfeil gebracht, so daß er nicht mehr zu mir zurückkehrt!"
Deswegen machte sich der Knabe davon in ein anderes Land und floh mit den übrigen Verwandten, die sich aus Furcht vor der Rache des Jägers einen anderen Wohnsitz suchten.

49. Der alte Aasgeier und seine Töchter

Man erzählt, daß ein alter Aasgeier vier Töchter hatte. Eine war verheiratet mit der Eidechse, die andere mit der Eule, die dritte mit der Ente und die vierte mit der kleinen Taube. Man sagt, daß die Schwiegermutter zu ihren Töchtern sprach: „Ach, meine Töchter, laßt unsere Pflanzung herrichten!"
„Ja, Mutter," antworteten sie.
Sie sagten es sogleich ihren Gatten:
„Mann, richte die Pflanzung her für meine Mutter!"
„Wenn es weiter nichts ist?" erwiderte er. „Wohlan!"
Die Eidechse und die Eule gingen sofort zusammen weg in der Morgendämmerung, um zu roden. Am Mittag kamen sie zum Essen. Die Schwiegermutter hatte sie gern.
Die anderen, die Ente und das Täubchen, gingen zur Arbeit, als die Sonne schon hoch gestanden hatte. Die Schwiegermutter haßte sie. Es dauerte nicht lange, da kehrten sie schon wieder von der Arbeit zurück, und die Schwiegermutter sagte, als sie sie kommen sah:
„Ah, da sind sie ja! Da kommen schon diese Faulenzer!"
Sie brauchten zum Roden ganze drei Tage und am Morgen

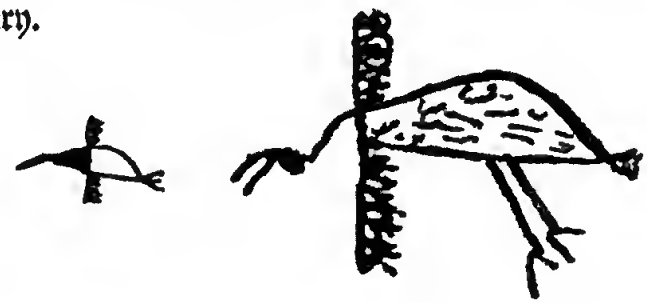
des folgenden Tages begannen sie das Unterholz umzuhauen. Einer von ihnen sagte: „Frau, morgen wollen wir anfangen, unsere Rodung vom Unterholz zu reinigen."
Die Schwiegermutter hörte es.
„Das ist eine Lüge!" sprach sie. „Sie haben nichts getan. Die anderen beiden Söhne sind arbeitsam; diese aber betrügen mich."
„Warte nur, Schwiegermutter!" sagte er da. „Meinetwegen sei wütend über mich und meinen Freund. Ich werde mich schon zu rächen wissen!"
Die anderen gingen nur weg, um zu schlafen. Sie rodeten nicht; sie arbeiteten nicht. Sie betrogen die Schwiegermutter, die sie liebte, weil sie glaubte, sie seien fleißig. Die Eule schlief auf einem Baum, die Eidechse in einem Loch.
Die Ente sagte zu ihrem Gefährten:
„Mein Bruder, wollen wir uns ihre Arbeit ansehen?"
Sie gingen und fanden die beiden schlafend, die Eule auf dem Baum, die Eidechse im Loch.
„Also, so verhält es sich? Mein Bruder, da kannst du Arbeiter sehen! Und deshalb liebt sie die Mutter. Uns liebt sie nicht, weil wir nichts arbeiten. Jetzt haben wir alles gesehen!" Sie kamen nach Hause und sagten:
„Ha, mein Weib, wir haben ihre Arbeit gesehen."
„Ist ihre Pflanzung groß?"
„Wo ist sie denn? Nichts, gar nichts! Sie haben nicht gerodet. Nicht einen einzigen Baum haben sie umgehauen!"
„Ist es möglich!"
„Wie sollte es anders sein? Wir fanden sie schlafend!"
„Ha-ha! Deswegen also liebt sie die Mutter.'
Man sagt, daß sie dies ihrer Mutter erzählte.
„Mutter, sie behaupten, die anderen hätten nichts gearbeitet. Nicht einen einzigen Baum hätten sie gefällt. Sie trafen sie schlafend!"
Darauf ließen diese ihre Rodung trocknen, gingen auf die Jagd, schossen Fische, fingen Vögel und sammelten Früchte für die Schwiegermutter. Dann sagte der eine von ihnen:

„Weib, übermorgen wollen wir unſere Rodung brennen. Sage es doch deiner Mutter und deinem Vater!"
„Gut," antwortete die Frau.
Darauf gingen ſie zu ihrer Mutter:
„Mutter, dein Sohn will, daß du mit uns gehſt, um unſere Rodung zu brennen. Der Vater ſoll ebenfalls mitgehen, um uns zu helfen."
„Gut, meine Tochter, wann ſoll das ſein?"
„Übermorgen."
„Alter!"
„Was gibt's?"
„Deine Tochter iſt gekommen, um uns zu bitten, ihnen beim Brennen ihrer Rodung zu helfen."
„Es iſt recht, Alte; ich bin bereit."
Der Tag kam, und ſie gingen zur Rodung. Als die Alte den Rand der Rodung erreichte, ſchrie ſie gleich:
„Herrgott, was für eine große Rodung!"
„Vater, komm und hilf mir die Rodung brennen, und auch du, Mutter!" bat die Tochter.
„Weib, ſage deiner Mutter, ſie ſolle mitten in die Rodung gehen, dorthin, wo jener hohe Baum ſteht! Wir anderen wollen am Rande brennen."
„Mutter, geh mit dem Vater dorthin nach der Mitte, wo jener hohe Baum ſteht!"
„Es iſt recht, meine Tochter."
Die Alte ging mit dem Alten, und die beiden, die Tochter und ihr Mann, blieben am Rande der Rodung. Die anderen waren auf der anderen Seite. Dann ſahen ſie, daß das Feuer ſie ſchon umkreiſte. Die Alte ſchrie, als ſie die Flammen kommen ſah:
„Ach, meine Tochter, warum verbrennſt du uns? Jetzt, Alter, müſſen wir verbrennen! Ach, meine Tochter, warum verbrennſt du uns? Ich habe keinen Zorn. Ich habe nichts über dich geſagt. Was ſoll ich denn von dir erzählt haben? Verdirb mich nicht!"
Darauf erſtieg ſie den hohen Baum. Das Feuer war ſtark.

Es kam ſeinen Weg daher. Zwar erreichte es ſie nicht mehr, aber die Hitze drang bis zu ihr.
So fielen ſie beide verbrannt herab und wurden von den Flammen verzehrt.

50. Wettflug zwiſchen Storch und Kolibri

Man erzählt, daß der Kolibri ſich zum Maguary-Storch geſellte.
„Schwager, wir wollen um die Wette fliegen!“ ſagte er zu ihm.
„Vorwärts! Aber haſt du denn auch Kraft zum Fliegen?“ antwortete ihm dieſer.
„Ich habe Kraft.“
„Das werden wir ſehen. Wann ſoll es denn ſein?“
„Morgen früh.“
„Gut! Ich warte auf dich.“
Am anderen Morgen kam der Kolibri und geſellte ſich zum Maguary.
„O, Schwager, was gibt's Neues?“
„Nichts von Bedeutung.“
„So wollen wir anfangen!“
Man ſagt, daß alsdann der Maguary den Kolibri fragte:
„Wer fliegt zuerſt? Gehe du; ich komme nach.“
Der Kolibri flog alſo davon und verſchwand. Dann machte ſich der Maguary auf. Kaum war der Kolibri bis in die Mitte des Fluſſes gekommen, da ermüdete er, fiel herab und trieb auf dem Waſſer dahin. Gleich darauf kam der Maguary.

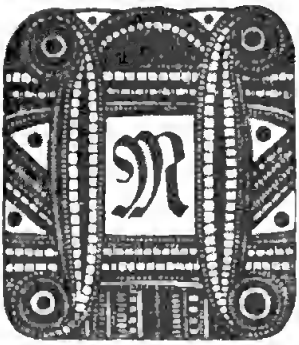


„O, Schwager, was gibt's Neues?"
„Nichts von Bedeutung. Ich bin müde."
„Siehst du's?"
„O, Schwager, laß mich dein Steuer ergreifen!"
„Einverstanden! Setze dich auf meine Beine!"
Da stieg der Kolibri auf seine Beine.
„Nun vorwärts, Schwager!"
Man sagt, daß sie weiterflogen und mit Sonnenuntergang an das andere Ufer des Flusses kamen.

51. Was die Äffchen sagen

Die Schwarzmäuler schlafen, dicht aneinander gekauert, auf den Blättern der Yauary-Palme. In Gewitter- und Regennächten wimmern und schreien die Jungen vor Kälte. So geht es auch den Mutteraffen. Die Väter sagen dann: „Morgen machen wir unser Haus." Ein anderer antwortet: „Ja, morgen." — Wenn es wieder Morgen wird, sagen sie: „Wollen wir unser Haus bauen?" Der eine antwortet: „Ich will erst noch ein bißchen essen." Andere antworten: „Ich auch." Andere sagen: „Ich auch." Alle gehen fort und denken nicht mehr daran, das Haus zu bauen. Wenn sie aber beim Schlafen sind, und der Regen kehrt wieder, dann denken sie daran und sagen: „Wir müssen unser Haus bauen." Eines Tages werden sie Häuser bauen. —
So machen es auch die Menschen.

52. Der Kurupira und die Frau



an erzählt, daß ein Mann von ſeiner Frau einen kleinen Sohn hatte. Eines Tages ging der Mann jagen und begegnete dem Kurupira. Dieſer tötete ihn, öffnete ihm den Leib und nahm die Leber heraus! Dann zog er ihm Hoſe und Hemd aus und bekleidete ſich damit. So verkleidet, ging er zu der Frau des Toten und rief:

„Alte! Alte! Wo biſt du?“

„Hier bin ich,“ antwortete dieſe.

Er trat in das Haus, und da ſie ihn nicht anſchaute, dachte ſie, es ſei ihr Gatte.

„Hier bin ich. Ich bringe gutes Fleiſch. Bereite es mir zu!“

Mit dieſen Worten zog er die Leber ihres Gatten hervor und gab ſie ihr. Sie briet ſie und, nachdem ſie Maniokmehl geholt hatte, ſetzte ſie ſich mit dem Kind zum Mahle nieder. Auch der Kurupira ſetzte ſich auf die Matte und ſprach: „Wir wollen eſſen!“

Sie aßen zuſammen. Dann ſagte der Kurupira:

„Jetzt will ich ſchlafen. Bring mir den Sohn, daß er bei mir ſchläft!“

Der Kurupira legte ſich ſogleich in die Hängematte. Die Frau brachte ihm den Sohn. Während jener ſchlief, betrachtete ſie ihn aufmerkſam. Dann ſagte ſie:

„Das iſt nicht mein Mann! Das iſt nicht mein Mann! Das iſt der Kurupira!“

Sofort packte ſie ihre Sachen in einen Tragkorb, nahm ihren Sohn und legte jenem an ſeiner Stelle einen Mörſer an die Bruſt. Dann lud ſie den Korb auf den Rücken, nahm das Kind in eine Tragbinde an die Bruſt und machte ſich davon. Gleich darauf erwachte der Kurupira. Er erhob ſich, ging hinaus und ſagte:

„Ah, dieſes Weib hat mich betrogen!"
Sofort machte er ſich auf die Suche, indem er ſchrie:
„Alte! Alte! Wo biſt du?"
Die Frau ſah den Kurupira auf ihrer Spur gehen und floh vor ihm. Sie lief und ſtieg auf den hohen Aſt eines Mambui-Baumes. Dort blieb ſie, ohne einen Laut von ſich zu geben. Sie ſah den Kurupira unten kommen und hörte ihn rufen:
„Alte! Alte! Wo biſt du?"
Ein Uakurau, der auf einem Aſt des Baumes ſaß, ſang:
„Mambui! Mambui!"
Der Kurupira dachte, er ſänge nur, und da er die Frau nicht ſah, kehrte er um. Als die Frau den Kurupira umkehren ſah, ſtieg ſie ſofort herab und lief in den Wald hinein. Man erzählt, daß der Kurupira ſagte:
„Dieſes Weib hat mich betrogen!"
Er kehrte wieder um und lief hinter ihr her, indem er rief:
„Alte! Alte! Wo biſt du?"
Da eilte die Frau zu einem großen Baumſtamm, der ein großes Loch hatte, aus dem die Kröte Kunauaru hervorſprang.
„Ach, Kunauaru," ſagte ſie, „befreie mich, bitte, von dem Kurupira!"
Man erzählt, daß die Kröte von dem Harz ihres Körpers ein Seil machte, an dem die Frau durch das Loch des Baumes emporſtieg. Der Kurupira kam und rief:
„Alte! Alte! Wo biſt du?"
Der Kunauaru ſagte:
„Hier iſt ſie."
Man ſagt, daß die Frau die Kröte bat, den Kurupira nicht hinaufſteigen zu laſſen.
„Fürchte dich nicht! Ich will ihn töten," antwortete darauf der Kunauaru. Er ſtrich ſofort ſein Harz auf den Stamm des Baumes, und als der Kurupira ſich gegen den Baum lehnte, blieb er daran kleben, ſo daß er ſtarb.
Darauf ſtieg die Frau mit ihrem Sohn herab und lief nach Hauſe.

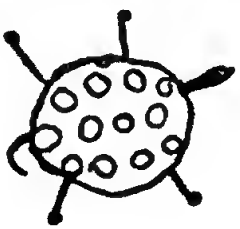
53. Die Schildkröte und das Feſt im Himmel

Im Himmel feierte man ein Feſt, zu dem die Schildkröte und der Aasgeier eingeladen waren. Sie ſchlug ihm eine Wette vor, wer zuerſt dorthin kommen würde. Der Aasgeier nahm die Wette an und packte den Mundvorrat für die Reiſe in einen Tragkorb. In der Nacht kamen ſie überein, daß die Abreiſe am frühen Morgen vor ſich gehen ſollte und gingen dann ſchlafen. Als die Schildkröte ſah, daß der Aasgeier ſchlief, kroch ſie in ſeinen Tragkorb und verſteckte ſich unter den Mundvorrat. Vor Tagesanbruch brach der Aasgeier auf und kam zum Himmel, wo er ſeinen Tragkorb ſtehen ließ und fortging, um zu ſehen, was es beſonderes gäbe. Da benutzte die Schildkröte die Gelegenheit, kam aus dem Tragkorb heraus und ging ebenfalls ſpazieren. Später, als der Aasgeier ſchon müde war, auf die Schildkröte zu warten, begegnete er ihr und ſprach: „Endlich alſo kommſt du?“

„Nein,“ antwortete ſie, „ich bin ſchon lange da!“

Dieſe Wette hatte er alſo verloren. Als das Feſt zu Ende war, ſchlug der Aasgeier eine andere Wette vor: „Laß uns jetzt wetten, wer zuerſt wieder hinabkommt!“

„Gut!“ antwortete die Schildkröte, und ſie machten ſich auf. Die Schildkröte ließ ſich fallen, während der Aasgeier flog. Als die Schildkröte ſich der Erde näherte, ſah ſie einen großen Felſen unter ſich, auf den ſie fallen mußte. Da ſchrie ſie laut: „Geh aus dem Weg, Fels, ſonſt zerſchmettere ich dich!“ Der Fels ging beiſeite, und die Schildkröte ſchlug heftig auf die Erde auf, wodurch ſich ihre Bruſt abplattete und ihre Schale ſpaltete, wie wir es noch heute ſehen.



54. Die Schildkröte und der Mensch

Die Schildkröte saß in ihrer Höhle und spielte Flöte. Die Leute, die vorübergingen, lauschten. Einer sagte: „Ich will diese Schildkröte fangen!“ Er trat vor die Höhle und rief: „Schildkröte!“ — Diese antwortete: „U!“ Der Mann sagte: „Komm heraus, Schildkröte!“ — Wohl, hier bin ich; ich komme schon!“ — Die Schildkröte kam heraus. Der Mann faßte sie und trug sie nach Hause. Dort steckte er sie in einen Kasten.

Am anderen Morgen sagte der Mann zu seinen Kindern: „Jetzt laßt die Schildkröte nicht heraus!“ — Er ging nach der Pflanzung. Die Schildkröte aber blies ihre Flöte in dem Kasten. Die Kinder hörten es und kamen zu lauschen. Da schwieg die Schildkröte. Darauf sagten die Kinder: „Flöte, Schildkröte!“ — Da antwortete die Schildkröte: „Ihr findet das schön. Wie würdet ihr euch erst wundern, wenn ihr mich tanzen sähet!“ — Die Kinder öffneten den Kasten, um die Schildkröte tanzen zu sehen. Die Schildkröte tanzte im Zimmer herum: tum-tum-tum-tum-tum-tum-tum-tum-tum-tein! Da bat die Schildkröte die Kinder, daß sie ihre Notdurft verrichten dürfe. Die Kinder sagten zu ihr: „Gehe, Schildkröte, jetzt fliehe aber nicht!“ — Die Schildkröte ging hinter das Haus, lief und versteckte sich im Walde. Ein Kind sagte: „Was wird es nun geben? Was werden wir unserm Vater sagen, wenn er kommt? Wir wollen einen Stein bemalen wie den Schild der Schildkröte; sonst wird er uns schlagen, wenn er kommt!“ — So taten sie.

Abends kam der Vater und sagte: „Stellt den Topf aufs Feuer, damit wir der Schildkröte die Schale abziehen!“ — Der Vater legte den bemalten Stein in den Topf und meinte, es sei die Schildkröte. Darauf sagte er zu den Kindern: „Bringt die Teller, damit wir die Schildkröte essen!“ — Die Kinder brachten sie. Der Vater zog die Schildkröte aus

dem Topf, und als er sie auf die Schüssel legte, zerbrach diese. Da sagte er zu den Kindern: „Habt ihr die Schildkröte fliehen lassen?“ — Sie sagten: „Nein!“ — Als sie dies sagten, blies die Schildkröte auf ihrer Flöte. Als der Mann das hörte, sagte er: „Ich will sie wieder fangen.“ — Er ging und rief: „Schildkröte!“ — Diese antwortete: „U!“ — Der Mann ging in den Wald, um sie zu suchen, und rief: „Komm, Schildkröte!“ — Er rief auf der einen Seite, und die Schildkröte antwortete auf der anderen. Der Mann wurde es müde, kehrte zurück und ließ sie gehen.

55. Die Schildkröte und der Riese

Die Schildkröte saß in einem Baumloch und spielte auf ihrer Flöte. Der Riese hörte es und sagte: „Dies ist niemand anderes als die Schildkröte. Ich will sie fangen.“ — Er ging an das Loch. Die Schildkröte spielte ihre Flöte: fing-fing-fing-kulo-fong-fing! Der Riese rief: „Schildkröte!“ — Diese antwortete: „U!“ — „Komm, Schildkröte, wir wollen unsere Kraft erproben!“ — Die Schildkröte antwortete: „Wir wollen uns messen, da du es so willst!“

Der Riese ging in den Wald, schnitt eine Liane ab und brachte sie an das Ufer des Flusses. Dann sagte er zur Schildkröte: „Wir wollen es versuchen, Schildkröte, du im Wasser, ich auf dem Lande!“ — Die Schildkröte sagte: „Gut, Riese.“ — Die Schildkröte sprang ins Wasser mit der Liane und band sie an den Schwanz eines großen Fisches. Dann ging sie heimlich ans Land und verbarg sich im Walde. Der Riese zog an der Liane. Der Fisch zog auch und schleppte den Riesen an dem Hals bis ins Wasser. Der Riese zog wieder, als wollte er den Schwanz des Fisches an das Land ziehen. Der Fisch zog wieder und riß den Riesen am Halse bis ins Wasser. Die Schildkröte sah es vom Walde aus

und lachte. Als der Rieſe ſchon müde war, ſagte er: „Es iſt genug, Schildkröte!“ — Die Schildkröte lachte, ſprang ins Waſſer und löſte die Liane vom Schwanze des Fiſches. Dann ging ſie ans Land. Der Rieſe fragte ſie: „Biſt du müde, Schildkröte?“ — Dieſe antwortete: „Nein, wovon ſoll ich müde ſein?“ — Da ſagte der Rieſe: „Jetzt weiß ich es ſicher, daß du mehr Mannes biſt als ich. Ich ziehe fort, lebe wohl!“

56. Wettlauf zwiſchen Schildkröte und Hirſch

Eine kleine Schildkröte wollte ihre Verwandten beſuchen und begegnete einem Hirſch. Dieſer fragte ſie: „Wohin gehſt du?“ — Die Schildkröte antwortete: „Ich gehe, meine Verwandten einzuladen, damit ſie meine große Jagdbeute, den Tapir, holen.“ — Der Hirſch ſprach: „Du haſt alſo einen Tapir getötet? Gehe, rufe alle deine Leute! Ich bleibe hier, um ſie alle zu ſehen.“ — Die Schildkröte aber antwortete: „Dann gehe ich nicht. Ich will wieder zurückkommen, wenn der Tapir verfault iſt, um aus einem ſeiner Knochen eine Flöte zu machen. Es iſt gut, Hirſch, ich gehe.“ — Da ſprach der Hirſch: „Du haſt den Tapir getötet; jetzt will ich ſehen, ob du mit mir um die Wette laufen kannſt.“ — Die Schildkröte antwortete: „Dann erwarte mich hier! Ich gehe, den Weg zu ſehen, den ich zu laufen habe.“ — Der Hirſch ſagte: „Wenn du auf der anderen Seite läufſt, und ich rufe, dann antworteſt du!“ — Weiter ſprach er zu ihr: „Jetzt gehe und eile dich; ich will deine Tüchtigkeit ſehen!“ — Die Schildkröte antwortete: „Warte noch ein wenig; laß mich auf die andere Seite gehen!“

Sie ging dorthin und rief alle ihre Verwandten. Sie ſtellte ſie alle längs des Ufers des kleinen Fluſſes auf, um dem

dummen Hirſch zu antworten. Dann ſprach ſie: „Hirſch, biſt du bereit?“ — Der Hirſch antwortete: „Ich bin bereit.“ — Die Schildkröte fragte: „Wer läuft zuerſt?“ — Da lachte der Hirſch und ſprach: „Elende Schildkröte, du läufſt zuerſt.“ — Die Schildkröte lief nicht, täuſchte den Hirſch und blieb am Ende der Laufbahn. Der Hirſch war ſehr zuverſichtlich, da er ſich auf ſeine Beine verließ. Die Verwandte der Schildkröte rief dem Hirſch zu. Der Hirſch antwortete von hinten: „Hier gehe ich, elende Schildkröte, aus dem Walde.“ — Der Hirſch lief, lief, lief; darauf ſchrie er: „Schildkröte!“ — Die Verwandte der Schildkröte antwortete immer vor ihm. Der Hirſch ſagte: „Siehe, ich gehe, Elende!“ — Der Hirſch lief, lief, lief und ſchrie: „Schildkröte!“ Die Schildkröte antwortete immer vor ihm. Der Hirſch ſagte: „Ich will erſt Waſſer trinken.“ — Da aber ſchwieg der Hirſch. Die Schildkröte rief, rief, rief. Niemand antwortete ihr. Dann ſagte ſie: „Es iſt möglich, daß jener Elende ſchon geſtorben iſt; laßt mich ihn erſt noch ſehen!“ — Sie ſagte zu ihren Verwandten: „Ich gehe langſam, um ihn zu ſehen.“ — Als die Schildkröte vom Flußufer wegging, ſagte ſie: „Ich bin nicht einmal geſchwitzt.“ — Der Hirſch aber antwortete ihr nicht. Als die Begleiter der Schildkröte den Hirſch ſahen, ſagten ſie: „Wirklich, er iſt ſchon tot!“ — Die Schildkröte ſagte: „Wir wollen ihm den Knochen herausziehen!“ — Die übrigen fragten: „Warum willſt du das?“ Die Schildkröte antwortete: „Damit ich jederzeit darauf flöten kann. Jetzt gehe ich fort von hier bis auf einen anderen Tag.“

57. Schildkröte und Tapir

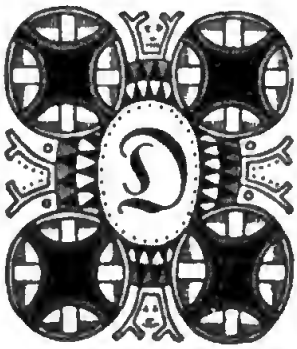
Die Schildkröte ist ein guter Mann, nicht bösartig.
Eines Tages befand sie sich unter einer Taperewa, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Da kam ein Tapir und sagte zu ihr: „Geh weg da, Schildkröte, mache dich fort von hier!“
Die Schildkröte antwortete: „Nein, ich werde nicht weggehen, denn das ist mein Baum!“
„Geh weg, Schildkröte, sonst trete ich dich unter die Füße!“
„Immer zu! Ich will sehen, ob du allein ein Mann bist.“
Der verfluchte Tapir trat die Schildkröte unter seine Füße und stampfte die Unglückliche in den Kot. Dann ging er weg.
Die Schildkröte sagte bei sich: „Warte nur, Verfluchter! Wenn die Regenzeit da ist, werde ich wieder herauskommen. Dann will ich dir folgen, bis ich dich treffe, und du sollst mir dafür büßen, was du mir jetzt angetan hast!“
Als die Regenzeit kam, wurde die Schildkröte frei und machte sich auf die Suche nach den Spuren des Tapirs. Sie fand eine Spur und fragte sie: „Wie lange ist es her, daß dein Herr hier vorübergekommen ist?“
Die Spur antwortete: „Es ist schon eine geraume Zeit her,“ und die Schildkröte ging weiter.
Einen Monat später begegnete sie einer anderen Spur und fragte sie: „Wie lange ist es her, daß dein Herr dich getreten hat?“
Die Spur antwortete: „Es ist schon recht lange her.“
Die Schildkröte ging weiter. Nach Verlauf von einem Monat begegnete sie einer anderen Spur und fragte sie: „Ist dein Herr noch sehr weit?“
Die Spur antwortete: „In zwei Tagen wirst du ihm begegnen.“
„Pah!“ sagte die Schildkröte. „Ich bin überdrüssig, hinter ihm herzulaufen. Vielleicht ist er sehr weit gegangen.“

„Warum ſuchſt du ihn denn?" fragte die Spur.
„Weil ich mit ihm zu ſprechen habe," antwortete die Schildkröte.
„Dann gehe auf dieſen Flußarm zu!" ſagte die Spur. „Dort wirſt du meinen großen Vater finden!"
„Es iſt gut, ich gehe dorthin," ſagte die Schildkröte.
Als ſie an den Flußarm kam, fragte ſie ihn: „Fluß, wo iſt dein Herr?" Der Flußarm antwortete: „Ich weiß es nicht." Darauf ſagte die Schildkröte: „Warum ſprichſt du ſo zu mir?"
„Ich ſpreche ſo zu dir," ſagte der Fluß, „weil ich weiß, was mein Vater dir getan hat."
„Es iſt gut," erwiderte die Schildkröte, „ich werde ihn auch ſo bald finden. Lebe wohl, Fluß! Du wirſt mich nur mit dem Leichnam deines Vaters wiederſehen!"
„Störe ihn nicht," ſagte der Fluß, „laß ihn ſchlafen!"
„Er ſchläft alſo!" verſetzte die Schildkröte. „Oh! Jetzt bin ich ſehr zufrieden. Auf Wiederſehen, Fluß!"
Der Flußarm antwortete: „Aufgepaßt, Schildkröte! Du wirſt dich ein zweites Mal in die Erde ſtampfen laſſen!"
„Ich bin doch kein Stein, den man in den Boden tritt!" ſagte die Schildkröte. „Ich will jetzt den ſehen, der geſagt hat, er ſei ſtärker als ich. Wohlan, Fluß, ich gehe!"
Die Schildkröte ging den Fluß entlang auf der Suche nach dem Tapir und fand ihn: „Ah, da biſt du ja! Ich habe dich alſo gefunden," ſagte die Schildkröte. „Jetzt wollen wir ſehen, ob ich ein Mann bin!" Bevor ſie ſich auf ihn ſtürzte, ſagte ſie: „Das Feuer, ſo ſagt man, brennt überall!" — Damit biß ſie ſich mit aller Gewalt in das Skrotum ihres Feindes feſt. Der Tapir erwachte, und da er ſich verloren fühlte, ſchrie er: „Gnade, Schildkröte, Gnade! Laß ab von mir!"

„Ich werde nicht von dir ablaſſen," ſagte dieſe, „denn ich will deine Kraft ſehen!"

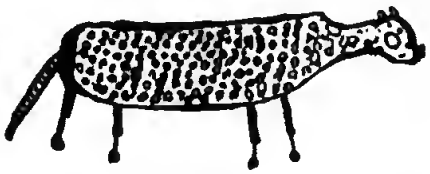
„Dann gehe ich weg," ſagte der Tapir und lief zum Flußarm, wo er nach zwei Tagen ſtarb.
Die Schildkröte ſchrie: „Nun wohl! Habe ich dich getötet, ja oder nein? Jetzt werde ich meine Verwandten rufen, damit wir dich eſſen!"

58. Schildkröte und Jaguar



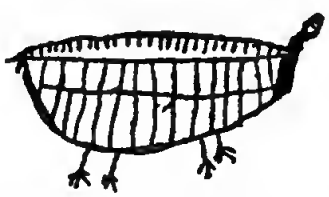
Die Schildkröte ſchrie: „Meine Verwandten, meine Verwandten! Kommt herbei!"
Der Jaguar hörte ſie, eilte herbei und fragte: „Warum ſchreiſt du ſo, Schildkröte?"
Die Schildkröte antwortete: „Ich rufe meine Verwandten, damit ſie mit mir meine große Jagdbeute, einen Tapir, verzehren!"
„Einen Tapir!" ſagte der Jaguar. „Willſt du, daß ich ihn dir zerlege?"
„Ich will es wohl," ſagte die Schildkröte. „Schneide ihn in zwei Hälften, eine für dich und eine für mich!"
„Dann geh und ſuche Brennholz!"
Die Schildkröte entfernte ſich; da ergriff der Jaguar ihr Wildbret und machte ſich davon.
Als die Schildkröte zurückkam, fand ſie nur noch die Exkremente. Sie ſchalt auf den Jaguar und ſagte: „Warte nur! Ich werde dir eines Tages ſchon begegnen!"
Die kleine Schildkröte ging und ging und ging. Nach zwei Tagen traf ſie einen Affen, der auf eine Inaja-Palme geklettert war, um Früchte zu eſſen. Sie ſagte zu ihm: „Affe, wirf mir einige Früchte herunter!"
Der Affe antwortete: „Steige herauf! Biſt du kein Mann?"
Die Schildkröte antwortete: „Ich bin gewiß ein Mann, aber ich will nicht hinaufſteigen, weil ich ermüdet bin."
„Alles, was ich für dich tun kann, das iſt, daß ich dich hierher hole," ſagte der Affe.

„So komm und hole mich!“ antwortete die Schildkröte.
Der Affe ſtieg herab, trug die Schildkröte auf den Baum und verließ ſie. Die Schildkröte blieb dort zwei Tage, da ſie nicht wußte, wie ſie wieder herunterkommen ſollte.
Da kam ein Jaguar an den Platz, ſah die arme Schildkröte auf dem Baume ſitzen und ſprach zu ihr: „Oh! Schildkröte, wie biſt du denn da hinaufgeklettert?“
„An dieſem Baumſtamm,“ erwiderte die Schildkröte.
Der Jaguar, welcher Hunger hatte, forderte ſie auf herabzuſteigen. Die Schildkröte antwortete: „Ich werde nicht herabſteigen, bevor ich alle



dieſe Früchte verzehrt habe. Wenn du davon haben willſt, ſchließe die Augen! Ich will dir ein paar hinunterwerfen.“
Der Jaguar ſchloß die Augen. Da ſprang ihm die Schildkröte auf den Kopf und tötete ihn.
Sie wartete, bis er verweſt war, zog einen Knochen heraus und machte ſich eine Flöte davon. Dann ging ſie weg, auf der Flöte blaſend und ſingend: „Der Knochen des Jaguars iſt meine Flöte, fri-fri-fri!“
Dies hörte ein anderer Jaguar. Er kam herbei und fragte die Schildkröte: „Was ſpielſt du da auf deiner Flöte?“
Die Schildkröte antwortete: „Ich ſang: ‚Der Knochen des Hirſches iſt meine Flöte, i-i!‘“
Der Jaguar erwiderte: „Das war es durchaus nicht, was ich dich flöten hörte.“
„Ziehe dich ein wenig zurück,“ ſagte die Schildkröte, „und du wirſt es beſſer hören!“
Die Schildkröte ſuchte ein Loch, ſtellte ſich an den Eingang und ſpielte auf ihrer Flöte: „Der Knochen des Jaguars iſt meine Flöte, i-i!“
Als der Jaguar ſie ſo ſpielen hörte, ſtürzte er auf ſie zu, um ſie zu faſſen. Die Schildkröte ſchlüpfte in das Loch. Der Jaguar griff hinein und faßte die Schildkröte am Bein.

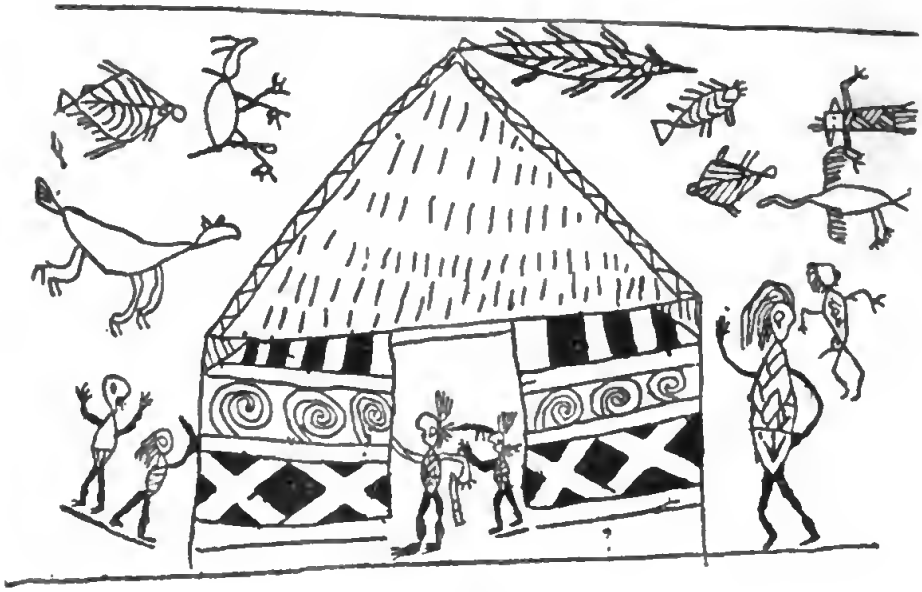
Die Schildkröte fing an zu lachen und ſagte: „Er glaubt mein Bein zu halten und hält nur eine Wurzel!“
„Das iſt gut,“ erwiderte der Jaguar und ließ das Bein der Schildkröte fahren.
Da lachte die Schildkröte von neuem und ſprach: „Es war doch mein Bein, das du hielteſt!“
Der dumme Jaguar wartete am Rande des Loches. Da kam eine Kröte. Er rief ſie an: „Oh, Kröte!“ Dieſe antwortete: „Hier bin ich!“
Der Jaguar ſagte: „Die Schildkröte hat ſich in dieſem Loche verſteckt, und ich will ſie greifen. Bleib hier und bewache ſie! Ich will eine Hacke holen, um ſie auszugraben!“



Der Jaguar ging weg.
Die Schildkröte erſchien nun am Eingang des Loches, erblickte die Kröte und rief ihr zu: „Oh, Kröte, was machſt du da?“
„Ich bin hier, um dich zu bewachen,“ ſagte die Kröte.
„Dann öffne deine Augen!“ ſagte die Schildkröte.
Die Kröte riß ihre Augen weit auf, und die Schildkröte warf ihr eine Handvoll Sand hinein. Während jene ſich die Augen rieb, verließ die Schildkröte das Loch und machte ſich davon.
Bald darauf erſchien der Jaguar mit ſeiner Hacke und fragte die Kröte: „Wo iſt die Schildkröte?“
„Sie iſt im Loch,“ antwortete die Kröte.
Der Jaguar begann zu graben, zu graben, zu graben. Das Loch war ſehr tief. Ganz ermüdet, ließ er endlich die Hacke ſinken und fragte wütend die Kröte: „Wo iſt denn die Schildkröte?“ Die Kröte antwortete: „Ich weiß es nicht.“
Da ſagte der Jaguar: „Du weißt es wohl! Du haſt ſie entwiſchen laſſen! Jetzt ſollſt du mir es büßen!“ Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich auf die Kröte und verſchlang ſie.

59. Die Entstehung des Tequendama-Falles

In längst vergangenen Zeiten, bevor der Mond die Erde begleitete, lebten die Bewohner der Hochebene von Bogota als rohe Wilde, nackt, ohne Ackerbau, ohne Gesetze und ohne Kult. Plötzlich erschien unter ihnen ein Greis, der von den Ebenen im Osten der Cordillere von Chingasa kam. Er war anscheinend von ganz anderer Rasse als die Eingeborenen, denn er hatte einen langen und dichten Bart. Er trug drei verschiedene Namen: Bochica, Nemquetheba und Zuhe. Dieser Greis lehrte die Menschen sich kleiden, Hütten bauen, die Erde bearbeiten und in Gemeinschaft leben. Er führte mit sich eine Frau, die ebenfalls drei Namen hatte: Chia, Yubecayguaya und Huythaca. Diese Frau war von seltener Schönheit, aber von außerordentlich bösem Charakter. Sie widersetzte sich ihrem Gatten in allem, was er zum Heil der Menschheit unternahm. Durch ihre Zauberkunst ließ sie den Fluß Funzha anschwellen, so daß seine Wasser das ganze Tal von Bogota überschwemmten. Durch diese Flut gingen die meisten Bewohner zugrunde; nur einige retteten sich auf die Gipfel der umliegenden Berge. Der erzürnte Greis jagte die schöne Huythaca weit von der Erde. Sie wurde der Mond, der seit dieser Zeit unsere Erde während der Nacht zu erleuchten begann. Bochica hatte nun Mitleid mit den Menschen, die auf den Gebirgen zerstreut waren. Er zerbrach mit mächtiger Hand die Felsen, die das Tal auf der Seite von Canoas und Tequendama verschlossen, und ließ durch diese Öffnung die Gewässer des Sees von Funzha ausströmen. Dann vereinigte er von neuem die Völker in dem Tal von Bogota, baute Städte, führte den Sonnenkult ein, ernannte zwei Oberhäupter und teilte unter sie die priesterliche und weltliche Macht. Er selbst zog sich unter dem Namen Idacanzas zurück in das heilige Tal von Iraca nahe bei Tunja, wo er unter den strengsten Bußübungen während der Dauer von 2000 Jahren lebte.



60. Isi

Die Alten erzählen, daß im Anfang unserer Zeit am Rio Caiary eine große Menge Weiber erschien, begleitet von altersschwachen Männern, durch die sie keine Kinder bekommen konnten. Sie waren traurig, weil sie voraussahen, daß die Menschheit auf diese Weise aussterben würde.

Eines Tages erschien ein Zauberer bei ihnen und sprach:

„Ihr seid traurig?"

„Ja, wir sind traurig, weil die Männer so altersschwach sind. Sie taugen nichts, trotzdem sie Kangeruku getrunken haben."

„Seid nicht mehr traurig! Ihr werdet noch Nachkommenschaft haben!"

„Wie? Wie?!" riefen sie.

Sie wurden fröhlich.

„Ihr werdet es schon erfahren," antwortete der Zauberer. „Nehmet zunächst ein Bad!"

Singend eilten sie zum Fluß und begannen zu baden.

Als sie aus dem Wasser stiegen, sprach der Zauberer zu

ihnen: „Jetzt werdet ihr Kinder bekommen, denn die große Schlange hat euch schon alle geschwängert.“
Die Monde vergingen, und an einem und demselben Tag erschienen alle Kinder. Die jüngste Frau bekam die schönste Tochter. Das Kind wuchs heran und wurde immer schöner, und alle Jünglinge wollten sie heiraten. Eines Tages ging sie durch den Wald und traf einige Affen, die Uaku-Früchte aßen.
„Diese Früchte sind sehr gut zum Essen,“ sagte sie.
„Willst du davon haben?“ fragte sie der Uaku.
„Ja,“ antwortete sie.
Die Affen warfen ihr Früchte zu, und sie kostete eine.
„Das schmeckt gut!“
Sie sammelte eine Menge und aß viele, so daß ihr die Brühe aus dem Mund über die Brust lief, bis sie zu dem „Weg der Kinder“ kam.
Die Monde vergingen ohne Zeichen ihrer Jungfräulichkeit, aber ihr Leib schwoll an. Da fragten sie die Jünglinge: „Mit wem hast du dich eingelassen?“
Sie fragten, weil sie den Vater ihres Kindes töten wollten.
„Du hast uns nicht gewollt, aber jetzt werden wir dich töten, wenn du uns nicht erzählst, wer dich in diesen Zustand gebracht hat!“
Das Mädchen antwortete:
„Ich weiß nicht, wer es war. Ich habe nur Uaku-Früchte gegessen.“
„Wirklich? Was machen wir nun?“
Nach einigen Monaten gebar sie einen Sohn.
In einer Nacht, als sie schlief, verschwand ihr Sohn. Sie weinte bitterlich und suchte ihn überall, konnte ihn aber nicht finden. Da kam sie auch zu dem Stamm des Uaku und hörte ein Kind weinen. Sie suchte nach ihm, fand es aber nicht. Sie verbrachte die Nacht schlafend am Stamme des Uaku. Als sie des Morgens erwachte, fand sie ihre Brüste leer. Das Kind hatte die ganze Nacht, während sie schlief, an ihr getrunken.

Jeden Tag hörte ſie das Kind weinen, bis die Nacht kam, und jeden Morgen waren ihre Brüſte leer, weil das Kind ſie ausgetrunken hatte. So ging es Tag für Tag.
Ein Jahr ſpäter weinte das Kind nicht mehr, und ihre Brüſte trockneten aus. Darauf hörte ſie das Kind ſcherzen, lachen und hin und her laufen, ohne daß ſie ſah, wer da ſpielte.
Die Zeit ging dahin.
Eines Tages erſchien ihr Sohn, der ſchon Mann geworden war, und Feuer ging aus ſeinen Händen und Haaren.
„Mutter, hier bin ich! Laß uns nach Hauſe gehen!“ Alle Leute freuten ſich und liefen hin zu ihm, und die Alten kamen, ihn zu ſehen.
Die Zauberer kamen, bliesen ihn an und gaben ihm den Namen Iſi, d. h. „du biſt aus der Frucht entſtanden“.
Das Volk ſprach: „Dieſer ſoll unſer Häuptling ſein! Wir wollen ihn als Häuptling haben!“
Er antwortete: „Ich kann euer Häuptling nicht ſein, weil ich noch nicht den Stein Nanacy habe. Er befindet ſich auf dem Gebirge der Mondſichel.“
Man ſagt, daß die Sonne ihm ein Säckchen voll Zauberſachen gab. Sie ſagte zu ihm: „Da haſt du es, mein Sohn! Alles, was du machen willſt, wirſt du hier drinnen finden. Wo ich hinkomme, da wirſt du auch hinkommen, und alle werden auf dich hören.“
Man erzählt, daß die Weiber nach dem Gebirge gehen wollten, um den Stein des Häuptlings zu ſuchen. Die Männer wollten es ebenfalls. Da ſagten die Zauberer:
„Die Weiber können dieſen Stein nicht ergreifen.“
Da begannen alle zu ſtreiten.
Iſi zog nun aus dem Säckchen einen kleinen Topf und ſetzte ihn aufs Feuer, um Pech zu ſieden. Als es zu kochen begann, kamen aus dem Rauch Fledermäuſe hervor. Dann kamen Nachtſchwalben, Käuzchen, Eulen und andere Nachtvögel.
Darauf kamen heraus andere Vögel, wie Schwälbchen, dann kleine Geier. Als der Königsgeier herauskam, packte ihn Iſi

und ſprach zu ihm: „Bring mich nach dem Gebirge der Mondſichel, und wenn du mich zurückbringſt, werde ich dich freilaſſen.“
Der Geier brachte Iſi nach dem Gebirge des Mondes.
Als er auf den Gipfel des Gebirges kam, fand er dort den Mond ſitzen. Dieſer ſprach zu ihm:
„Nimm deinen Stein! Empfange deine Würde, mit der du Herrſcher deines Volkes ſein ſollſt. Verſammele dein Volk und laß es faſten. Ich will dich lehren, wie du dein Volk regieren ſollſt. Wer auf deine Worte nicht hört, den töte! Jetzt gehe weg!“
Iſi ging weg, und als er zurückgekommen war, entließ er den Geier.
Man ſagt, daß er nach ſeiner Rückkehr die Alten und die Zauberer zuſammenrief und ihnen alles erzählte, was ihm der Mond geſagt hatte, und ſie bat, nichts auszuplaudern. Dann verließ er ſie.
Die Weiber wollten gern wiſſen, was Iſi geſagt hatte und ſuchten die Alten zu verführen. Bei Einbruch der Nacht machten ſich die hübſcheſten Mädchen zu den Alten in die Hängematten und taten ihnen ſchön, damit ſie erzählten.
Die Alten ſchliefen ermüdet, und als ſie des Morgens erwachten, ſahen ſie niemand.
„Ich träumte!“ ſagte einer.
„Ich auch! Ich auch!“ riefen die anderen.
Da nun die Weiber alles wußten, was Iſi geſagt hatte, gingen ſie daran, Häuptlinge zu machen. Die Männer begehrten es ebenfalls. Von den Alten, die geplaudert hatten, verbrannte Iſi einen und ſtreute ſeine Aſche in den Wind. Da kamen daraus hervor Skorpione, Tokandyra-Ameiſen und andere Sachen, die Schmerz bereiten, auch giftige Pflanzen, wie Curare. Einen anderen verwandelte er in eine Kröte; einen anderen in eine Schlange.
Iſi erſchien wieder, ordnete Faſten an, geißelte Männer und Weiber und lief hinter einer Frau her, die das Geheimnis enthüllte.

Er forderte ſie auf, ſeine Worte nicht weiter zu verbreiten, vereinigte ſich mit ihr und tötete ſie alsdann.
Darauf veranſtaltete er ſein großes Feſt, verſammelte vier Alte und verbot den Weibern, etwas davon zu ſehen und zu hören.
Er gab neue Befehle und ſagte zu ihnen:
„Alle Weiber, die mein Geheimnis zu wiſſen begehren, werden ſterben. Alle Männer, die es ausplaudern, werden ſterben. Ihr könnt es den Jünglingen erzählen, aber nicht den Kindern.“
Nachdem er dies geſagt hatte, weinte er.
Die neugierigſten unter den Weibern wünſchten das Geheimnis zu erfahren und gingen hin, um zu lauſchen.
Als er mit ſeiner Rede zu Ende war, ſtarben ſie alle und verwandelten ſich in Steine.
Iſi weinte, weil ſeine Mutter auch gelauſcht hatte und geſtorben war. Darauf tanzte er, um ſeine Häuptlingsſchaft und ſeine neue Würde zu feiern. Dann ging er zum Himmel, nachdem er einige Male durch den Wald gewandelt war.
Die Jahre vergingen.
Eines Tages waren einige Jünglinge unter dem Uakubaum, als ein Zauberer kam und zu ihnen ſprach:
„Jünglinge, ihr ſollt faſten! Wenn ihr es nicht tut, freſſe ich euch auf!“
Man erzählt, daß ſie nicht faſten wollten. Da erſchien eines Tages der Zauberer, packte ſie und verſchlang alle.
Die Eltern der Jünglinge ergrimmten über den Zauberer. Sie ließen Kaſchiri bereiten und luden den Zauberer dazu ein. Der Zauberer kam, und ſie tranken an dieſem Tag. Er betrank ſich bis zur Bewußtloſigkeit. Als die Alten ihn betrunken ſahen, ſagten ſie:
„Wir wollen Feuer machen und ihn verbrennen, damit wir uns rächen!“
Darauf, ſo erzählt man, warfen ſie den Zauberarzt ins Feuer. Er verbrannte und zerfiel in Aſche.
In der Nacht erſtand aus ſeiner Aſche die Paſchiuba-Palme,

und als ſie des Morgens kamen, ſahen ſie die wiedererſtandene Aſche, und ſie riefen aus:
„Wie iſt aus der Aſche des Zauberers die Paſchiuba entſtanden?“
Die Palme wuchs, und ihre Blätter berührten den Himmel, und durch ihr Mark ſtieg die Seele des Zauberers in Geſtalt eines Eichhorns empor.
Die Alten, die wußten, daß die Seele des Zauberers an der Paſchiuba emporgeſtiegen war, ſchlugen den Baum um, und als er zu Boden ſtürzte, ſagten ſie:
„Jetzt kommt ſeine Seele nicht mehr!“

61. Das Haus der Jungfrauen

Man ſagt, daß es in früheren Zeiten am Anaua, am Caiary Jungfrauen gab, die die heiligen Geräte hüteten.
Man ſagt, daß einmal eine dieſer Jungfrauen geflohen ſei, um ſich einen Mann zu verſchaffen. Als ſie in den Wald gekommen war, und die Nacht anbrach, ging ſie ſchlafen. Gegen Morgen weinte ſie. Da hörte ſie Männer ſprechen. Einer von ihnen ſagte:
„Ich werde mich nicht verheiraten; vielleicht aber begegne ich einem ſchönen Mädchen, dann werde ich ſie heiraten.“
Darauf trafen ſie die Jungfrau. Er ſah ſie und fand ſie ſchön, und auch ſie fand Gefallen an ihm.
Der Mann ſagte zu ihr:
„Willſt du mich heiraten?“
Das Mädchen antwortete: „Ich will es.“
Darauf nahm er ſie mit in ſein Land.
Jener Mann gehörte dem Volke der Agamis an.
Die Eltern verheirateten ihn, und nach der Hochzeit gingen ſie im Flüßchen baden. Dort fanden ſie das Kraut des Agami. Mit dieſem rieben ſie den Körper ein und wuſchen ſich. Man ſagt, daß ſie ſich alsdann beide in Agamis (Trom-

petervögel) verwandelten. Darauf fühlte ſie, daß ſie Eier hatte, und ihr Leib ſchwoll an, ſo daß ſie nicht mehr gehen konnte. Man erzählt, daß die Frau ſagte:

„Das ſind keine Eier, das ſind vielleicht Kinder.“

Einige Monate ſpäter brachte ſie zwei Kinder zur Welt, ein Mädchen und einen Knaben.

Die Kinder wuchſen heran. Der Knabe war kräftig, und man ſagt, daß er es liebte, mit dem Pfeil zu ſchießen, ſo daß ſeine Mutter zu ihm ſagte:

„Mein Sohn, in einiger Zeit wirſt du Agamis ſchießen.“

Die Mutter ſah die Kinder niemals, wenn ſie ſchliefen. Eines Nachts jedoch ſah ſie ſie. Sie blickte auf ihre Kinder und erſchrak. Die Kleine, ſagt man, hatte ſieben Sterne auf der Stirn, und der Knabe trug andere Sterne, wie eine Schlange gewunden, auf dem Körper.

Die Mutter blieb erſchrocken und rief ihren Gatten, daß er die Kinder ſähe. Der Vater kam und erſchrak ebenfalls. Er ſprach:

„Ich bin doch ein Vogel; wie kommt es, daß ich Kinder habe?“

Darauf, ſo erzählt man, ging er zu den Zauberärzten und ſprach zu ihnen:
„Wer will mir dies erklären: ich bin ein Vogel, und mein Weib hat Kinder?“
Die Zauberärzte antworteten:
„Das ſind ebenſo deine Kinder. Als du mit deinem Weibe zuſammenwarſt, ſchaute ſie auf die Sterne, und daher fielen die Sterne auf die Kinder.“
Während der Vater mit den Zauberärzten ſprach, und auch die Mutter ausgegangen war, ergriff der Knabe ſeine Pfeile und ſeinen Bogen und ging auf die Jagd. Er traf Agamis und tötete alle. Nachdem ſie alle tot waren, kamen andere, und er tötete auch dieſe. Dann ging er heim. Darauf kam die Mutter. Er ſagte zu ſeiner Mutter:
„Mutter, ich habe alle Agamis getötet. Willſt du ſie ſehen?“
„Vorwärts!“
Als ſie hinkamen, ſah ſie, daß der Kleine ſeinen Vater und alle Zauberärzte getötet hatte.
Da ſagte die Mutter zu ihm:
„Mein Sohn, du haſt deinen Vater und die Zauberärzte getötet. Jetzt gibt uns niemand den Unterhalt. Du haſt uns ſehr geſchädigt.“
Darauf, ſo erzählt man, antwortete der Knabe:
„Mache dein Herz nicht traurig, Mutter! Dafür bin ich da, daß ich dir geben werde, was dir fehlt.“
Darauf machten ſie ſich auf nach dem Lande der Großeltern. Auf dem Weg ſagte ſie zu ihrem Sohn:
„Mein Sohn, wie werden wir in das Land deines Großvaters kommen? Als ich damals von dort wegging, hatte ich noch keine Kinder, war ich noch Jungfrau. Jetzt wird mich dein Großvater wieder in das Weiberhaus ſperren wollen, in jenes finſtere Haus, damit ich die Männer nicht kennen lerne.“
„Beruhige dich, Mutter! Laß mich nur machen! Wenn ich dorthin komme, mache ich ein Ende mit dieſen Sachen.“
Als ſie in das Land des Großvaters kamen, ergriff dieſer

kleine Knabe einen großen Felsen und warf ihn auf das Haus, so daß es ganz platt gedrückt wurde. Alle Frauen, die darin waren, flohen. Durch seine eigene Schwere bohrte sich der Fels tief in die Erde.
Als der Großvater dies sah, erfaßte ihn Furcht vor dem Knaben, und alle Häuptlinge und das ganze Volk fürchteten sich.
Darauf, so erzählt man, sprach ein Häuptling:
„Ich werde dich lieben mein ganzes Leben lang, nur wünsche ich von dir, daß du wiederherstellst, was du zerstört hast, wie es vorher war."
Darauf erwiderte der Knabe dem Häuptling:
„Ich wünsche ebenfalls alle Dinge wieder an ihrem Platz zu sehen."
Damit ergriff er den großen Felsen und legte ihn wieder an seinen Platz. Sie blieben nun wohl aufgehoben in dem Lande ihrer Verwandten.
Darauf, so sagt man, begann das Mädchen zu kränkeln, weil sie keinen Mann hatte.
Da sprach der Knabe zu seiner Mutter:
„Gib mir meine Schwester, damit ich sie wegführe und heile, denn nur ich weiß, wo das Heilmittel für sie ist!"
Also führte der Bruder sie weg zum Himmel, da er nicht wünschte, daß sie heiratete. Sie ist es, die wir heute dort sehen und Siusi, das Siebengestirn (Plejaden), nennen.
Als die Kinder nicht wiederkamen, ging die Mutter aus, sie zu suchen. Beim Überschreiten eines Flüßchens wurde sie von der großen Schlange verschluckt.
Der Sohn kam zurück und fand die Mutter nicht mehr. Da ging er aus, sie zu suchen.
Er zog durch alle Länder und hinterließ überall Söhne. Endlich fand er seine Mutter. Als er sie gefunden hatte, nahm er sie mit sich zum Himmel. Er ist heute jener Stern, den wir „Pino" oder „große Schlange" nennen.
Was ich hier erzählt habe, geschah in unserem Anfang, im Anfang der Welt unserer Ahnen.

phot. Koch-Grünberg

Maskentanz der Kaua / Nordwestbrasilien

62. Die erſte Paſchiuba-Palme

Vor vielen, vielen Jahren kam aus dem großen Waſſerhaus, der Heimat der Sonne, ein kleiner Knabe, der ſo wunderſchön ſingen konnte, daß viele Leute von nah und fern herbeieilten, ihn zu ſehen und zu hören. Der Knabe hieß Milomaki.

Als aber die Leute, die ihn gehört hatten, heimkehrten und Fiſche aßen, fielen ſie alle tot nieder. Da ergriffen ihre Angehörigen Milomaki, der inzwiſchen zum Jüngling herangewachſen war, und verbrannten ihn auf einem großen Scheiterhaufen, weil er ſchlecht wäre und ihre Brüder getötet hätte. Der Jüngling aber fuhr bis zu ſeinem Ende fort, wunderſchön zu ſingen, und als ſchon die Flammen an ſeinem Leib emporleckten, ſang er:

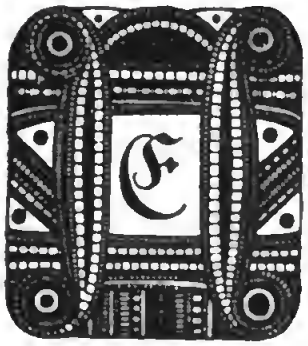
„Jetzt ſterbe ich, mein Sohn, jetzt verlaſſe ich dieſe Welt!“

Als ſein Leib von der Hitze anſchwoll, ſang er noch immer in herrlichen Tönen:

„Jetzt zerbricht mein Leib, jetzt bin ich tot!“

Sein Leib zerplatzte. Er ſtarb und wurde von den Flammen verzehrt; ſeine Seele aber ſtieg auf zum Himmel. Aus ſeiner Aſche erwuchs noch an demſelben Tage ein langes, grünes Blatt. Es wurde zuſehends größer und größer, breitete ſich aus und war am anderen Tag ſchon ein hoher Baum, die erſte Paſchiubapalme. Denn vorher gab es dieſe Palmen nicht. Die Leute aber machten aus ihrem Holz große Flöten, und dieſe gaben die wunderſchönen Weiſen wieder, die einſt Milomaki geſungen hatte. Die Männer blaſen ſie bis auf den heutigen Tag, jedesmal wenn die Waldfrüchte reif ſind, und faſten und tanzen zu Ehren von Milomaki, der alle Früchte geſchaffen hat. Die Weiber aber und kleinen Knaben dürfen die Flöten nicht ſehen, ſonſt müſſen ſie ſterben.

63. Die Falken und die Sintflut



in Mann fand auf einem Baume das Neſt eines Falken und holte ſeinen jüngeren Bruder, damit er ihm helfe, es auszunehmen. Sie machten eine Leiter, und der ältere ſtieg hinauf, während ihm der jüngere die Stangen hinaufbrachte. Während dieſer Arbeit fiel dem jüngeren irgend etwas von dem Baum auf den Kopf, und er bat die Frau ſeines Bruders, es ihm aus dem Haar herauszuſuchen. Als der ältere Bruder auf der Leiter dieſe Szene ſah, wurde er eiferſüchtig. Als nur noch wenige Sproſſen bis zu dem Neſt fehlten, ſtieg er herab und hieß ſeinen Bruder den Reſt machen. Als dann der jüngere die Leiter fertiggeſtellt hatte, ſtieg er ihm nach und hieb unter ihm die ſämtlichen Schlingpflanzen durch, mit denen die Stangen befeſtigt waren. Dann ging er mit ſeiner Frau heim und ließ ſeinen Bruder auf dem Baum bei dem Neſt zurück, von wo er ohne Leiter nicht mehr herunterſteigen konnte.

In dem Neſt war nur ein Junges. Nach einiger Zeit kam das Falkenweibchen geflogen und fragte den Mann, was er da oben wolle. Er erzählte, wie er wegen des jungen Falken auf den Baum geſtiegen und von ſeinem Bruder in dieſer Lage verlaſſen worden ſei. „Willſt du meine Tochter aufziehen?“ fragte das Falkenweibchen. Der Mann bejahte es, und die Mutter gab ihm einen Affen, den ſie getötet hatte; den ſolle er für das Junge rupfen. Nach einer Weile kam auch der Falke ſelbſt mit einem großen Brüllaffen geflogen. Der Mann erzählte auch ihm ſeine Geſchichte, und der Vogel lehrte ihn nun zuerſt, wie er den Brüllaffen zu rupfen habe, denn das ging bei dem Manne noch viel zu langſam. Dann fragte er ihn, ob er nicht auch ein Falke werden wolle, und der Mann ſtimmte zu. Der Falke flog nun fort und kam bald darauf mit einigen Genoſſen zurück. Zu zweien

und dreien kamen dann viele Falken von allen Arten geflogen, bis ein großer Schwarm versammelt war. Sie setzten sich um den Mann herum und begannen ihre Gesänge. Da wuchsen dem Manne Federn und Klauen, und er wurde zum Falken. Dann versuchte er zu fliegen. Anfangs glückte es ihm nicht; dann aber halfen ihm die Falken, und er lernte es.

Die Vögel beschlossen nun, seinen Bruder zu töten, und teilten ihren Beschluß dem Manne mit. Im Dorfe der Brüder war gerade ein Fest, und der ältere saß vor seiner Hütte und bemalte sich zum Tanz. Da erschien der jüngere in der Gestalt eines kleinen Falken und setzte sich in seiner Nähe nieder. Die Leute des Dorfes riefen seinem Bruder zu, er solle doch den Vogel schießen, denn er war als ihr bester Pfeilschütze bekannt. Da holte er seine Waffen aus der Hütte und entsandte einen Pfeil nach dem Falken, aber dieser flog auf, und das Geschoß ging unter ihm durch. Ebenso ging es mit einem zweiten Pfeil, und der kleine Falke setzte sich nun ganz dicht vor dem Manne nieder. Wütend schoß dieser zum dritten Male, und als auch dieser Pfeil vorbeigegangen war, flog der Vogel herzu und faßte ihn mit seinen Krallen am Schopf. In demselben Augenblick verwandelte er sich in einen riesigen Falken und trug seinen Bruder in den Fängen in die Luft empor. Sogleich fiel ein großer Schwarm von Raubvögeln über ihn her und fraß ihn auf, daß nur die Knochen zur Erde fielen.

Der jüngere Bruder konnte sich nun beliebig in einen Menschen oder Falken verwandeln. Die Falken schickten ihn aus, um auch seine Eltern zu holen. Er kam in Menschengestalt in sein Dorf, und als ihn die Leute nach so langer Zeit wieder erscheinen sahen, erschraken sie und sagten, er sei wohl auf dem Wege des Azang (Dämon) gekommen. Er forderte darauf seine Eltern auf, mit ihm zusammen in ein Haus zu gehen und zu tanzen. Auch andere Dorfbewohner lud er ein; sie wollten aber nicht kommen. Während sie in dem Hause tanzten, löste es sich vom Boden los und stieg mit ihnen in

die Luft empor. Nun liefen die Dorfbewohner zuſammen und wollten die Davonziehenden zurückhalten. Die Medizinmänner rauchten ihre Zigarren und bliefen den Rauch in die Höhe, aber es nützte nichts.
Die ganze folgende Nacht hindurch regnete es, und das Waſſer ſtieg ſo hoch, daß viele Leute ertranken. Eine Anzahl Perſonen rettete ſich auf Uaſſaï-Palmen. Da ſie in der Dunkelheit nichts unter ſich ſehen konnten, ſo warfen ſie von Zeit zu Zeit Palmfrüchte herunter, um am Aufſchlagen zu erkennen, ob der Boden trocken ſei oder unter Waſſer ſtände. Es klang aber nur immer pluk — pluk, wenn die Früchte ins Waſſer fielen. Da begannen ſie, ſich in der Dunkelheit gegenſeitig wie Kröten anzurufen, und das taten ſie ſo lange, bis ſie ſelbſt zu Kröten wurden.

64. Die Tochter des Königsgeiers

Die Königsgeier pflegten an einen See zu kommen. Dort legten ſie ihre Federkleider ab und badeten in der Geſtalt junger Mädchen. Da war ein Mann, der ſchon anfing alt zu werden, und der kein Weib beſaß. Als er die Mädchen in dem See baden ſah, dachte er, wie er ſich eins davon als ſeine Gefährtin einfangen könnte. Er baute eine Jagdhütte am Ufer, ging hinein und wartete. Die Geiermädchen kamen und legten ihre Federkleider ab, und das eine ließ ſein Kleid dicht bei der Jagdhütte. Da ſprang der Mann hervor und ergriff das Federkleid. Die anderen Geiermädchen liefen raſch nach ihren Federn, legten ſie an und flogen auf; nur das Mädchen, deſſen Kleid der Mann ergriffen hatte, blieb ſtehen und bat: „Gib mir nun auch meine Federn; meine Gefährtinnen ſind ſchon fort, und ich will auch weiterfliegen!“ — „Nein,“ antwortete der Mann, „dein Federkleid bekommſt du nicht mehr!“ — Dann ſahen ſie ſich gegenſeitig an und fanden

Gefallen aneinander. Der Mann nahm das Geiermädchen mit in seine Hütte und verwahrte das Federkleid in einem Korbe.
Er gab ihr andere Kleidung und heiratete sie. Sie gewöhnten sich aneinander und hatten einen Sohn, der aufwuchs und groß wurde.
Eines Tages schlug die Frau ihrem Manne vor, ihren Vater zu besuchen. Der alte Königsgeier aber wohnte jenseits des Himmels. — „Wie sollte ich wohl dorthin kommen; ich habe doch keine Flügel!?" sprach der Mann; seine Frau aber versprach, die Sache zu besorgen. Sie brachte Janiparana-Blätter und band sie ihrem Mann und ihrem Sohn an die Arme. Dann fächelte sie die beiden mit ihrem Federhemd an, und die Arme wurden zu Flügeln, die Blätter zu Federn. — „Nun laßt uns den Flug versuchen!" sprach sie. Der Sohn versuchte es zuerst. Er flog auf und setzte sich ein Stück weiter auf einen Baum. Dann versuchte es auch der Vater, aber er fiel sofort zu Boden. — „Ich werde dir helfen, daß du trotzdem mitkommen kannst," tröstete ihn seine Frau. Sie flog nun unter ihm hin und unterstützte ihn, wenn er zu fallen drohte. So stiegen sie auf. Der Sohn flog sofort zur Himmelstür und setzte sich dort nieder. Nach einiger Zeit kamen auch seine Eltern an; der Mann war jedoch vollständig ermattet. Sie gingen in den Himmel hinein. Dort ist es gerade so wie hier unten. Die Geier wohnen dort; sie legen dort aber ihre Federkleider ab und haben Menschengestalt.
Die Familie ging nun im Himmel weiter ihres Weges und kam an das Haus der Sonne. Diese sah aus wie ein Mann mit einem Lippenpflock und einer leuchtenden Federkrone auf dem Kopfe. Man konnte ihm nicht nahe kommen, so heiß war er. Sie begrüßten ihn, und er fragte: „Wo wollt ihr hin?" — „Wir gehen, meinen Vater zu besuchen," antwortete die Frau. Darauf kamen sie zum Hause des Mondes; der hatte einen ganz kahlen Schädel. Hierauf gelangten sie an die Wohnung des Windes, der nicht zu Hause

war. Sie traten ein und warteten. Plötzlich begann ein heftiger Sturm zu wehen. „Da kommt der Wind!“ sprach die Frau, und dann trat er ein, bärtig, seinen Kopfschmuck in der erhobenen Hand. Als er eintrat, setzte er seinen Kopfschmuck auf, und sofort legte sich der Sturm. Sie grüßten ihn, und er fragte, wohin sie gingen. — „Zu meinem Vater,“ antwortete die Frau.

Schließlich kamen sie an das Haus des alten Königsgeiers. Die Frau ließ nun ihren Gatten zurück, um ihren Vater zuerst von seiner Ankunft zu benachrichtigen und zu sehen, ob er ihn empfangen wolle. Sie ging deshalb zuerst nur mit ihrem Sohn zu dem Alten hinein und begrüßte ihn. Der Alte fragte, wer der Vater des Knaben sei, worauf ihm die Frau die Geschichte ihrer Heirat erzählte. Darauf ließ der alte Königsgeier ihren Gatten rufen, empfing ihn und gab der Familie ein Unterkommen. Er war jedoch höchst erbost über seinen Schwiegersohn und sann auf einen Vorwand, ihn umzubringen.

Am folgenden Morgen ließ er dem Manne durch dessen Frau den Befehl überbringen, er solle einen großen Einbaum anfertigen, und zwar solle das Werk unbedingt noch am gleichen Tage fertig sein. Der Mann, welcher nichts vom Bootbau verstand, ging traurig in den Wald und dachte vergebens nach, wie er sich seiner Aufgabe erledigen könne. Schließlich fällte er einen Baum und begann langsam ihn zu behauen: tok-tok-tok. Da kam der Specht und setzte sich bei ihm nieder. Er war der Häuptling aller Spechte, und er fragte ihn: „Was tust du da?“ — Der Mann erzählte ihm seine bedrängte Lage, und der Spechthäuptling antwortete: „Wir wollen dir helfen! Laß mich meine Leute zusammenrufen!“ — Dann flog er fort und kam mit einem gewaltigen Schwarm von Spechten zurück. Den Falken hieß er auf der Spitze eines Baumes Wache halten, daß der Alte sie nicht überrasche. Die Spechte machten sich dann mit Eifer an die Arbeit des Bootbaues. Sie waren damit auch fast fertig, als der Falke seinen Alarmruf erschallen ließ: „Kja-kja-kja!“

Die Spechte flogen im Nu davon. Der Alte kam und setzte sich bei seinem Schwiegersohn nieder, indem er fragte, wie die Arbeit gehe. — „Ich bin schon fast damit fertig," antwortete dieser. Da stand der Alte nach einer Weile wieder auf und ging. Sofort kam der Spechthäuptling wieder und fragte: „Ist er schon fort?" — „Ja." — Da rief er seine Leute hervor, und als es Abend wurde, war das Boot fertig. Nun gingen alle. Der Mann erzählte seiner Frau, daß das Boot fertig sei, und am folgenden Tage brachten sie es ins Wasser.

Eines Tages hatte der Alte Hunger. Er ließ seinem Schwiegersohn befehlen, er solle noch heute den Fluß absperren, das Wasser ausschöpfen und ihm „Trahira-Fische" bringen. Mit den „Trahiras" aber meinte er Alligatoren. Der Mann ging und sperrte den Fluß ab, aber er dachte vergebens nach, wie er das viele Wasser noch heute ausschöpfen solle. Schließlich nahm er ein hohles Stück Baumrinde und begann damit traurig sein Werk. Da kam der Tatina, welcher der Häuptling aller Libellen war, und fragte ihn, was er da tue. Er erzählte ihm, was ihm sein Schwiegervater befohlen hatte, und der Tatina versprach, ihm mit seinen Leuten zu Hilfe zu kommen. Er rief einen großen Schwarm Libellen von allen Farben. Diese setzten sich der Reihe nach an die Sperre und begannen das Wasser mit den Beinen herauszuwerfen. Sie arbeiteten so schnell, daß in kurzer Zeit das Flußbett trocken war. Den Falken brauchten sie diesmal gar nicht als Wächter, weil der alte Königsgeier, gewiß, daß sein Befehl vollzogen würde, doch nicht kam. Nun hieß der Tatina den Mann, die Trahiras zu töten, und es waren ihrer so viele, daß er sämtliche Körbe, die er mitgebracht hatte, damit anfüllte. Er trug die Fische heim und ließ seinem Schwiegervater sagen, daß er seine Arbeit getan habe.

Der Alte, welcher glaubte, daß der Mann ihm Alligatoren gebracht habe, ließ ihn die Beute in den Wald tragen, damit sie dort verfaule und Maden bekomme, die seine Lieblingsspeise waren. Er ließ dann Tapiokamehl machen, und als

er nach ein paar Tagen meinte, daß ſchon genug Maden vorhanden ſein könnten, füllte er damit eine große Kürbisſchale und ging in den Wald, um zu ſchmauſen. Da fand er den Haufen Fiſche, aber keine Alligatoren, wie er geglaubt hatte, und er kehrte wütend um und ſchalt ſeine Tochter, daß ſie ihrem Manne den Auftrag nicht richtig gegeben habe.
Die Frau riet nun ihrem Gatten, er ſolle, um den Alten zu beſänftigen, eine neue Sperre anlegen und dieſes Mal Alligatoren fangen. Der Mann ging traurig zum Fluß, indem er dachte: „Wer weiß, ob mir der Tatina auch dieſes Mal Hilfe bringen wird?" — Als er aber den Fluß abgeſperrt hatte, brachte der Tatina wieder ſein Volk, welches in kurzer Zeit die Arbeit tat. In dem flachen Waſſer tötete darauf der Mann eine Menge Alligatoren, band ſie zuſammen und ſchleppte ſie heim. Seine Frau teilte dann ihrem Vater mit, daß die Beute bereit ſei, und dieſer hieß die „Trahiras" wieder in den Wald bringen. Als ſie dann Maden bekommen hatten, nahm er eine Kürbisſchale mit Tapiokamehl, ging hin und ſchmauſte dort drei Tage lang.
Dann ſann er auf einen anderen Vorwand, ſeinen Schwiegerſohn zu töten; ſeine Tochter aber war ſchon an den Gatten gewöhnt, und er tat ihr leid. Der Alte ſteckte ein großes Stück Wald ab und ließ dem Manne ſagen, er müſſe unbedingt noch heute dieſen Wald niederſchlagen, ſonſt laſſe er ihn töten. Traurig ſchliff der Mann ſeine Art und ging an die Arbeit. Nachdem er aber die erſten Bäume gefällt hatte, ſetzte er ſich nieder und dachte über ſeine Lage nach. Da kam wieder der Spechthäuptling geflogen und grüßte ihn: „Guten Tag, Gevatter!" — Er klagte dem Vogel ſein Leid, und dieſer verſprach, ihm wieder mit ſeinen Leuten zu helfen. Er brachte auch ſeine ganze zahlreiche Sippe an, und nachdem er den Falken als Wächter ausgeſetzt hatte, begannen die Spechte fleißig zu arbeiten. Während die einen das Unterholz niederſchlugen, fällten die anderen die dicken Stämme, und ſie waren ſchon faſt damit fertig, als der Falke ſeinen Signalruf erſchallen ließ, das Nahen des Alten

verkündend. Raſch flogen die Spechte auf und verſteckten ſich hinter den Bäumen, während der Alte herankam und hocherfreut war über die getane Arbeit. — „Nun werde ich dich nicht mehr töten," verſprach er ſeinem Schwiegerſohn und ging wieder. Da kamen die Spechte ſogleich wieder hervor, und als es Abend war, hatten ſie den Waldſchlag beendet. Darauf gingen alle heim.

Als der geſchlagene Wald trocken war, befahl der alte Königsgeier, Feuer anzulegen. Er ging ſelbſt mit, angeblich um ſeinem Schwiegerſohn zu zeigen, wie er es machen ſolle. Er legte zuerſt am Rande Feuer an und befahl dem Manne, in die Tiefe der Rodung zu gehen und zu ſehen, ob es dort auch gut brenne. Als ſich der Mann jedoch umſah, war ihm von den Flammen ſchon ringsum jeder Ausweg abgeſchnitten. Da erkannte er, daß der alte Königsgeier ihn auf dieſe Weiſe töten wolle, und daß er nun ſterben müſſe. Er ſetzte ſich hin und weinte. Da kam eine Spinne aus ihrem Loch im Boden hervor und fragte ihn, warum er weine. Er erzählte ihr die Bosheit ſeines Schwiegervaters, worauf ihn die Spinne einlud, mit hinab in ihre Höhle zu kommen. Sie verwandelte den Mann in eine Spinne, und ſie gingen zuſammen in die Höhle, wo ſie aßen und warteten, bis das Feuer ausgebrannt war. Das dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Als der Königsgeier nach Hauſe kam, fragte er ſeine Tochter, ob ihr Mann etwa ſchon zurückgekommen ſei. „Ach, der iſt doch gewiß ſchon tot!" antwortete die Frau, welche wohl wußte, was ihr Vater getan hatte. Am folgenden Tage füllte der alte Königsgeier ſeine große Kürbisſchale mit Tapiokamehl und ging nach der Brandſtätte, um ſein Mahl an der Leiche ſeines Schwiegerſohnes zu halten. Seine Tochter ging weinend mit ihrem Knaben hinter ihm her. Der Alte ſah ſich überall nach der Leiche um, als er aber mitten in die Brandſtätte kam, ſah er den Geſuchten unverſehrt an einem Baumſtumpf ſtehen. Da ſchleuderte der Königsgeier grimmig ſeine Schale mit dem Tapiokamehl

zu Boden und kehrte wütend um. Die Frau aber riet nun ihrem Manne, das Haus des Schwiegervaters zu verlaſſen, da er ihn ſonſt doch noch töten werde.
Sie gingen nach Hauſe, packten ihre Sachen und machten Maniokmehl zur Wegzehrung zurecht. Der alte Königsgeier war furchtbar erboſt, und als ſie gegangen waren, ſandte er ihnen ſeine Krieger, die Urubus (ſchwarzen Aasgeier) nach. Die Frau aber hatte dies ſchon vorausgeſehen und zur Vorſicht ein langes Meſſer mitgenommen. Als nun die Urubus über ihren Mann herfielen und ihn ergreifen wollten, hieb ſie mit ihrer Waffe tapfer auf die Angreifer ein, ſchlug den einen die Köpfe, den anderen die Flügel ab und jagte die übrigen zurück.
So kam die Familie wieder an die Pforte des Himmels und bereitete ſich vor, hinabzuſteigen. Der Sohn ſchwebte auch ſofort zur Erde hinab; der Mann aber meinte ängſtlich, er werde wohl ſtürzen, ſobald er den Flug verſuchen würde. Seine Frau tröſtete ihn aber, und indem ſie unter ihm hinflog, ſtützte ſie ihn ſo, daß er nicht fallen konnte. Ganz ermüdet und außer Atem kam der Mann unten auf der Erde an. Er mußte ſich ſofort ſetzen und anlehnen, ſo ermattet war er.

65. Der Raub des Feuers

Das Feuer war früher im Beſitz des Königsgeiers. Die Tembe trockneten das Fleiſch, das ſie eſſen wollten, nur in der Sonnenhitze. Die Tembe beſchloſſen, dem Königsgeier das Feuer zu rauben, und töteten zu dieſem Zweck einen Tapir. Sie ließen ihn liegen, und nach drei Tagen war er verfault und voll Maden. Der Königsgeier kam mit ſeiner Sippe herab. Sie zogen ihre Federkleider aus und hatten nun Menſchengeſtalt. Sie hatten einen Feuerbrand mitgebracht und mach-

ten damit ein großes Feuer an. Sie sammelten die Maden, wickelten sie in Blätter und brieten sie. Die Tembe, die sich versteckt gehalten hatten, stürzten nun herbei, aber die Geier flogen auf und brachten das Feuer in Sicherheit. So bemühten sich die Indianer drei Tage lang vergebens. Dann machten sie eine Jagdhütte bei dem Aas, und ein alter Medizinmann versteckte sich darin. Die Geier kamen wieder und machten ihr Feuer dicht bei dem Jagdschirm. „Dieses Mal, wenn ich rasch zuspringe, bekomme ich einen Feuerbrand," sagte sich der Alte. Als die Geier ihre Federkleider abgelegt hatten und Maden brieten, sprang er hervor. Die Geier stürzten nach ihren Federkleidern, und unterdessen riß der Alte einen Brand an sich; das übrige Feuer sammelten die Vögel auf und flogen damit fort. Der alte Medizinmann tat nun das Feuer in alle die Bäume, aus deren Holz man heute Feuer bohrt.

66. Der Erwerb der Nacht

Zu Anfang war der Himmel der Erde viel näher als jetzt. Da beschlossen die Vögel, ihn ein Stück höher zu heben. Sie vereinigten sich alle zu dieser Arbeit und luden auch die Fledermaus dazu ein. Diese wollte sich aber nicht anstrengen und verweigerte ihre Hilfe. Seitdem muß sie mit dem Kopf nach unten schlafen.

Die alten Tembe hatten ihre Hütten auf einer Steppe. Zu jener Zeit war es immer hell, und man mußte am Tag schlafen. Sie wünschten sich sehr ein wenig Dunkelheit, um besser schlafen zu können. Da erzählte ihnen ein Alter, er habe zwei große Töpfe gesehen, bei denen ein alter Azang (Dämon) wache. Die Töpfe seien schwarz, und darinnen sei es dunkel. Da dachten sich die Tembe, in den Töpfen müsse wohl die Nacht enthalten sein, die sie sich so sehnlichst wünschten, und sie gingen hin, um zu sehen, wie sie etwas davon erlangen

könnten. Als ſie herangeſchlichen kamen, hörten ſie in den Töpfen die Stimmen von Eulen, Nachtaffen, des Azang, der „taty" ſchreit, und anderer Nachtweſen. Sie zerbrachen den kleineren der beiden Töpfe mit Pfeilſchüſſen und liefen raſch zurück, denn hinter ihnen kam die Nacht mit ihrem Getier. Zu Hauſe benutzten ſie die Dunkelheit, um zu ſchlafen, ſie ging aber viel zu ſchnell zu Ende. So beſchloſſen ſie, auch den größeren Topf zu zerbrechen, um eine längere Nacht zu bekommen. Arakwang und Jakupewa entſchloſſen ſich zu der Tat. Sie luden auch Uruwawa dazu ein, den ſie „Schwager" nannten. Alle dieſe Vögel waren damals noch Menſchen. Sie rieten dem Uruwawa, ja recht ſchnell zu laufen, aber als ſie auch den größeren Topf zerſchoſſen hatten, kam die Nacht ſo raſch hinter ihnen drein, daß Uruwawa, der über eine Liane geſtolpert und gefallen war, von der Dunkelheit überholt wurde. Infolgedeſſen wurde er in einen Nachtvogel verwandelt.

67. Der Knabe und der Bakurao

Eine Mutter ging mit ihrem Knaben in die Pflanzung, und während ſie Maniokwurzeln ausriß, ſchoß der Knabe am Waldrande nach Vögeln. Ein Bakurao flog vor ihm auf und ſetzte ſich ein Stückchen weiter nieder. Der Knabe ſchoß einen Pfeil nach ihm ab, der aber nicht traf. Der Vogel flog darauf wieder ein Stück weiter und wartete. Der Knabe lief ihm nach und ſchoß zum zweitenmal, ohne zu treffen, worauf der Vogel wieder ein Stück weiterflog. So verfolgte der Knabe vergebens ſeine Beute weit in den Wald hinein, bis der Bakurao ſchließlich aufflog und zwiſchen den Bäumen verſchwand.
Der Knabe ſah nun, daß er ſich zu weit von der Pflanzung ſeiner Mutter entfernt hatte. Er nahm Richtung und lief durch den Wald zurück. Bald darauf ſtand er am Ufer eines

großen Stromes. — „Wie kommt denn das, daß ich hier einen Strom antreffe, der auf dem Hinweg gar nicht vorhanden war?“ dachte der Knabe. „Das hat mir der Bakurao angetan!“ — Er ging nun am Ufer auf und ab und ſchlief ſchließlich im Wald. So irrte er tagelang zwecklos an dem Fluß umher.

Eines Tages hörte er einen Specht ſchreien. — „Wenn ich doch fliegen könnte wie ein Specht,“ ſagte der Knabe zu ſich ſelbſt, „ſo würde ich gleich an das andere Ufer fliegen!“ — Und dann ſetzte er hinzu: „Wenn der Specht wie ein Menſch wäre, ſo würde ich ihn bitten, mich hinüberzutragen.“

Da kam der Specht geflogen, ſetzte ſich dicht vor ihm an einen Baum und fragte: „Was haſt du geſagt?“ — Der Knabe wiederholte ſeine Bitte. Da wurde der Specht rieſengroß und ſprach zu ihm: „Setze dich nur auf meinen Rücken, ich werde dich hinüberbringen.“ — Der Knabe tat es mit Freuden, als aber der Specht in ſeiner Art zu fliegen begann — zuerſt ſich faſt zu Boden fallen laſſend und dann wieder jäh aufſteigend — wurde dem Knaben Angſt, und er bat ihn, er möge ihn wieder abſetzen. So blieb er wieder am Ufer zurück.

Da ſah er einen mächtigen Alligator mitten im Fluß auftauchen und das Waſſer mit ſeinem Schweif ſchlagen. „Wenn der mich doch hinüberbringen wollte!“ ſprach der Knabe. Da ſchwamm der Alligator heran und fragte ihn, was er wolle. Der Knabe brachte ſeine Bitte vor, und der Alligator hieß ihn auf ſeinem Rücken Platz nehmen. Dann ſchwamm er mit ihm dem anderen Ufer zu. Als ſie in die Mitte des Stromes gekommen waren, befahl der Alligator dem Knaben: „Jetzt ſollſt du mir alle Schimpfnamen geben, die du kennſt!“ Der Knabe wollte es aber nicht tun, denn er wußte, daß ihn der Alligator dann freſſen würde. So kamen ſie dem Ufer näher, und ſchließlich ſprang der Knabe mit einem Satz ans Land und entfloh. Er lief, verfolgt von dem Alligator, in den Wald hinein und kam an eine Lagune. Da ſtand der Reiher und fiſchte. „Warum

rennſt du denn ſo?" fragte er den Knaben. — „Ich fliehe vor dem Alligator, der mich verfolgt und freſſen will," antwortete dieſer. — „Komm her!" ſprach der Reiher, „ich werde dich in meinem Fiſchnetz verſtecken." — Mit dem Fiſchnetz aber meinte er ſeinen Kropf. Er ſpie vier Trahira-fiſche aus, die er im Kropfe hatte, verſchluckte den Knaben und darauf wieder die vier Fiſche. Da kam auch ſchon der

Alligator auf der Spur des Knaben daher und fragte den Reiher, wo der Knabe hingegangen ſei. Der Reiher beſtritt, daß der Knabe hier vorbeigekommen ſei, aber der Alligator beſtand darauf, weil ſeine Spur hierher führe. — „Gewiß haſt du ihn verſchluckt," ſprach er, „laß ſehen, was du in deinem Kropfe haſt!" — „Ich habe nur vier Fiſche gefangen," antworkete der Reiher und ſpie die Fiſche aus. „Da ſind ſie!" — Da kehrte der Alligator um, und der Reiher ließ den Knaben wieder aus ſeinem Kropf heraus.

Der Knabe ging weiter und kam auf einen breiten Weg. — „Das iſt der Weg zu meinem Dorf," dachte der Knabe, es war aber der Weg der Wildſchweine. Als er ihn weiter verfolgte, kam er an die Wohnung der Wildſchweine. Sie fragten ihn, woher er komme, und er berichtete ihnen die Geſchichte ſeiner Irrfahrt. Da luden ihn die Wildſchweine ein, bei ihnen zu bleiben. Sie hatten alle ihre Tierhäute an, die ſie aber zu Hauſe ablegten, um Menſchengeſtalt anzunehmen. Der Knabe erhielt auch ſeine Tierhaut, damit er ſich in ein Wildſchwein verwandeln konnte, und blieb nun lange Zeit in ſeiner neuen Geſellſchaft.

„Laßt uns Manduvi (Erdnüſſe) ſammeln!" ſprachen die Wildſchweine eines Tages, und ſie gingen Jutahi- und Kopaybakerne ſuchen, das waren ihre „Manduvi". Dann brachten ſie ſie nach Hauſe und ſtießen ſie im Mörſer; das war das Mehl der Wildſchweine.

Eines Tages beſchloſſen die Wildſchweine, in die Pflanzung

zu gehen, um Bataten, Maniok und Kara zu ſtehlen. Am folgenden Tage machten ſie ihre Körbe und Kiepen zurecht und gingen nach der Pflanzung. Während die anderen die Erde nach den Wurzeln umwühlten, ging der Knabe umher. Plötzlich blieb er vor einem umgeſtürzten Baume ſtehen und ſprach: „War es nicht hier an dieſem Baum, wo meine Mutter ihren Korb hinſtellte an jenem Tage, als ich den Bakurao verfolgte und mich im Walde verlor? Das iſt die Pflanzung meiner Mutter!“ — Da zog er ſeine Tierhaut aus, und während die Wildſchweine ihre Laſten zurecht machten, verſteckte er ſich. Er ließ ſie fortgehen und blieb allein an dem Baum zurück.

Nach einer Weile ſah er ſeine Mutter kommen. Sie ſtellte ihren Korb an der gewohnten Stelle nieder, und als ſie ſich umdrehte, erblickte ſie ihren Sohn. Da weinte ſie und wollte ihn umarmen; er aber ſprach: „Faſſe mich nicht an, Mutter, bleibe dort ſtehen und weine!“ — Dann forderte ihn ſeine Mutter auf, nach Hauſe zu kommen, und er folgte ihr von fern. Zu Hauſe aber hielt er ſich ſtets von den Leuten abgeſondert, ſchlief in einer Ecke und ſang die ganze Nacht hindurch von ſeinen Abenteuern, ſowie die Geſänge, die er bei den Wildſchweinen gelernt hatte. Er war ſelbſt ſchon zum Wildſchwein geworden.

68. Der rollende Totenſchädel

Ein Jägertrupp lagerte im Wald. Die Bratroſte waren ſchwer mit Fleiſch beladen. Kapuzineraffen ſteckten mit ausgebreiteten Armen am Spieß neben zuſammengerollten Brüllaffenſchwänzen und abgeſchnittenen Gliedmaßen von allerlei Tieren. Rund um den Platz herum lagen Köpfe, Felle, Knochen und Eingeweide zerſtreut. Die Jäger waren alle ausgezogen und hatten im Lager nur einen Knaben zurückgelaſſen, um das bratende

Fleiſch zu wenden. Da erſchien auf dem Lagerplatz ein Mann. Er ging umher, betrachtete finſter die Jagdbeute, zählte dann die Hängematten und ging wieder fort. Als die Jäger abends ins Lager zurückkamen, erzählte der Knabe von dem Beſuch, aber niemand glaubte es ihm. Als ſich dann aber die Männer in ihre Hängematten ſchlafen gelegt hatten, erzählte der Knabe von neuem die Geſchichte ſeinem Vater, und dieſer wurde ſchließlich mißtrauiſch. Er und der Knabe banden ihre Hängematten los und zogen ſich in der Dunkelheit ein Stück von dem Lagerplatz in das Dickicht zurück. Sie hatten den Platz noch nicht lange verlaſſen, als ſie Stimmen wie von Eulen, Tigern und anderem Nachtgetier hörten und dazwiſchen das Stöhnen von Menſchen und das Krachen brechender Knochen. „Das iſt Kurupira mit ſeinem Anhang, der die Jäger tötet!“ ſagte der Mann zu ſeinem Knaben.
Als der Morgen anbrach, gingen ſie nach dem Lagerplatz: Da waren nur noch die leeren, blutbefleckten Hängematten, und zerbiſſene Menſchenknochen lagen verſtreut da, mitten darunter der Kopf des einen Jägers. Als ſich der Mann mit ſeinem Sohn zum Gehen wandte, rief ihn der Kopf plötzlich an: „Nimm mich doch mit, Gevatter!“ Der Mann ſah ſich erſtaunt um. „Bring mich doch nach Hauſe, Gevatter!“ wiederholte der Kopf ſeine Bitte. Da ſandte der Mann ſeinen Knaben voraus ins Dorf, während er ſelbſt einen Sipo abriß, den Schädel anband und ihn hinter ſich her am Boden ſchleifte. Bald aber wurde es ihm unheimlich, und er ließ ihn auf dem Weg zurück. Als er aber weiterging, rollte der Kopf wie ein Kürbis hinter ihm her und ſchrie fortwährend: „Gevatter! Gevatter! Warte doch ein wenig! Nimm mich doch mit!“ — So mußte der Mann langſamer gehen, damit der Schädel dicht hinter ihm drein rollen konnte. Der Mann dachte aber nach, wie er den unheimlichen Begleiter wohl loswerden könnte. Er hieß alſo den Kopf auf dem Weg ein wenig warten, er müſſe im Walde ſeine Notdurft verrichten. Nachdem er dies getan hatte, ging er jedoch nicht zu dem Kopf zurück, ſondern

ſuchte den Weg ein gutes Stück weiter vorwärts. Dort grub er raſch eine Fallgrube, bedeckte ſie mit dünnen Zweigen und Blättern und verſteckte ſich. Unterdeſſen wartete der Kopf auf dem Wege, daß der Mann aus dem Walde zurückkommen ſollte, und rief ſchließlich: „Gevatter, biſt du denn noch nicht fertig?“ „Noch nicht, Gevatter!“ antwortete der Kot des Mannes. Der Schädel aber ſprach: „Was! Zu meiner Zeit, als ich noch Menſch war, konnte doch der Kot nicht reden?“ — Dann rollte er auf dem Wege dahin, und eine Strecke weiter ſtürzte er in die Fallgrube. Der Mann kam nun hervor, füllte die Grube mit Erde zu und ſtampfte ſie feſt. Dann ging er in ſein Dorf.

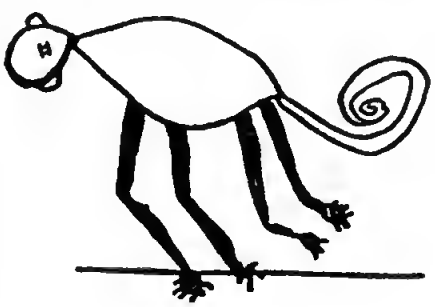
Als es Nacht wurde, hörte man in dem Dorf vom Walde her Schreie, die immer näher kamen. — „Das iſt der Totenſchädel, der ſich aus der Grube befreit hat,“ ſprach der Mann zu den Dorfbewohnern.

Der Kopf hatte unterdeſſen Flügel und Krallen bekommen wie ein rieſiger Falke. Er ſchwebte heran und warf ſich auf den erſten, der ihm in den Weg kam, und fraß ihn auf. Am folgenden Abend jedoch verſteckte ſich ein Medizinmann an der Stelle, wo der Weg aus dem Walde kam, und wartete mit Bogen und Pfeil auf das Ungeheuer. Mit der Dunkelheit kam es ſchreiend näher gezogen und ſetzte ſich auf einem Baum am Waldrand nieder. Es ſah jetzt ganz wie ein rieſiger Falke aus. Da ſchoß der Medizinmann einen Pfeil gegen ihn ab, der ihm durch beide Augen ging, worauf er ſofort tot von ſeinem Sitz herabſtürzte.

69. Das Feſt der Tiere

Die Tiere feierten einſt ein Feſt, das viele Tage lang dauerte. Alle waren dazu eingeladen: Rehe und Tapire, Wildſchweine und Jaguare und Vögel von allen Arten. Viele waren ſchon angekommen, und immer neue zogen noch heran. Den großen Falken Wyrohuete hörte man von fern auf einer Signaltrompete blaſen: „Bubu-bu“! Und die Tiere freuten ſich und ſprachen: „Da kommt der große Falke auch, um mit uns zu tanzen!“ — Er ſchmückte ſich aber noch und bereitete ſich zum Tanz vor. Auch die Affen waren noch nicht angekommen.

Als die Tiere vom Tanz ausruhten, forderten ſie den Sohn des Jaguars zum Singen auf. Der alte Jaguar belehrte ihn erſt, wie er ſingen ſolle, und dann ſang er und ſang gut. Dann ſollte der alte Jaguar ſich auch hören laſſen. Seine Frau bat ihn, er möge nichts Schlimmes ſingen, aber der Jaguar ſang: „Die Wildſchweinshaut iſt voller Schmeißfliegen!“ — Da wurden die Wildſchweine zornig. Dann ſang er weiter: „Die Rehhaut iſt voller Schmeißfliegen!“ — Das verdroß die Rehe, und die Jaguarin ſprach zu ihrem Gatten: „Du hätteſt doch etwas Hübſches ſingen können; warum mußteſt du die anderen beleidigen!?“ — Wieder hörte man die Trompete des großen Falken, aber als er ankam, war das Feſt ſchon zu Ende. Denn der Rehgott Arapuha-Tupana ſtand auf und trat mitten unter die Frauen, um zu ſingen. Er ſang lange Zeit, aber man darf ſeinen Geſang nicht ſingen, ſonſt müſſen alle, die ihn hören, ſterben. Plötzlich ſchnob er und verſchwand. Über alle Feſtteilnehmer ging es dabei wie ein Blitzſchlag hin, und ſie wurden zu Tieren. Als die Affen



ſchließlich ankamen und nichts mehr von dem Feſte vorfanden, wurden ſie zornig. Sie gingen in die benachbarten Pflanzungen, Mais ſtehlen, und trieben ſich, Früchte ſuchend, auf den Bäumen herum, und dabei blieb es. Wenn ſich der Jaguar damals nicht ſo betragen hätte, ſo wären noch jetzt alle Tiere wie Menſchen und könnten ſingen.

70. Der Urſprung des Honigfeſtes

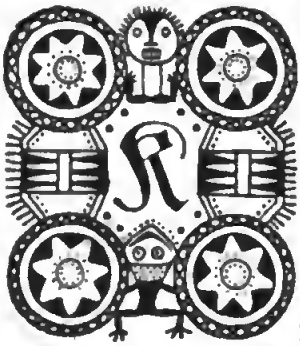
Es waren einſt zwei Brüder. Der eine machte ſich eine Jagdhütte in der Krone eines Azywaywabaumes, auf dem ſich die Araras zu verſammeln pflegten, um die Blüten zu freſſen. Er hatte ſchon viele Araras geſchoſſen, als zwei Jaguare kamen. Sie brachten Stücke von Kürbisflaſchen mit, die ſie mit Nektar anfüllten, den ſie aus den großen, gelben Blüten des Azywaywa auspreßten. Der Mann ſah ihnen verwundert zu, getraute ſich aber nicht, auf ſie zu ſchießen. So beobachtete er ſie täglich lange Zeit hindurch.

Eines Tages wollte ſein Bruder auch in der Jagdhütte anſitzen. Da erzählte er ihm, daß er dort die beiden Jaguare treffen werde, und warnte ihn, er ſolle nicht auf ſie ſchießen. Der Bruder begab ſich in die Jagdhütte. Als aber die beiden Jaguare gekommen waren und ſich dicht bei ihm auf die Äſte ſetzten, glaubte er wenigſtens den einen töten zu können, und ſchoß zwei Pfeile auf ihn ab, die nicht die geringſte Wirkung taten. Darauf ſchoß er auch zweimal auf den anderen Jaguar, mit dem gleichen Erfolg. Nun bemerkten aber die Tiere, daß er in der Jagdhütte war. Da verurſachten ſie einen heftigen Sturm, der die Jagdhütte ſamt dem Jäger zur Erde ſchleuderte und zerſchmetterte. Die Jaguare aber ſtiegen herab und ſchleiften den Leichnam nach dem Eingang zur Unterwelt, der nur ſo groß war wie ein Ameiſenloch. Durch dieſe Öffnung zogen ſie ihn hinab.

Am anderen Tage dachte ſich der Bruder des Toten gleich, daß jener ſeine Warnung nicht beachtet hätte und verunglückt wäre. Er ging, um ihn zu ſuchen, fand die herabgeſtürzte Jagdhütte und folgte der Blutſpur bis zu dem Ameiſenloch. „Hier müſſen ſie ihn hinabgezogen haben," ſagte er ſich und verwandelte ſich in eine Ameiſe. Er kroch durch das Loch hinab und kam bald auf eine breite Straße, die nach dem Dorf der Jaguare führte. Schon von weitem hörte er von dort deren Geſänge. Er ſah in dem Dorf ein großes Haus, vor dem der Leichnam ſeines Bruders in der Sonne an einem Holzkreuz angebunden war. Er ging in das Haus hinein und ſah an einer Stange unter dem Dach viele Gefäße mit Honig aufgehängt. Darunter tanzten und ſangen die Jaguare des Nachts, und der Mann fand dieſes Feſt ſo ſchön, daß er ſeinen toten Bruder ganz vergaß und nur noch den Wunſch hatte, mittanzen zu dürfen. Er lernte die ganzen Geſänge, und ſchließlich meinte er, die Jaguare würden ihn wohl auch in Menſchengeſtalt nicht erkennen. So verwandelte er ſich allnächtlich in einen Menſchen und ſang und tanzte mit den Jaguaren, und tagsüber wurde er zur Ameiſe.

So trieb er es, bis er den Jaguaren alles abgelauſcht hatte und ihrer überdrüſſig war. Dann kehrte er durch das Ameiſenloch an die Oberwelt zurück und erzählte ſeinem Volk, was er geſehen und gelernt hatte. — „Laßt uns heute ſingen!" ſprach er zu den Leuten, aber dieſe antworteten: „Wie ſingt man denn?" — Da lehrte er ſie ſingen. — „Laßt uns nun Honig holen! Ich weiß, wie man unter dem Honig ſingt." — Sie taten es und brachten den Honig in das Dorf unter Freudengeſchrei. Nun lehrte er die Frauen unter den aufgehängten Honiggefäßen ſingen, und einen Monat ſpäter zeigte er auch den Männern, wie man den Honig mit Waſſer miſcht und auf dem Dorfplatz das Feſt feiert.

71. Kaboi

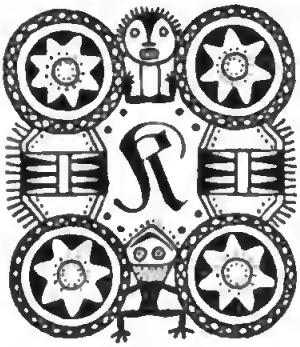


Kaboi, der Ahnherr der Karaja, lebte mit seinem Volke in der Unterwelt. Es schien dort die Sonne, wenn auf Erden Nacht war, und umgekehrt. Einst drang der Schrei des Steppenvogels Seriema bis dahin, und Kaboi beschloß, von einigen Leuten begleitet, dem Ton zu folgen. So gelangte er an ein Loch, das auf die Oberfläche der Erde führte. Aber nur seine Leute konnten hindurch, während er selbst wegen seines zu großen Körperumfangs darin stecken blieb und nur mit dem Kopf aus der Öffnung hervorschaute. Die Karaja durchstreiften die Gegend und fanden viele Früchte, ferner Bienen und wilden Honig, sahen aber auch manchen abgestorbenen Baum und dürres Holz. Alles dieses brachten sie zur Stelle, wo Kaboi ihrer harrte, und zeigten ihm, was sie gefunden hatten. — „Wohl ist das Land schön und fruchtbar," sagte dieser, „aber das morsche Holz beweist, daß das, was hier lebt, bald dem Tode verfallen muß. Darum ist es besser, wir bleiben, wo wir sind."

Im Reiche Kabois wurden die Menschen nämlich sehr alt; sie starben erst, wenn sie vor Alter keine Bewegung mehr machen konnten.

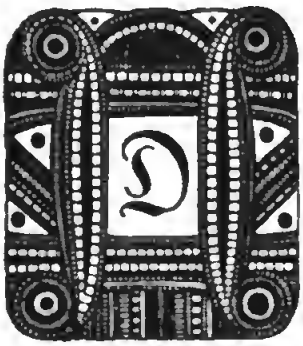
Als Kaboi zu seinem Volke zurückkehrte und die Früchte zeigte, wollten die meisten hinauf auf die Oberwelt. Vergeblich warnte er: „Ihr findet alles, dessen ihr bedürft, aber ihr werdet schnell dahinsterben!" — Dennoch zog ein Teil des Volkes fort und bevölkerte die Erde. Die übrigen blieben mit Kaboi in der Unterwelt zurück. Sie leben noch heute in voller Kraft, während das Volk auf der Erde mehr und mehr dem Untergange entgegengeht.

72. Warum die Sonne langſamer geht



aherero, ein Karajamädchen, heiratete den reichen Schokroä. Sie wurde in den Wald geſchickt, um Holz zu holen. Die Sonne lief aber ſo ſchnell, daß die Nacht hereinbrach, ehe ſie fertig wurde. Da beklagte ſich das Mädchen bei ihrer Mutter: „Warum habe ich einen ſo reichen und mächtigen Mann geheiratet, wenn ich gezwungen ſein ſoll, ſo ſchnell zu arbeiten? Das halte ich nicht aus. Mache doch, daß die Sonne langſamer geht!“ — Die Mutter ſandte darauf ihren Sohn aus. Dieſem gelang es, der Sonne ein Bein zu brechen. Seitdem geht ſie langſamer.

73. Der Alligator und die ſtreitbaren Weiber



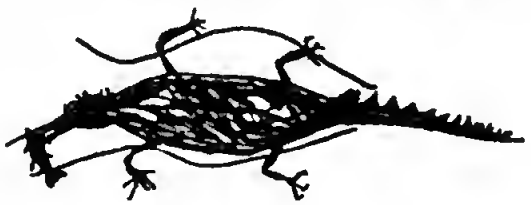
ie Weiber eines Dorfes pflegten zu gewiſſen Zeiten nach einer Lagune zu gehen, wo ein großer Alligator hauſte. Hier hatten ſie ſich Hütten errichtet mit Kochgeräten, Töpfen uſw. Federſchmuck und ſchöne Leibgürtel nahmen ſie dorthin mit, auch Moſchus, den Körper einzureiben. Eines der Weiber wurde mit allen dieſen Zierraten ausgeſtattet und ihre Haut mit Moſchus beſtrichen. So blieb ſie am Ufer ſitzen, während die übrigen im Walde Früchte ſammelten. Andere fiſchten oder bereiteten Speiſen zu.

Das Weib im Feſtſchmuck rief, ſobald ſich alle entfernt hatten: „Alligator komm, bringe Fiſche!“ — Der Alligator antwortete: „Ich komme.“ — Er kam dann hervor, ein Bündel Fiſche tragend. Dann legte er ſeinen Kopf der Frau auf den Schenkel, ließ ſich von ihr die Paraſiten abſuchen und ſchlief ein. Die anderen Weiber bereiteten unterdeſſen

das Mahl und gingen nach Beendigung des Festes nach Hause, indem sie den Männern nur die leeren Fruchtschalen brachten. Das geschmückte Weib blieb mit dem Alligator zurück und folgte erst später.

Schließlich wunderten sich die Männer, daß die Frauen immer nur mit leeren Schalen zurückkamen, und beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Einer befahl seinem Sohn, die Mutter zu begleiten. Nach langer Weigerung ward er zugelassen und erzählte den Männern dann, was er gesehen hatte.

Zwei Tage später gingen diese selbst zusammen an den See, während die Frauen zurückbleiben mußten. Auch sie rieben sich mit Moschus ein und riefen den Alligator. Dieser kam wie sonst, brachte Fische und legte sich zum Schlaf nieder, wurde nun aber von den Männern mit einer Keule getötet und in den Wald geworfen. Darauf gingen die Männer jagen, töteten noch andere Alligatoren, Reiher, Enten, sowie Aasgeier und kehrten mit der Beute zurück. Spöttisch riefen sie den Weibern zu: „Ihr habt uns betrogen; jetzt könnt ihr Aasgeierfleisch essen!“



Andern Tags zogen die Weiber wieder aus; aber der Alligator erschien nicht. Seine Leiche wurde endlich im Walde gefunden. Voll Zorn eilten sie nach Hause, machten sich Pfeile und Bogen und forderten die Männer zum Kampf heraus. Die Männer nahmen die Sache nicht ernst und legten die Pfeile umgekehrt auf den Bogen, um keinen Schaden zu tun; die Weiber aber schossen mit der Spitze und töteten die Männer bis auf wenige, die entkamen. Die Weiber zogen nun den Fluß hinab. Man hat nichts mehr von ihnen gehört.

Solange der Alligator gelebt hatte, sprachen alle Alligatoren. Seitdem spricht keiner mehr.

74. Die Zauberpfeile

In einem Walde hauſten zwei große Brüllaffen, welche die Menſchen fraßen, deren ſie habhaft wurden. Zwei Brüder machten ſich auf, ſie zu töten. Unterwegs ſahen ſie eine Kröte ſitzen. „Wohin des Wegs?“ fragte dieſe. — „Wir gehen, die Affen zu erlegen.“ — „Wollt ihr mich zum Weibe nehmen, ſo ſage ich euch, wie ihr euch zu verhalten habt; wenn nicht, ſo geht ihr dem ſicheren Tode entgegen!“ — Lachend ſchlugen die Brüder das Anerbieten aus und zogen weiter. Bald erreichten ſie den Baum, auf dem, mit Schleuderpfeilen bewaffnet, die Affen ſaßen. Ringsum bleichten die Gebeine der Menſchen, die ihnen zum Opfer gefallen waren. Die beiden Jünglinge hatten dieſelben Waffen und eröffneten ſofort den Kampf, aber geſchickt bückten ſich die Affen, und unſchädlich flogen die Pfeile über ſie hin. Nun gingen auch ſie zum Angriff über. Bald fiel einer der Brüder, ins rechte, bald darauf der andere ins linke Auge getroffen, und die Affen bemächtigten ſich ihrer Beute.

Zu Hauſe war ein dritter Bruder zurückgeblieben. Er war krank. Sein Körper war voll Wunden und Geſchwüre. Nur ſeine Großmutter gewann es über ſich, ihn zu pflegen. Einſt ging auch er auf die Vogeljagd. Einer ſeiner Pfeile fiel vor einem Schlangenloch nieder. Die Schlange kam heraus und fragte: „Was machſt du hier? Wie kannſt du jagen, da du doch ſo krank biſt?“ — „Ja,“ erwiderte er ſeufzend, „wohl bin ich krank und unglücklich; alles hat mich verlaſſen; meine Brüder ſind tot, nur meine Großmutter erbarmt ſich meiner und pflegt mich.“ — Da ſprach die Schlange: „Ich will dir ein Heilmittel geben, aber ſage niemand, wer dir geholfen hat!“ — So beſtrich ſie ſeinen ganzen Körper mit ſchwarzer Salbe. Als er nach Hauſe kam, fragte die Alte, wovon er ſo ſchwarz geworden

sei. „Ich bin unter die verkohlten Bäume geraten," war seine Ausrede. Am folgenden Tage ließ er sich zum zweitenmal von der Schlange bestreichen und erzählte seiner Großmutter das gleiche. Am dritten Tage fühlte er sich gesund und beschloß nun, seinerseits auszuziehen, um seine Brüder zu rächen.

Die Schlange gab ihm einen Pfeil und sprach: „Mit dieser Waffe wirst du die Affen erlegen, die deine Brüder gefressen haben. Unterwegs wirst du einer Kröte begegnen, die dich auffordern wird, ihr zu Willen zu sein. Tue, als wenn du darauf eingingest und täusche sie!" — Als er zur Kröte kam, tat er, wie ihm geheißen war. Die Kröte ließ sich von ihm betören und riet ihm zum Lohn, die Affen zuerst schießen zu lassen und dann auf ihre Augen zu zielen.

So kam er an den Baum der Ungeheuer und sah die Gebeine seiner Brüder darunter liegen. Die Affen riefen ihm zu, zuerst zu schießen. Er aber wartete ruhig, bis die Gegner schossen, und traf dann erst den einen, darauf den anderen ins Auge. Die Affen stürzten, blieben aber mit ihren Schwänzen in den Ästen hängen. Auf den Rat der Kröte schickte er eine Eidechse, sie herabzuholen, was auch gelang.

Der Jüngling kehrte nun zur Schlange zurück, den glücklichen Ausgang seines Abenteuers zu melden. Diese aber gab ihm ein ganzes Bündel Pfeile, welche die Kraft besaßen, jedes Wild, nach dem man sie ausschickte, zu treffen und herbeizuholen. Auch Waldfrüchte, Honig usw. konnten die Pfeile liefern. Für jede Art Jagd war ein besonderer Pfeil bestimmt. Zu jedem gehörte noch ein besonderes Zaubermittel, in eine Kalabasse eingeschlossen, mit dem man die Wirkung allzu heftig zurückfliegender Pfeile abschwächen und diese zum Stillstand bringen konnte.

So verschaffte sich der junge Mann alle Arten Wild und Fische mit leichter Mühe. Bald darauf nahm er ein Weib, baute sich eine Hütte und legte eine Pflanzung an. Seiner Frau hatte er eingeschärft, daß niemand die Pfeile in seiner

Abweſenheit benützen dürfe, ſonſt würden alle Leute ſterben. Dennoch wußte einſt ſein Schwager ſeine Frau zu überreden, ihm die Pfeile zu geben. Anfangs ging alles gut; der Schwein- und Fiſchpfeil taten das Werk und wurden durch das Zaubermittel zum Stillſtand gebracht. Als aber der Honigpfeil zurückkam, erſchien plötzlich ein großer, geſpenſtiſcher Kopf mit weitem, zahnbewehrtem Rachen. Voll Angſt lief der Schwager fort, ohne an das Gegenmittel zu denken. Das Geſpenſt fiel nun über die Menſchen her und tötete, wen es fand. Durch den Lärm herbeigerufen, kam der Mann aus der Pflanzung zurück, und es gelang ihm endlich, das Ungeheuer zu bannen. Aber das halbe Dorf war bereits tot.

Nochmals ging er zur Schlange, ihr ſein Leid zu klagen. — „Dir iſt recht geſchehen," erwiderte ſie, „aber was iſt zu ändern! Laß uns morgen zuſammen auf die Jagd gehen, den Piraruku zu erlegen. Wenn dich aber eine von meinen Töchtern anſtößt, ſo ſollſt du es mir ſagen!" — Des andern Tages kam die Schlange mit ihrer ganzen Familie und traf die mit Netzen ausgerüſteten Karaja an der Lagune. Dieſe fiſchten, während der Mann mit der Schlange den Wald durchſtreifte. Eine der Töchter hatte ihn unterdeſſen angerührt, aber er ſagte nichts.

Nun verwandelte ſich die Schlange in einen Piraruku und überredete den Mann, dasſelbe zu tun. Beide gerieten in das Netz der Fiſcher. Die Schlange entkam durch ein Loch, der Mann aber wurde von den übrigen Karaja ans Land gezogen. Ein Mann verſuchte ihn mit Keulenſchlägen zu töten, er aber ergriff ihn und zog ihn unter Waſſer, ſo daß jener die Keule fahren ließ. Als die Schlange ſah, daß er ohne ihren Beiſtand ſchließlich zugrunde gehen mußte, half ſie ihm aus dem Netz heraus und entzauberte ihn. „Das war die Strafe," rief ſie, „daß du nichts geſagt haſt, als meine Tochter dich anrührte!"

75. Die Pirarukus

In einer Lagune waren reiche Fischgründe, wo zur Wasserzeit immer viele Fische gespeert wurden. Oft aber ereignete es sich dabei, daß die Fische die Kanus nach sich zogen und sie an einem großen Baumstamm in der Mitte des Sees zum Umschlagen brachten. Eines Tages ging Aschurä mit einigen Kameraden dort fischen. Da tauchte vor ihnen plötzlich die Federmaske eines Piraruku auf. Die Leute wichen anfangs erschreckt zurück, bald aber ermannten sie sich wieder, riefen noch andere Genossen herbei und begannen, die Pirarukus zu treiben und mit Netzen zu umstellen. Nachdem bereits eine Anzahl erlegt war, sagte ein Greis, nun sei es genug; die übrigen aber töteten mehr. Als nun plötzlich ein Surubim über das Netz sprang, wiederholte der Alte seine Aufforderung, vom weiteren Fang abzulassen; doch vergebens. Endlich sah er auch einen Piaba springen. „Das bedeutet nichts Gutes," rief der Alte, „der Piaba springt sonst nicht; dieser hier ist gesprungen; hört auf!" — Statt dessen versuchten die übrigen, die gefangenen Fische mit Keulenschlägen zu töten. Da verschwand plötzlich der See und alles, was darin war. Nur ein Knabe, der am Ufer auf einem Baume saß, wurde gerettet. Er weinte, und seine Tränen fielen ins Wasser. Ein kleiner Fisch fing sie auf.

Jetzt erschienen die Pirarukus in Menschengestalt wieder. Sie fragten den Knaben einer nach dem anderen: „Sehe ich aus wie dein Vater; sehe ich aus wie dein Onkel, dein Bruder usw.?" bis dieser endlich alle seine Verwandten bestimmt hatte. Nun gingen sie zusammen ins Dorf zu den Weibern, deren Männer sie jetzt vorstellten. Einer der Pirarukus legte seinen Kopf der Frau auf den Schoß, um ihn absuchen zu lassen, befahl ihr aber, ja nicht in seinem Genick nachzusehen, und schlief bald darauf ein. Die Frau aber

vermochte ihre Neugierde nicht zu bezwingen, unterſuchte das Genick des Mannes und fand dort eine Reihe kurzer Stacheln. Da erſchrak ſie und erweckte durch einen lauten Schrei den Mann. „Was haſt du?" fragte dieſer. — „Ach, es iſt nichts; es iſt nur eine Laus heruntergefallen." — Der Mann nahm die Entſchuldigung an und ging in die Feſthütte zum Tanz.

Die Frau beſchloß, mit ihrem Kinde zu fliehen. Vor ihrem Weggange ſprach ſie zu ihrem Papagei: „Wenn der Vater kommt und nach mir fragt, ſo ſage, ich ſei beim Waſſerholen; kommt er wieder, ſo ſage, ich ſei beim Holz- oder Früchteſuchen!" — So geſchah es. Der Mann wurde von dem Papagei ſo lange hingehalten, bis die Frau weit entfernt war. Endlich aber merkte er den Betrug, riß wütend dem Vogel die Federn aus, der höhniſch ausrief: „Jetzt weiß ich, daß du kein Menſch, ſondern ein Piraruku biſt!" und eilte ſeinem Weibe nach. Dieſe ſuchte Schutz bei einem Reiher, in deſſen Kropf ſie ſich verbarg. Der Mann kam nach und fragte den Vogel, warum er ſo dick ſei. „Ich habe ſo viele kleine Fiſche gegeſſen," erwiderte dieſer. — „So laß deinen Kot ſehen!" — Der Reiher tat, wie ihm geheißen war, wobei das Weib beinahe zum Vorſchein gekommen wäre. Der Mann eilte weiter. Das Weib mit ihrem Kinde ſetzte ſpäter ihre Flucht fort, aber weit und breit war kein Waſſer. Faſt verſchmachtend, erreichte ſie endlich einen Sumpf, in dem ein Zitteraal lag. Sie bat ihn um Waſſer; er aber gewährte es nur unter der Bedingung, daß ſie ihm zu Willen war.

Später traf das Weib einen zweiten Aal, der die gleiche Forderung ſtellte, um Waſſer zu ſchaffen, aber von der Frau betrogen wurde; endlich einen dritten, der aber kein Waſſer mehr lieferte. Das Kind verwandelte ſich vor Durſt in einen Vogel und flog fort.

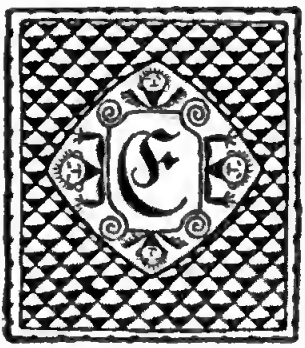
Die Frau begegnete weiter einem Jaguar. Dieſer fragte: „Womit haſt du dein Kind ſo ſchön bemalt?" — „Das habe ich mit gekochtem Wachs gemacht." — Der Jaguar

bat darauf das Weib, ihn ebenfalls ſo ſchön fleckig zu machen, und legte ſich ruhig vor ſie hin. Die Frau kochte eine große Menge Wachs und begoß den Jaguar damit, ſo daß er ſtarb. Die Schweſter nahm dem Jaguar das Fett heraus und ſtopfte es in einen hohlen Baum, worauf beide Weiber ihre Flucht fortſetzten. Nach einer Weile ſagte die Schweſter: „Laß mich zurückgehen; ich vergaß meine Pfeife!“ — „Geh,“ ſagte das Weib, „aber iß nichts vom Fett des Jaguars, ſonſt wirſt du ſelbſt einer!“ — Die Schweſter jedoch folgte nicht, verzehrte vielmehr, vom Hunger getrieben, davon eine große Menge. Sie kehrte ſpäter ein zweites Mal um unter dem Vorwande, ihre Schürze vergeſſen zu haben, aß nochmals vom Fett und ward nun ſelbſt in einen Jaguar verwandelt.

So folgte ſie in Tiergeſtalt ihrer Schweſter nach. Dieſe ſuchte ſie nun los zu werden, überredete ſie, die Augen zu ſchließen, und ſtieg währenddeſſen auf einen Baum, von dem aus ſie dem Jaguar höhniſch zurief: „Das iſt die Strafe für deinen Vorwitz; jetzt ſieh, wie du weiterkommſt!“ — Endlich kam ſie an einen Fluß, an dem ein Alligator ſaß. Dieſen bat ſie, ſie überzuſetzen. Der Alligator ſtellte dasſelbe Verlangen, wie früher der Zitteraal, ſah ſich aber ebenfalls betrogen. Voll Ärger brachte er den Mann auf ihre Fährte. Die Frau hatte mittlerweile ein verlaſſenes Haus erreicht und ſich Feuer angezündet, als ſie plötzlich eine Dampfwolke aufſteigen ſah. Es war ihr Mann, der Piraruku, der, ſeine Pfeife rauchend, des Weges kam. Sie warf ihm Aſche ins Geſicht, ſo daß der Mann ſie nicht erblickte und ſeine Pfeife ausging. Während er dieſe wieder anzündete, gewann ſie einen Vorſprung und warf, als er ihr zum zweiten Male nahekam, mit Kohlen nach ihm. Das drittemal blieb dies jedoch erfolglos; da warf ſie mit Salz. Ein großer Fluß bildete ſich zwiſchen beiden, ſo daß die Frau gerettet war. Voll Zorn und Scham darüber, daß es ihm nicht gelang, das Weib in ſeine Gewalt zu bekommen, kehrte der Piraruku zu den Seinigen zurück, die, als ſie ſich er-

kannt ſahen, ihren See wieder aufſuchten und ſich ſeitdem nicht wieder haben ſehen laſſen.

76. Der Stern



Es war einmal ein Jüngling, der lebte im Junggeſellenhaus. Eines Nachts blickte er empor zum ſternenfunkelnden Himmel. Da fiel ihm ein Stern beſonders auf durch ſeinen ruhigen, hellen Glanz.

„Wie ſchade, daß ich dich nicht in meine Kürbisflaſche einſchließen kann, um dich nach Herzens Luſt zu bewundern!“ rief er aus, ſeufzte und ſtarrte lange Zeit zärtlich hinauf zu dem gefühlloſen Stern.

Endlich ging er in das Junggeſellenhaus, wo ſeine Brüder bereits ſchliefen. Er ſchlief ein und träumte von dem ſchönen Stern. In der Nacht wachte er plötzlich auf und ſah zu ſeiner Überraſchung ein junges Mädchen mit hellen, leuchtenden Augen zu ſich herabblicken. Er dachte, es wäre eine „Verſuchung“, und beſchwor ſie, ihn ſofort zu verlaſſen.

„Warum?“ antwortete ſie. „Ich bin der helle Stern, den du in deiner Kürbisflaſche zu haben wünſchteſt.“

Der junge Mann war im erſten Augenblick ſtumm vor Erſtaunen. Dann ſagte er: „Aber du kannſt doch ſicherlich nicht in meine Kürbisflaſche hinein.“

„Doch, das kann ich,“ antwortete der Stern. Der junge Mann öffnete ſeine Kürbisflaſche und tat das Sternmädchen hinein. Sie erhob ihre Augen zu ihm, und ſie waren wunderſchön in ihrem leuchtenden Glanz. — Von nun an hatte der Jüngling keine Ruhe mehr. Während des Tages ging er hinaus in den Wald. Er konnte an nichts anderes denken als an den Stern, den er ſich in einem Augenblick der Narrheit gewünſcht hatte, und deſſen Gegenwart ihn nun ſo beunruhigte.

In ſeiner Abweſenheit wollten ſeine Brüder ihm einen

Streich ſpielen und ihm die Palmnüſſe ſtehlen, die er gewöhnlich in ſeiner Kürbisflaſche aufbewahrte.
Einer von ihnen kletterte hinauf, um die Kürbisflaſche von dem Balken loszubinden, an dem ſie befeſtigt war. Der andere ſtand unten und fing ſie auf. Als er ſie öffnete, ließ er ſie mit einem Schrei fallen.
„Es iſt ein Tier darin mit feurigen Augen!“ ſchrie er. Sie liefen beide davon und ließen die Kürbisflaſche am Boden liegen.
Als der Jüngling zurückkam, erzählten ihm die Brüder, was ſich ereignet hatte, und warnten ihn, die Kürbisflaſche zu berühren. Er war ärgerlich auf ſie, verhehlte ihnen die Wahrheit, ſo gut er konnte, und hing die Kürbisflaſche auf wie zuvor.
Das Sternmädchen kam nur des Nachts aus ſeinem Verſteck, und der junge Mann, obgleich noch etwas ängſtlich, weidete ſeine Augen an ihrer Schönheit.
Eines Tages forderte der Stern den jungen Mann auf, jagen zu gehen. Sie kamen an eine Bacaba-Palme, und das Sternmädchen bat ihn, hinaufzuklettern und ihr einen Büſchel Früchte zu holen. Als der Jüngling den Wipfel erreicht hatte und die Früchte pflückte, rief ſie ihm zu: „Halte dich feſt!“ Und indem ſie auf den Baum ſprang, ſchlug ſie mit einer Rute dagegen. Da fing der Baum an zu wachſen, wuchs und wurde länger, bis er den Himmel erreichte. Da band ſie ihn mit den Blättern an eine dicke Wand, und ſie ſprangen zuſammen in den Himmel hinein.
Der Jüngling fürchtete ſich ſehr. Er ſah ein weites, ödes Feld und in weiter Ferne ein Haus. Das Sternmädchen verließ ihn und ging auf das Haus zu. Sie kam bald zurück mit Speiſen für den jungen Mann. Sie bat ihn, ſich nicht zu entfernen von dort, wo er war, und ging wieder fort.
Der Jüngling blieb zurück, traurig und verwirrt durch alles, was ihm begegnet war. Nach einer kleinen Weile hörte er, nicht weit entfernt, den Klang von Jagdhörnern und Stim-

men. Es ſchien ein Feſt gefeiert zu werden mit Geſang und Tanz. Das Sternmädchen kam zurück und beſchwor ihn, den Platz nicht zu verlaſſen und vor allem nicht der Verſuchung zu unterliegen, hinzugehen und dem Tanze zuzuſehen. Dann ließ ſie ihn allein.

Der Jüngling war nicht imſtande, ſeine Neugierde zu unterdrücken, und ging zu dem Feſt...

Was er ſah, war ſchrecklich! Es war eine Art Totentanz. Eine Menge Skelette drehte ſich im Tanz, in formloſem Wirrwarr. Das verfaulte Fleiſch hing von den Knochen, und ihre Augen lagen vertrocknet in den eingeſunkenen Höhlen. Die Luft war ſchwer von dem faulen Geruch.

Der junge Mann rannte voll Entſetzen davon. Da traf er das Sternmädchen, das ihn ernſtlich tadelte wegen ſeines Ungehorſams. Sie ließ ihn baden, damit er ſich ſäubere von der Befleckung.

Dann verließ ſie ihn wieder und ging fort. Aber er konnte nicht länger dort bleiben. Sobald er ſah, daß ſie weit genug fort war, eilte er nach der Stelle, wo ſie den Palmbaum angebunden hatte. Sie ſah zurück, erriet ſeine Abſicht und lief herbei, um ihn zu hindern. Aber der Jüngling ſprang ſchnell auf den Baum, der ſogleich zuſammenſchrumpfte und ſich ausbreitete, bis er war wie zuvor.

Der Stern ſah traurig herunter auf den jungen Mann und ſagte: „Du läufſt vergeblich davon. Du wirſt bald zurückkehren."

Und ſo geſchah es. Als er den Erdboden erreichte, fühlte der Jüngling Kopfſchmerzen. Er konnte kaum noch ſeinem Vater und ſeinen Brüdern erzählen, was geſchehen war. Alle Heilmittel waren vergebens. Er ſtarb.

So erfuhren die Indianer, daß kein Himmel der Seligkeit ſie droben erwartet, wenn auch die Sterne ſcheinen und ſie locken.

phot. Walter Garbe

Botokuden / Oſtbraſilien

77. Sintflut und Weltschöpfung

In längst vergangenen Zeiten fand eine Überschwemmung statt, welche die ganze von unseren Vorfahren bewohnte Erde bedeckte.

Nur die Spitze des Gebirges Krinjijinbe ragte noch aus den Wassern hervor. Die Kaingang, Kayurukre und Kame schwammen in der Richtung auf sie zu, jeder mit einem leuchtenden Feuerbrand zwischen den Zähnen.

Die Kayurukre und die Kame wurden müde und sanken unter und gingen zugrunde; ihre Seelen aber gingen wohnen im Innern des Gebirges.

Die Kaingang und einige wenige Kuruton erreichten mit Mühe den Gipfel des Gebirges Krinjijinbe, wo sie blieben, die einen auf dem Boden, die anderen auf den Ästen der Bäume, weil sie keinen Platz mehr hatten. Dort brachten sie einige Tage zu, ohne daß die Gewässer sanken und ohne Nahrung. Schon erwarteten sie den Tod, als sie den Gesang der Sarakuras vernahmen, die herankamen mit Körbchen voll Erde und diese ins Wasser schütteten. Da fing es an, langsam zurückzuweichen.

Sie riefen den Sarakuras zu, sie sollten sich beeilen, was diese auch taten, indem sie ihren Ruf verdoppelten und die Enten einluden, ihnen zu helfen.

In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine geräumige Ebene auf dem Gebirge zu bilden, die den Kaingang vollen Spielraum gewährte, mit Ausnahme jener, die sich auf die Bäume geflüchtet hatten. Diese wurden in Affen, und die Kuruton in Brüllaffen verwandelt.

Die Sarakuras hatten ihre Arbeit von der Seite her begonnen, wo die Sonne aufgeht. Das ist der Grund, warum unsere Flüsse und Bäche ihren Lauf nach Westen nehmen und in den großen Parana münden.

Nachdem die große Flut verschwunden war, ließen sich die

Kaingang in der Nähe der Serra do mar nieder. Die Kayurukre und Kame, deren Seelen im Innern des Gebirges wohnten, fingen an, sich Wege zu bahnen. Nach vielen Arbeiten und Mühen konnten die einen auf der einen, die anderen auf der entgegengesetzten Seite herausgehen. An der Öffnung, aus der die Kayurukre herauskamen, entsprang ein schöner Quellbach, und es gab da keine Steine. Daher kommt es, daß sie kleine Füße haben. Dagegen führte der Weg der Kame über steinigen Boden, so daß sie sich die Füße verwundeten und diese während des Marsches aufschwollen. Daher kommt es, daß sie bis auf den heutigen Tag große Füße haben. Auf dem Wege, den sie sich gebahnt hatten, gab es kein Wasser. Sie litten Durst und sahen sich gezwungen, bei Kayurukre solches zu betteln, der ihnen das nötige zu trinken gestattete.

Beim Herausgehen aus dem Innern des Gebirges befahlen die Kaingang den Kuruton, die Körbe und Kürbisschalen zu suchen, die sie vor der Überschwemmung unten im Tal gelassen hatten. Diese gingen, aber sie waren zu träge, wieder auf das Gebirge hinaufzusteigen. Sie blieben unten, wo sie waren, und wollten nicht mehr zu den Kaingang zurückkehren. Aus diesem Grunde, wenn wir ihnen begegnen, ergreifen wir sie wie unsere geflohenen Sklaven, was sie auch sind.

In der folgenden Nacht zündeten sie Feuer an, und Kayurukre bildete aus der Asche und den Kohlen Jaguare und sagte ihnen: „Gehet und fresset Menschen und Tiere des Waldes!" — Und die Jaguare liefen brüllend davon. Da er keine Kohle mehr zum Bemalen hatte, machte er nun von Asche die Tapire und befahl ihnen: „Gehet und holet euch Wildpret!" — Diesen aber waren die Ohren schlecht ausgefallen, und so verstanden sie den Befehl nicht und fragten, was sie tun sollten. Kayurukre, der gerade dabei war, ein anderes Tier zu formen, schrie ihnen ärgerlich zu: „Gehet und fresset Laub und Baumzweige!" — Dieses Mal verstanden sie den Befehl und gingen. Das ist der Grund,

warum die Tapire sich nur von Laub, Baumzweigen und Waldfrüchten nähren.

Kayurukre war wieder dabei, ein anderes Tier zu bilden; es fehlten ihm noch die Zähne, die Zunge und einige Klauen als es anfing Tag zu werden, und da er bei Tag keine Kraft hatte, legte er ihm schnell eine feine Rute in das Maul und sagte zu ihm: „Da du keine Zähne hast, lebe von Ameisen!" — Das ist der Grund, warum der Ameisenbär ein unvollendetes und unvollkommenes Tier ist.

In der folgenden Nacht fuhr er fort und bildete viele Tiere, unter ihnen auch die guten Bienen. Zu derselben Zeit, als Kayurukre diese Tiere hervorbrachte, machte Kame deren auch, aber andere, um jene zu bekämpfen; er machte die amerikanischen Löwen, die giftigen Schlangen und die Wespen.

Nach dieser Arbeit marschierten sie, um sich mit den Kaingang zu vereinigen; aber sie sahen, daß die Jaguare sehr wild waren und viele Leute auffraßen. Da schlugen sie beim Übersetzen eines tiefen Flusses eine Brücke mittels eines Baumstammes, und nachdem alle übergesetzt waren, sagte Kayurukre zu einem der Kame, er solle, wenn die Jaguare auf der Brücke wären, diese mit aller Kraft hinwegziehen, damit jene ins Wasser fielen und ertränken. So tat einer von den Kame. Von den Jaguaren fielen einige ins Wasser und gingen unter; andere aber sprangen ans Ufer und hielten sich mit den Krallen fest. Der Kame wollte sie ins Wasser stürzen; als aber die Jaguare brüllten und die Zähne zeigten, fürchtete er sich und ließ sie auf das Land kommen. Daher rührt es, daß die Jaguare sowohl auf dem Lande als auch im Wasser leben können.

Nachdem die Indianer eine große Ebene erreicht hatten, versammelten sie sich und berieten, wie sie ihre Kinder verheiraten sollten. Sie verheirateten zuerst die Kayurukre mit

den Töchtern der Kame und umgekehrt. Als aber noch viele Jünglinge übrigblieben, verheirateten ſie dieſe mit den Töchtern der Kaingang. Daher kommt es, daß die Kayurukre, die Kaingang und die Kame Freunde und Verwandte ſind.

78. Sintflut

In alter Zeit fiel einmal ein ſtarker Regen, der die von uns bewohnte Erde überſchwemmte. Ein einziger von unſeren Vorfahren erblickte, als er ſchon ſehr ermüdet dahinſchwamm, den Wipfel einer Palme, der aus den Gewäſſern auftauchte. Er näherte ſich ihm und faßte einen Wedel, der aber, weil er trocken war, abbrach. Getragen von dem Wedel fuhr er fort zu ſchwimmen. Bei Einbruch der Nacht ſah er einen anderen Palmwipfel, näherte ſich ihm und hielt ſich an einem grünen Wedel feſt. Er ſtieg an ihm empor und machte es ſich auf der Krone bequem. Hier blieb er viele Tage lang und litt Hunger und Kälte. Als dann die Palmfrüchte reif wurden, aß er ſie und nährte ſich von ihnen.

Eines Tages hörte er in der Ferne den Geſang des Sapakuru (Ibis), der ſich ihm näherte. — „Halte dich hier feſt! Ich will Erde holen, damit du herabſteigen kannſt.“ — Kurz darauf ſetzte ſich eine Sarakura auf die Krone der Palme, erblickte ihn da und ſagte zu ihm: „Nicht weit von hier gibt es Erde. Warum gehſt du nicht dorthin?“ — „Ich kann nicht; ich bin ſehr ſchwach. Wenn ich die Palme verlaſſe, ſterbe ich ſicherlich.“ — Da ſagte die Sarakura: „Ich gehe Erde holen.“ — Und ſie und der Ibis brachten Erde in ihren Schnäbeln und ſtreuten ſie auf das Waſſer. Da wurde es trocken. An den Stellen, wo der Ibis die Erde fallen ließ, erhöhte ſie ſich, entſprechend ſeinem größeren Schnabel, und bildete Gebirge. Vor dieſem Regen war die Erde, auf der wir wohnten, ganz flach. Das Waſſer ver-

schwand, und der Mann stieg herab von der Palme und lebte von den Früchten und Wurzeln der Bäume. Aber er war allein inmitten der anderen Wesen, die nicht waren wie er.

Eines Tages sagte der Ibis zu ihm: „Warum gehst du nicht und suchst dir eine Gefährtin? In der großen Bucht gibt es viele. Mache ein Floß, während ich die Enten beauftrage, dich dahin zu bringen, wo die Mädchen der anderen Leute sind.“ — Am folgenden Morgen nahmen die Enten das Floß, auf dem er sich befand, ins Schlepptau. Am Rande der Lagune badeten viele Mädchen. Sie sahen das Floß und eilten erschreckt auf den Strand. Eine von ihnen stürzte sich ins Wasser und schwamm auf das Floß zu. Als sie dort ankam, nahm er sie in seine Arme, und die Enten schleppten das Floß wieder nach seinem Aufenthaltsort. Die anderen Mädchen erzählten ihren Leuten von dem, was ihnen begegnet war, und sie machten sich auf die Verfolgung der Flüchtlinge, konnten sie aber nicht einholen.

Are verheiratete sich mit dem Mädchen, und sie hatten Kinder; aber wenn wir anderen Leuten begegnen, streiten sie immer mit uns. Aus diesem Grunde leben wir getrennt und wie verloren in den Wäldern.

79. Die Zwillinge

Im Anfang waren nur zwei Menschen, Mann und Frau, und die Frau war schwanger. Der Gatte befahl ihr, Mais zu pflanzen. Als diese Arbeit getan war, befahl er ihr, zurückzukehren und grüne Maiskolben zu suchen. Sie hielt es nicht für möglich, sie zu finden, und gehorchte ihm nicht. Er bestand darauf und fügte hinzu, daß der Sohn, den sie bei sich trug, auch Hunger habe. Da wurde sie zornig und erklärte ihm, daß er nicht der Vater des Sohnes wäre. Der Gatte verließ sie. Die Frau

folgte traurig ſeiner Spur. Von weitem erblickte ſie ihn am Horizont, wo er verſchwand. Der Sohn gab ihr den Weg an, den ſie gehen mußte, aber zur Belohnung bat er ſie, ihm Blumen und Früchte zu reichen. Dabei wurde ſie verſchiedene Male von der Weſpe geſtochen. Darüber geriet ſie in Zorn und züchtigte den Sohn, indem ſie ſich auf den Leib ſchlug. Da hörte der Sohn auf, ihr den Weg zu zeigen, und ſie verirrte ſich.

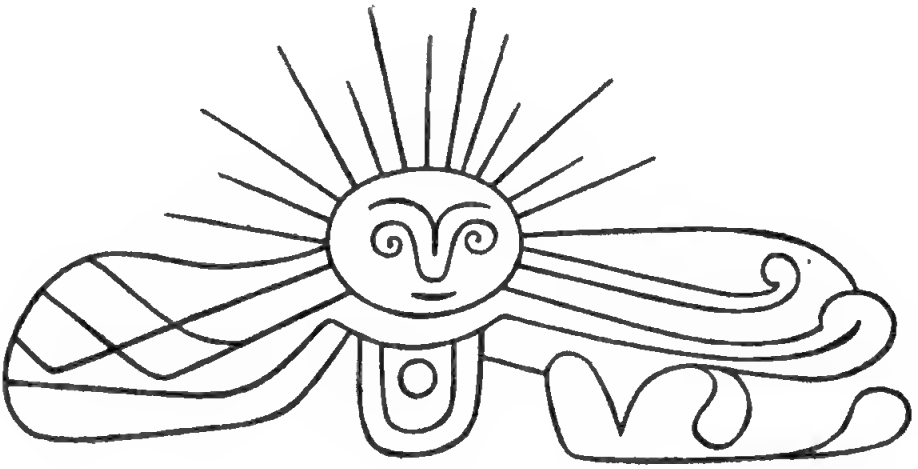
Sie kam zu der Wohnung der Jaguare, einer Höhle neben einem Abgrund. In dem Eingang ſtand die alte Jary, die Mutter der Jaguare, und teilte ihr mit, daß die einzigen lebenden Weſen ſie und ihre Söhne wären, die bei ihrer Rückkehr ſie freſſen würden.

Gerührt durch ihre Bitten gab ihr die Alte ein Viertel eines Hirſches zum Eſſen und verbarg ſie.

Die Jaguare kamen heim mit ihrer Jagdbeute. Nur der letzte, der nichts brachte, ſchnupperte und ſagte: „Da hältſt du ja ein gutes Wildbret verſteckt, Großmutter. Ich werde es eſſen.“

Die alte Jaguarin bat, ſie ſollten ihr den Sohn überlaſſen, der doch wohl zärter für ſie ſei, da ſie keine Zähne mehr hätte. Die Jaguare fraßen die Mutter auf und überließen die Zwillinge, die ſie in ihrem Leibe fanden, Jary. Dieſe wollte die Kleinen auf den Bratroſt legen, aber ſie entwiſchten ihr. Sie wollte ſie mit Steinen und in dem Mörſer töten, aber ſie entſprangen ihren Händen, bis ſie ermüdete und die Kinder auf den Boden losließ. Als die Jaguare ſich zurückzogen, blieb der ältere der Zwillinge, Derekey, ſtehen und bat die Alte, ihm Bogen und Pfeile zu machen, indem er ihr verſprach, Vögel für ſie zu jagen, was ihr ſehr zuſagte. Der jüngere, Derevuy, aß nicht und weinte vor Hunger. Der Ältere erfuhr durch die roten Araras, wie ſeine Mutter geſtorben war. Er ſuchte in dem Kot der Jaguare ihre Knochen und fügte ſie zuſammen. Es fehlte nur noch ſehr wenig an ihrer Vollendung, da warf ſich der jüngere Sohn über ſie, um an ihrer Bruſt zu trinken, und zerſtörte das Werk.

Zornig trat Derekey auf ein faules Holz, und heraus kamen gelbe Bienen und eine süße Flüssigkeit, die Honig war.
Er ließ das Brüderchen in der Obhut der Bienen, die es ernährten, bis es heranwuchs und aufhörte zu weinen.
Darauf banden sie die Jaguare an außer Jary und einer ihrer Töchter und gingen auf die Suche nach ihrem Vater.
Nach vielen Wechselfällen und verschiedenen Trennungen, die der Jüngere verschuldete, kamen sie zur Wohnung des Ahan, mit dessen Tochter sich der Jüngere verheiratete und einen Sohn hatte. Als Ahan einmal ausgegangen war, um nachzusehen, ob die Bäume einem Sturm Widerstand leisten würden, benutzten sie seine Abwesenheit und entflohen und nahmen den Sohn mit.
Von einem hohen Baum rief Derekey: „Unser Vater!" und dieser antwortete von fern: „Kommt alle! Ich bin hier."
Sie kamen und fanden den Vater, der ein alter weißer Mann war mit einer Krone von roten Arara- und Tukanfedern und feurigen Augen.
Er nahm sie mit in sein Haus und fragte sie, wie sie leben wollten. Da wählte der Ältere den Tag und der Jüngere die Nacht, und sie verwandelten sich in die Sonne und den Mond.



80. Keri und Kame

Kamuſchini begegnete, da er im Walde Blätter der Tukumpalme ſuchte, um ſich Schnur für Bogenſehnen zu verſchaffen, dem Jaguar Oka, fürchtete ſich vor ihm und verſprach, ihm Frauen zu machen, wenn er ihn verſchone.

Zuerſt fällte er Bäume mit rotem Holz, brachte die Klötze nach Hauſe, ſtellte ſie an einen Maismörſer, blies ſie an und zog ſich ein Weilchen zurück. Als er wiederkam, waren es aber lauter Männer geworden, die Pfeile ſchnitzten! Er tötete ſie, ging wieder fort und fällte nun mit ſeinem Steinbeil fünf oder ſechs andere Bäume, verfuhr damit ebenſo wie mit den erſten und fand dieſes Mal, als er die Angeblaſenen ſich ein Weilchen überlaſſen hatte, daß es Frauen geworden waren. Sie ſagten alle „Papa" zu ihm, und mit Ausnahme der letzten, die faul daſaßen, und die er deshalb erzürnt ſofort tötete, ſtampften ſie eifrig Mais — Maniok ſoll es damals noch nicht gegeben haben — und machten Fladen und Getränke.

Die beiden älteſten, Nimagakaniro und Ichoge, gab Kamuſchini dem Jaguar Oka, und dieſer führte ſie nach Hauſe. Unterwegs aber verunglückte Ichoge; ſie kletterte auf eine Buritipalme, um ſich Nüſſe zu holen, und ſtürzte hinab.

Nimagakaniro verſchluckte zwei Bakairi-Fingerknochen, von denen viele im Hauſe waren, weil Oka ſie für ſeine Pfeilſpitzen gebrauchte und viele Bakairi tötete, deren Fleiſch er aß. Von den Fingerknochen wurde die Frau ſchwanger.

Ihre Schwiegermutter Mero aber, die außer Oka noch zwei

Jaguarsöhne hatte, Kuara und Zaupanyua, kam zu Besuch, als Oka auf der Jagd war. Sie wollte nicht, daß er von einer Bakairi Söhne habe, denn sie haßte und aß die Bakairi. Sie riß Nimagakaniro mit ihren Krallen die Augen aus und ging wieder. Nimagakaniro starb, aber der Oheim Kuara schnitt ihr den Leib auf, holte die Zwillinge Keri und Kame hervor und legte sie in eine Kalabasse wie junge Papageien. Dann schnitten er und seine Leute Nimagakaniro in Stücke, brieten und verzehrten sie und setzten den Rest dem heimkehrenden Oka vor, der ihn ahnungslos aß. Heftig erzürnt, als er den Hergang erfuhr, lief er, Mero zu töten, stand aber davon ab, weil sie sagte: „Ich bin deine Mutter."

Keri und Kame zog der Pflegevater Jaguar auf. Er ließ sie auf seinem Rücken reiten und lehrte sie mit Pfeilen schießen. Nun fragten sie ihn aber nach ihrer Mutter. Er hatte von ihrem Tod geschwiegen, weil er sich schämte, von ihrem Fleisch gegessen zu haben, und gab auch jetzt keine Auskunft. Doch die Großmutter oder Tante Ewaki berichtete die Untat Meros. Keri und Kame gingen hin und töteten Mero, obwohl diese sie freundlich mit dem Gruß „o meine Enkel" empfing.

Die verdammte Mero wurde nicht beerdigt, o nein, sie wurde verbrannt. Keri und Kame trugen Scheiter zusammen und legten Feuer an; dann gruben sie sich ein Loch, um zuzuschauen. Mero brannte „bopopopo" ... Man sieht das Feuer noch heute am Himmel. Zu jener Zeit hatten Keri und Kame noch keine menschliche Gestalt. Kame kroch aus seinem Loch neugierig hervor und fing Feuer. Er verbrannte, starb. Keri blies ihn an und machte ihm Nase und Hände und Füße, wie sie die Menschen haben. Aber auch Keri fing Feuer, verbrannte, starb, wurde von Kame lebendig geblasen und menschlich gestaltet. Auch diese Feuer sieht man am Himmel. Da kamen drei Tierarten, die man auch noch am Himmel sieht, die kleine Fischotter, die sich den Schwanz, die große, die sich Hände und Füße, und der Tukan, der sich den

Schnabel von Keri und Kame nahm. Keri hatte einen größeren Schnabel gehabt als Kame.

Keri und Kame zankten mit dem Vater und wollten ihn töten, weil sie ihre Mutter nicht gesehen hatten. Sie sagten dem Vater: „Mach viele Pfeile zurecht!" Dieser tat es und gab sie ihnen. Nun machten sie Kayabi. Sie rammten die Pfeile in einem Kreis aufrecht in den Boden und bliesen sie an. Da kamen die Kayabi. Keri hieß diese, auf Oka zu schießen, aber sie fehlten. Da schoß Keri selbst. Der Pfeil drang in das Knie des Jaguars ein. Der Jaguar stürzte sich ins Wasser und entkam.

Die Brüder empfingen nun von ihrer Tante Ewaki den Auftrag, die Sonne zu holen, die der Königsgeier besaß. Bisher war es Nacht, wenn nicht der Königsgeier mit der Sonne erschien. Am Himmel gibt es ein schwarzes Loch, das den Geiern gehörte. In dieses Loch stürzte der Tapir, weil es finstere Nacht war. Man sieht ihn noch in der Milchstraße. Keri sah den Tapir und ging in seinen Vorderfuß hinein. Kame aber ging in einen kleinen gelben Singvogel und setzte sich auf einen Ast; er sollte Keri, der nichts sehen konnte, von allem, was vorging, unterrichten. Der Königsgeier öffnete die Sonne; es wurde hell, und so erblickten die Aasgeier den Tapir. Alle schwarzen und weißen Geier — nur der rote, der Königsgeier, blieb noch fern — stürzten sich auf den Tapir. Sie holten Schlingpflanzenstricke herbei, zogen ihn mit aller Mühe aus dem Loch und wollten ihn zerteilen. Da machte Kame auf seinem Ast „neng-neng-neng", Keri blies, und die Geier konnten mit ihren Schnäbeln den Tapir nicht öffnen. Sie riefen den Königsgeier zu Hilfe. Dieser kam, und Kame hörte auf „neng-neng-neng" zu machen. Der rote Geier öffnete den Tapir mit seinem Schnabel. In diesem Augenblick ergriff ihn Keri und packte ihn so fest, daß er fast starb. Nur wenn er die Sonne hergebe, solle er am Leben bleiben. Da schickte der Königsgeier seinen Bruder, den weißen Geier, die Sonne zu holen. Dieser brachte die Morgenröte. „Ist das recht?" fragte Kame Keri, der fest-

halten mußte. „Nein, nicht die Morgenröte," erwiderte Keri. Da brachte der weiße Geier den Mond. „Iſt das recht?" fragte Kame. „Ach was!" erwiderte Keri. Nun brachte der weiße Geier die Sonne, und als Kame fragte: „Iſt das recht?" antwortete Keri: „Jetzt, ja!" Dann gab er den Königsgeier frei, der ſehr erzürnt war.

Der Mond beſtand damals aus (gelben) Japu-Federn, die Sonne aus Federn des Tukan und des roten Arara, die Morgenröte aus Tukan-Federn. So haben es die Alten gewußt. Wenn es jetzt, wie ihr ſagt, anders ſein ſoll, ſo weiß ich davon nichts, und niemand weiß es. Dann muß man geblaſen haben, daß ſie wie Feuer geworden iſt.

Keri ſann und ſann, was er nun mit der Sonne und dem Mond anfangen ſollte. Es war immer hell. Ewaki wußte ihm auch nicht zu raten. Endlich machte er einen großen Topf und ſtülpte ihn darüber. Da war es dunkel. Er gab den Mond Kame. Sonne und Mond waren beide unter dem Topf. Wenn der Topf aufgehoben wird, iſt es Tag.

Keri und Kame wollten nun gern ſchlafen und konnten zu ihrem Leidweſen nicht. Sie gingen zu Ewaki, und dieſe ſagte ihnen, wo ſie den Schlaf holen ſollten. Po, die Eidechſe, war im Beſitz des Schlafes. Sie empfing Keri und Kame freundlich und ſagte: „Oh, meine Enkel!" — Sie blieben in ihrem Hauſe, legten ſich in die Hängematte und ſchliefen. Als ſie erwachten, fühlten ſie ſich wieder wohl. Am anderen Morgen ſagten ſie Lebewohl und zogen mit der Hängematte, die ihnen die Eidechſe geſchenkt hatte, von dannen. Unterwegs, als ſie eine Meile gegangen waren, wollten ſie nun das Schlafen verſuchen. Sie legten ſich in die Hängematte und verſuchten, aber es ging nicht. Sie quälten ſich vergebens. Da gingen ſie wieder zum Haus der Eidechſe zurück, ergriffen ſie und zogen ihr das Augenlid aus. Sie nahmen ſich ein großes Stück, und die Eidechſe war ſehr böſe. Nun hatten ſie Augenlider und konnten ſchlafen.

Keri und Kame gingen zu Ewaki, und dieſe befahl ihnen, das Feuer zu holen. Der Kampfuchs war der Herr des

Feuers. Er hatte es in den Augen und ſchlug es ſich heraus, wenn er Holz anzünden wollte. Der Kampfuchs hatte eine Reuſe angelegt, um Fiſche zu fangen. Zu der Reuſe gingen Keri und Kame. Sie fanden darin einen Fiſch und eine Schnecke. Keri ging in den Fiſch, und Kame ging in die Schnecke. Beide waren gut darin verſteckt. Singend kam der Kampfuchs gegangen und machte Feuer an. Dann ſah er nach, was in der Reuſe war, holte den Fiſch und die Schnecke und legte ſie in das Feuer, um ſie zu braten. Aber die beiden goſſen Waſſer in das Feuer. Erzürnt ergriff der Kampfuchs die Schnecke; die hüpfte aber in den Fluß und holte neues Waſſer und goß es ins Feuer, daß dieſes beinahe ganz verlöſchte. Der Kampfuchs ergriff ſie wieder und wollte ſie auf einem Holz in Stücke ſchlagen, die Schnecke aber entglitt ihm und fiel auf die andere Seite. Das wurde dem Kampfuchs zuviel; ärgerlich lief er davon. Keri und Kame aber bliesen das Feuer wieder an und gingen damit zu Ewaki.

Ewaki ſchickte die beiden Knaben aus, das Waſſer zu holen. Sie wanderten drei Tage. Sie fanden drei Töpfe, die der Waſſerſchlange gehörten. In den Töpfen war Waſſer; in zweien war gutes Waſſer, aber in dem dritten war ſchlechtes, von dem man nicht trinken kann, ohne zu ſterben. Dieſen dritten Topf ließen ſie ganz; ſie wollten gutes Waſſer haben. Die zwei anderen Töpfe zerſchlugen ſie. Das Waſſer, das aus dem einen abfloß, war der Paranatinga, das Waſſer des anderen der Ronuro und Kuliſehu. Keri nahm ſich des Paranatingawaſſers, Kame des Ronuro-Kuliſehuwaſſers an. Beide Flüſſe liefen weiter, und Keri und Kame liefen jeder hinter dem ſeinen; ſie riefen einander zu, damit ſie ſich nicht verlören. Auf einmal hörte Kames Rufen auf. Keri ſchrie und ſchrie, doch die Antwort blieb aus. Da ließ er den Paranatinga ſtillſtehen und warten und ging zum Ronuro. Der dumme Kame hatte ſich den ſchlechteſten Fluß ausgeſucht; er konnte nicht mit ihm fertig werden. Das Waſſer wurde groß und breit und Kame ertrank. Ein ge-

waltiger Jahufiſch verſchluckte ihn. Keri kam und fand den Ronuro ſtillſtehend, Kame verſchwunden. Sogleich gab er ſich ans Fiſchen. Er fing drei Jahus, und einer war dick geſchwollen. Dem riß er den Bauch auf und erblickte nun Kame, der tot war. Er legte die Leiche auf große, grüne Blätter und blies ſie an. Da ſtand Kame auf und ſagte: „Ich habe gut geſchlafen." — „Nein," rief Keri, „du haſt ganz und gar nicht geſchlafen! Ein Jahu hat dich gefreſſen." Mit dem Ronuro wollten ſie nichts mehr zu tun haben. Keri ließ eine Ente kommen und befahl ihr, das Waſſer mitzunehmen. So geleitete die Ente den Fluß wieder weiter, und die beiden Knaben begaben ſich zu Keris Paranatinga, der noch geduldig wartete. „Das iſt das Waſſer," ſagte Keri, „das wir mitnehmen wollen."

Drei Tage liefen ſie mit ihm talwärts. Da kamen ſie zum Katarakt des Paranatinga, allein es war noch kein Waſſerfall, ſondern nur trockener Fels. Sie ſelbſt brachten jetzt das Waſſer zum Katarakt und ließen es jenſeits des Falles warten. Aber da ſie nun hier blieben, ließ Keri bald Enten und Tauben kommen und andere Vögel, die das Waſſer mitnahmen und weiterführten.

Keri begegnete dem Kampfuchs und vereinigte ſich mit ihm zur Jagd, indem der Kampfuchs das Gras im Kreis anzündete. Was von Getier eingeſchloſſen war, ſollte verbrennen. Nun war der dumme Kame gerade in eine Maus gegangen. Keri wußte nichts davon; er dachte, Kame ſei draußen. Das Feuer hörte auf, und die beiden ſtreiften umher, ob ſie Beute fänden. Keri fand keinen Braten. Der Fuchs fand eine verbrannte Maus und aß ſie auf. Dann trafen ſich die beiden wieder. „Großpapa, was für Braten haſt du gegeſſen?" ſagte Keri zum Fuchs. „Nur eine Maus habe ich gegeſſen," antwortete dieſer. Da merkte Keri, daß der Kampfuchs den Bruder verſchluckt hatte, und erſann ein Mittel, dieſen zu retten, ohne den Fuchs töten und aufſchneiden zu müſſen. „Laß uns rennen, Großpapa," ſagte Keri. „Jawohl, mein Enkelkind." Sie rannten eine lange

Strecke. Dann ſtanden ſie ſtill. Als der Fuchs ſtillſtand, erbrach er ſich. Darauf lief er eiligſt davon. Keri ging dorthin, wo ſich der Fuchs erbrochen hatte. Er ſah die Mäuſeknochen und ſammelte ſie. Dann blies er. Nachdem er geblaſen hatte, erhob ſich Kame. „Ich habe gut geſchlafen," ſagte er. „Du haſt ganz und gar nicht geſchlafen! Der Kampfuchs hatte dich gefreſſen."

81. Der Jaguar und der Ameiſenbär

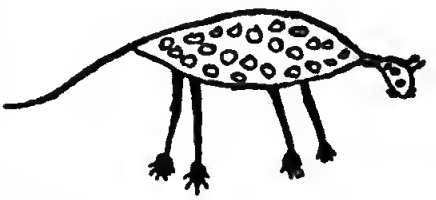
Der Ameiſenbär begegnete dem Jaguar. Da ſagte der Ameiſenbär: „Wir wollen uns erleichtern, mein Freund, mit geſchloſſenen Augen!" Sie ſchloſſen die Augen und erleichterten ſich. Während der Jaguar die Augen geſchloſſen hatte, legte der Ameiſenbär deſſen Haufen ſich unter. Seinen eigenen Haufen legte der Ameiſenbär dem Jaguar unter. Nachdem er ſie ſchön zurechtgelegt hatte, ſagte der Ameiſenbär: „Laß uns die Augen aufmachen!" „Laß uns unſere Haufen beſehen!" ſagte der Ameiſenbär zum Jaguar. Der Ameiſenbär rief aus: „Ich habe Fleiſch gegeſſen!" Der Ameiſenbär ſagte zum Jaguar: „Du haſt Termiten gegeſſen!" — „Termiten eſſe ich nicht!" ſagte der Jaguar zum Ameiſenbär.

Der Tapir kam dahin, wo ſie ſich erleichterten. Als der Jaguar den Tapir ſah, forderte er den Ameiſenbär auf, er ſolle doch gehen und den Tapir töten. Daraufhin ging der Ameiſenbär auf die Spur des Tapirs. Gar nichts tötete der Ameiſenbär. Darauf ging der Jaguar, den Tapir zu töten. Er tötete den Tapir wirklich. Der Ameiſenbär war indeſſen, Termiten eſſend, weiter gegangen und kehrte erſt zurück, als der Tapir tot war. „Wohin iſt denn der Tapir gegangen, mein Freund?" fragte der Jaguar den Ameiſenbär. „Ich habe ihn nicht geſehen," antwortete dieſer. „Haſt denn du ihn nicht geſehen?" ſagte der Ameiſenbär zum Jaguar und

fuhr fort: „Ich eſſe kein Fleiſch, ich eſſe ſtets Termiten; Fleiſch eſſe ich nicht!“ — „Ich habe ihn getötet,“ ſagte der Jaguar. Der Jaguar weidete den Tapir aus und gab den Kot des Tapirs dem Ameiſenbär. „Zünde Feuer an, mein Freund!“ ſagte der Jaguar. Der Ameiſenbär zündete Feuer an. Der Jaguar ſtellte den Bratroſt auf und briet.

„Ich habe Durſt,“ ſagte der Ameiſenbär. „Waſſer gibt es hier nicht!“ ſagte der Jaguar. „Wohl gibt es,“ ſagte der Ameiſenbär, „es ſind dort wilde Buritipalmen.“ Der Ameiſenbär ging; er ging weit, aber Waſſer fand er nicht. Da ließ er ſein Waſſer, trank es und wuſch ſich auch damit. In ſeinem Waſſer fand er ein Lambare-Fiſchchen. Er ging zum Lagerplatz zurück, und als er ankam, fragte der Jaguar: „Haſt du Waſſer getrunken, mein Freund?“ — „Ich habe getrunken,“ ſagte der Ameiſenbär. „Sieh den Lambare, den ich gefangen habe!“ — „Auch ich gehe trinken. Iſt es weit?“ — „Es iſt ein bißchen weit,“ ſagte der Ameiſenbär. Der Jaguar ging, Waſſer zu trinken. Als er ſchon weit gegangen war, rief er: „Wo iſt das Waſſer, wo?“ — „Weiterhin! Weiterhin!“

Als der Ameiſenbär den fernen Jaguar nicht mehr hörte, legte er den Tapirbraten in eine Kiepe hinein und kletterte auf einen Jatoba-Baum. Der Jaguar kam zum Bratroſt zurück; da gab es keinen Tapirbraten mehr. Der Jaguar ging auf der Spur und ſah den Ameiſenbär oben auf der Jatoba. „Komm, wir wollen eſſen!“ ſagte der Jaguar zum Ameiſenbär. Der Ameiſenbär aß den Tapir, und die Tapirknochen warf er dem Jaguar zu. Der Jaguar rief die Beißameiſen. Die Beißameiſen kletterten auf die Jatoba. Aber der Ameiſenbär blies. Da gingen die Beißameiſen wieder fort. Nun rief der Jaguar den Wind. Der Wind kam, den Baum zu brechen. Er kam zum Ameiſenbär und entwurzelte die Jatoba. Die Jatoba ſtürzte. Der Ameiſenbär entfloh.



Wohl packte der Jaguar zu, aber er ergriff nur ein Termitenneſt, das auf der Jatoba ſaß.
Der Jaguar machte ſich auf den Weg und ſuchte. Endlich traf er den Ameiſenbär, wie er Termiten aß. Der Ameiſenbär hatte ſich eine Glatze geſchoren. „Du, mein Freund, meinen Braten haſt du gegeſſen!“ — „Deinen Braten?“

ſagte der Ameiſenbär, „deinen Braten aß ich nicht!“ — „Gerade du haſt meinen Braten ſoeben aufgegeſſen,“ ſagte der Jaguar zum Ameiſenbär. „Einer, der mir ähnlich ſieht, hat ihn gegeſſen. Matawiwe (ein kleiner Ameiſenbär), der hat deinen Braten gegeſſen,“ ſagte der Ameiſenbär. „Habe ich etwa ſo ausgeſehen?“ fragte der Ameiſenbär. „Du willſt mich betrügen. Du haſt dir eine Glatze geſchoren,“ ſagte der Jaguar.
Nun ſagte der Ameiſenbär: „Laß uns ordentlich tanzen, mein Freund!“ — „Wir wollen das Tanzen bleiben laſſen,“ ſagte der Jaguar. „Aber, ſo laß uns nur tanzen!“ ſagte der Jaguar. Zuerſt trug der Jaguar den Ameiſenbär. Dann trug der Ameiſenbär den Jaguar. Wieder trug der Jaguar den Ameiſenbär. Da riß der Ameiſenbär dem Jaguar die Augen aus und entfloh.
Das Aguti fand die Augen und ſetzte ſie dem Jaguar wieder ein. Als ſeine Augen eingeſetzt waren, ſtand der Jaguar auf und ging dahin, wo der Ameiſenbär gegangen war. Der Ameiſenbär war im Berg drinnen und ſang. Der Jaguar ging in das Haus hinein. Singend kam der Ameiſenbär mit dem Rücken auf die Tür zu. Wie er kam, packte ihn der Jaguar. Er aß von ſeinem Bein. Als er gegeſſen hatte, ließ er los und ging nach Hauſe. Den Ameiſenbär machten die Termiten geſund. Als er geheilt war, erhob ſich der Ameiſenbär.
Der kleine Ameiſenbär ſagte, er werde den Jaguar töten. „Ach was, du biſt kein Rieſe,“ erklärten ihm die Leute. „Dann nimm Zaubergift mit!“ ſagten ihm die Leute. Wie ſie geſagt hatten, tat der kleine Ameiſenbär; er nahm Zauber-

gift in einem Kürbis mit zu dem Hauſe des Jaguars und legte den Kürbis vor die Tür. Der Jaguar ging aus. Als er den Kürbis erblickte, ſagte er: „Da iſt etwas Hübſches für mich“ und öffnete ihn. Da wurde der Jaguar krank und ſtarb.

82. Der Welt Anfang

Im Anfang lag dieſe Welt in Finſternis. Aus der Finſternis gingen zwei Menſchen hervor, der eine genannt Karuſakahiby, und der andere war ſein Sohn, Rairu genannt. Rairu ſtrauchelte an einem Stein, der ausgehöhlt war wie eine Schüſſel, und zankte mit dem Stein. Karu, ſein Vater, befahl dem Sohne Rairu, den Stein zu tragen, mit dem er gezankt hatte. Rairu führte den Befehl des Vaters aus und trug den Stein auf dem Kopfe. Der Stein begann über ihm zu wachſen. Da er ſchon ſehr ſchwer war, ſagte Rairu zum Vater: „Dieſer wiegt ſchon ſchwer.“ Der Stein wuchs noch mehr, und Rairu konnte ſchon nicht mehr gehen. Der Stein fuhr fort zu wachſen. Er wuchs ſo ſehr in Geſtalt einer Schüſſel, daß er den Himmel bildete. Darauf erſchien die Sonne am Himmel.

Karu war ſeinem Sohne feind, da dieſer mehr wußte als er. Eines Tages ſchoß Karu einen Pfeil in das Blatt einer Tukuma-Palme und befahl ſeinem Sohne, den Baum zu erſteigen und den Pfeil zu holen, denn er wollte ihn töten. Als der Sohn zur Tukuma-Palme kam, bogen ſich die Stacheln alle nach unten, um ihn nicht zu verletzen. Er kletterte hinauf und zog ſeines Vaters Pfeil aus dem Blatt.

Am anderen Tag ſchickte er den Sohn voraus in die Rodung, und man erzählt, daß er alle Bäume umhieb, um ſeinen Sohn zu töten. Dann ſtürzte er alle Bäume über den Sohn. Sie fielen alle über ihn, aber er ſtarb nicht und blieb unverletzt.

Karu entfernte ſich von dort. Er dachte, ſein Sohn ſei tot. Am anderen Tag kehrte er zurück und fand den Sohn wohlauf.

Als Karu ging, die Rodung zu brennen, ſchickte er ſeinen Sohn mitten in die Rodung, um ihn durch Feuer zu vernichten. Karu umgab ſeinen Sohn mit Feuer. Rairu ſah, daß die Flammen ihn umzingelten. Da drang er in die Erde ein, und als die Rodung ausgebrannt war, erſchien er wieder, ohne daß ihm das Feuer etwas angetan hatte. Karu ärgerte ſich ſehr, als er ſah, daß ſein Sohn noch lebte.

Eines Tages ging Karu wieder in den Wald. Dort machte er aus trockenen Blättern die Figur eines Gürteltiers und begrub ſie ſo in der Erde, daß der Schwanz noch hervorſah. An dieſen ſtrich er Harz. Er rief ſeinen Sohn und ſprach zu ihm: „Wir wollen jagen gehen!" — „Vorwärts!" — Er ging hin und her durch den Wald und rief ſeinem Sohn: „Hier iſt ein Gürteltier; ziehe es hervor!" — Die Figur jenes Gürteltiers hatte ſchon ein Loch in die Erde gegraben. Rairu ließ den Schwanz des Gürteltiers los, aber er konnte ſeine Hand nicht wegziehen, weil das Harz ſie feſthielt. Man erzählt, daß nun die Figur des Gürteltiers ihn durch das Loch in die Erde zog, in der er verſchwand.

Am anderen Tag kam Karu zu dem Loch und ſah ſeinen Sohn herauskommen. Da ergriff er einen Stock und ſchlug den Sohn.

Dieſer ſagte: „Schlage mich nicht, denn ich habe in der Erde viele Leute gefunden, die mehr als gut ſind. Sie kommen, um für uns zu arbeiten." — Der Vater ließ ab und ſchlug ihn nicht mehr. Er ballte etwas in eine Kugel und warf es auf den Boden, und es wuchs und verwandelte ſich in Baumwolle. Die Baumwollſtaude wuchs und blühte ſogleich und trug darauf Baumwolle. Karu nahm die Baumwolle und machte ein Seil daraus, band Rairu daran und ließ ihn in das Loch des Gürteltiers hinab. Sie erzählen, daß an dem Seile und aus der Öffnung viel häßliches Volk emporkam. Darauf ſtiegen auch viele ſchöne

Leute empor, und sie sagen, daß darauf das Seil zerriß, und der noch übrige Teil der schönen Leute in die Öffnung fiel. Nairu stieg mit den schönen Leuten empor.
Sie erzählen, daß Karu, als er jene Masse Leute sah, etwas Grünes, etwas Rotes und etwas Gelbes machen ließ, um jene Leute mit ihren Weibern zu zeichnen, damit sie, wenn sie sich vermehrten, seien: Munduruku, Mura, Arara, Pamana, Uinamary, Manatenary, Ketauschy und so alle. Da es lange währte, bis all dies Volk bemalt war, wurden die einen schläfrig, und die anderen waren mehr als schlafend. Zu den Trägen sagte Karu: „Ihr seid sehr träge; jetzt sollt ihr Vögel, Fledermäuse, Schweine und Schmetterlinge werden." — Den übrigen, die nicht träge und schön waren, sagte er: „Ihr werdet der Anfang einer anderen Zeit sein." — Darauf verschwand Karu in der Erde. Da nannten sie jene Öffnung Karu-kupy.

83. Die magische Flucht

Man erzählt, daß ein Alter, der drei Töchter hatte, mit ihrem Oheim verabredete, daß er sie mit sich nähme, um Miritifrüchte zu sammeln. Als sie übereingekommen waren, erschien frühmorgens der Yurupari in der Gestalt des Oheims, den er auf dem Weg getötet hatte. Die Mädchen gingen mit dem vermeintlichen Oheim weg. Nachdem sie weit gewandert waren, fragte eine von ihnen, ob es noch weit sei bis zum Miritihain. Der Yurupari verneinte es. Sie gingen eine Weile, und wieder fragte eine von ihnen, ob der Miritihain noch weit sei, worauf jener es abermals verneinte. Als sie bei Tagesanbruch schon nahe der Höhle waren, in der der Yurupari hauste, schaute eine von ihnen auf seine Füße und rief: „Das ist der Yurupari!"
Sie kamen in seine Wohnung, und der Yurupari sagte, das

wäre der Miritihain. Dann ging er weg und ließ einen Papagei als Wache zurück, daß die Mädchen nicht entflohen. Als die Nacht kam, forderte er die Älteste auf, ihm Feuer bei die Hängematte zu bringen. Dann machte er sich wie eine Fledermaus über sie her und saugte sie aus. Frühmorgens ging er wieder in den Wald.

Sobald er weggegangen war, gingen die beiden Schwestern hin, um nach der anderen zu sehen, die mit dem Yurupari geschlafen hatte. Da fanden sie nur noch ihre Gebeine. In der Nacht kam der Yurupari und befahl der Zweiten, Feuer bei seine Hängematte zu bringen. Aber als sie sich näherte, packte er sie und saugte sie aus wie die erste. Vor Tagesanbruch ging er wieder in den Wald. Als er weg war, ging die Jüngste hin zur Hängematte und sah, daß auch von der anderen nur noch die Gebeine übriggeblieben waren. Da weinte sie und legte sich in die Hängematte zu den Knochen ihrer Schwestern. Bald darauf sah sie den Karang über die Höhle fliegen, und sie rief:

„Ach, Karang, Karang! Wenn du ein Mann wärest, würdest du mich zu meiner Mutter bringen!" Kurz danach erschien der Karang in der Gestalt eines jungen Mannes und sagte zu ihr, sie solle die Knochen, ein wenig Salz und Asche nehmen und den Talisman des Yurupari stehlen.

Sobald sie alles besorgt hatte, machten sie sich davon. Kaum waren sie weggegangen, da begann der Papagei zu schreien:

„Herr, dort geht der Karang und nimmt deine Schnecke mit!" Dies hörte der Yurupari. Er lief hinter ihnen her und schrie:

„Karang, gib mir meinen Talisman her!"

Als sich der Yurupari näherte, sagte der Karang zu dem Mädchen, sie solle einen von den Knochen ihrer Schwestern ergreifen. Sofort erhob sich eine große Rauchwolke und hinderte den Yurupari sich zu nähern. Die beiden benutzten dies und eilten weiter. Schon hatten sie eine große Strecke zurückgelegt, als sie von neuem den Schrei hörten:

„Karang, gib mir meinen Talisman her!"

Der Karang befahl nun, Salz und Asche zu verbrennen. Kaum hatte sie es getan, als sich ein großes Dornengestrüpp erhob.
Während der Yurupari sich von den Dornen befreite, eilten sie vorwärts. Als sie schon nahe der Hütte ihrer Mutter waren, hörten sie abermals:
„Karang, gib mir meinen Talisman her!"
Da befahl der Karang, die Knochen, das Salz und die Asche zusammen zu verbrennen, und es erschien ein breiter Fluß, den der Yurupari nicht überschreiten konnte. So konnten sie zur Hütte der Mutter kommen. Diese freute sich, die Töchter wiederzusehen, die sie schon verloren geglaubt hatte.

84. Die Sintflut

Die Kaschinaua lebten zufrieden, bewohnten viele schöne Dörfer und hatten Überfluß an Nahrungsmitteln. Sie dachten an nichts Schlimmes. Sie waren sehr glücklich. Sie wohnten am Ufer des reißenden Stromes. Da begann es zu regnen, unaufhörlich. Es regnete am hellen Tag; es regnete in tiefer Nacht. Unaufhörlich regnete es in Strömen. Kein Mensch konnte weit vor das Haus gehen. Alle lagen in ihren Hütten. Der Blitzstrahl schmetterte herab. Der Donner krachte. Alle fürchteten sich und blieben liegen. Da barst der Himmel und kam herab und tötete sie alle. Er tötete ebenso alle Jagdtiere; er tötete alle Fische. Er tötete sie alle. Er machte ein Ende mit ihnen. Nichts verschonte er. Er tötete sie. Er machte ein Ende mit ihnen. Die Erde wechselte mit dem Himmel den Platz. Der Himmel fiel auf die Kaschinaua und tötete sie. Der Himmel wendete sich wieder um, und die Seelen, die im Himmel wohnten, nahmen sie mit sich. Im Himmel weilen sie jetzt und sind glücklich.
Auf der Erde blieb nichts Lebendes zurück. Im Himmel war

eine ſchwangere Frau. Der Blitzſtrahl ſchmetterte herab und tötete ſie. Vom Himmel warf man die tote Frau auf die Erde hinab. Als ſie auf die Erde fiel, kam der Krebs aus ſeinem Loch heraus. Er ſah die tote Frau da liegen und öffnete ihr mit dem Meſſer den Leib. Ihre Kinder blieben am Leben. Es waren Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Der Krebs freute ſich über die beiden Kleinen. Er nahm ſie in ſeine Arme und brachte ſie ſeiner Frau. Auch dieſe freute ſich über ſie und legte ſie in ihre Hängematte. Als beide weinten, bereitete ſie ihnen Stärkebrühe und gab ihnen davon zu trinken. Sie ſättigten ſich daran und beruhigten ſich.

Die Leute des Krebſes ſagten: „Gib uns die Kleinen!“ aber er wollte nichts davon wiſſen, ſondern zog ſie allein auf. Sie wuchſen heran, und als beide erwachſen waren, verheiratete ſie der Krebs miteinander.

Dann kehrte er mit ſeinem Weib in den Fluß, in ſeine Wohnung, zurück.

Der Bruder zog mit ſeinem Weibe weit weg auf einen ſchönen Hügel. Dort legten ſie eine Pflanzung an, in der ſie wohnen blieben. Anfangs hatten ſie keine Pflanzennahrung. Da holten ſie aus einer Wüſtung Sprößlinge der Makaſchera und der Banane, ſie holten Inhame und Bataten, ſie holten Papaya, Zuckerrohr, Bohnen und Erdnüſſe. Sie pflanzten ſie in ihr Feld, und die Pflanzen wuchſen heran und trugen Frucht. Die Früchte reiften, und ſie hatten gute Nahrung.

Dann ſchwängerte der Bruder ſeine Schweſter, und ſie gebar ihm einen Sohn. Darauf gebar ſie ihm eine Tochter. Als die Kinder herangewachſen waren, verheirateten ſie ſie miteinander. Dieſe bekamen wieder Kinder, und ſo vermehrten ſie ſich. Von dem, der ſie aufzog, hatte er ſeinen Namen „Schaka“ (Krebs), und ſein Weib hieß „Maſchi“. Der Name ſeines Sohnes war „Pöka“, der Name ſeiner Tochter „Iriki“. Von ſeinen anderen Kindern hieß der Sohn „Mana“ und die Tochter „Matſiani“. So waren die Namen derer, die ſie aufzogen.

Nun zeugten ſich die Kaſchinaua wieder und wieder, und die Jagdtiere zeugten ſich und ebenſo die Fiſche.
Wo ſie wohnten, gab es keine Pium und keine Karapana; es gab keine Dunkelheit; man ſchlief am hellen Tag. Pium, Karapana, Dunkelheit, Weſpe waren nur dort, weit weg, mitten in einem anderen reißenden Fluß. Mana zog hin und holte die Pium und die Karapana; er holte die Weſpe und die Nacht. Die große Schlange gab ihm den Schmetterling, die Spinne die Nacht; die Eidechſe gab ihm die Weſpe und die Karapana. Er brachte ſie herbei. Er holte ſie mitten aus dem Fluß. Jetzt ſchliefen ſie im Dunkeln und waren glücklich. Mana holte die Nacht in einer kleinen Flaſche; daher ſchlafen wir im Dunkeln.
So machte es Mana, als er die Nacht holte. Wenn er die Nacht nicht geholt hätte, würden wir am hellen Tage ſchlafen. Jedoch er zog die Nacht hervor, und wir ſchlafen, wenn es dunkel geworden iſt. Von da an lebten ſie ſehr glücklich und hatten keine Schmerzen zu erdulden.
Als Manas Vater ſehr alt geworden war, fragte ihn ſein Sohn: „Wann wirſt du ſterben, Vater?" „Ich will ſterben," antwortete er, „aber du mußt mich töten, denn ſo kann ich nicht ſterben. Bring mir irgendeine giftige Sache zum Eſſen, damit ich ſterbe!" Da brachte ihm ſein Sohn die Kröte. Er gab ſie ihm, und der Vater wuſch ſie nicht und briet und aß ſie. Keine andere Speiſe nahm er zu ſich und erbrach ſich fortwährend. Einen ganzen Tag aß er nur die Kröte. Als die Sonne unterging, rief ſein Sohn: „Vater, wie iſt es nun?" „Du haſt mich getötet," antwortete dieſer, „ich bin am Sterben! Ich ſterbe; ich werde emporſteigen in den Himmel. Auf dem ganzen Weg werde ich rufen. Wenn du es hörſt, antworte mir! Wenn ich rufe: ‚Wechſele die Haut! Wechſele die Haut!' und ihr hört es, ſo werdet ihr, wenn ihr alt geworden ſeid, eure alten Häute wechſeln und hier mit neuen Häuten weiter leben. Wenn ihr aber ſchlecht hört, ſo werdet ihr ſterben." So unterrichtete er ſeinen Sohn und dann ſtarb er.

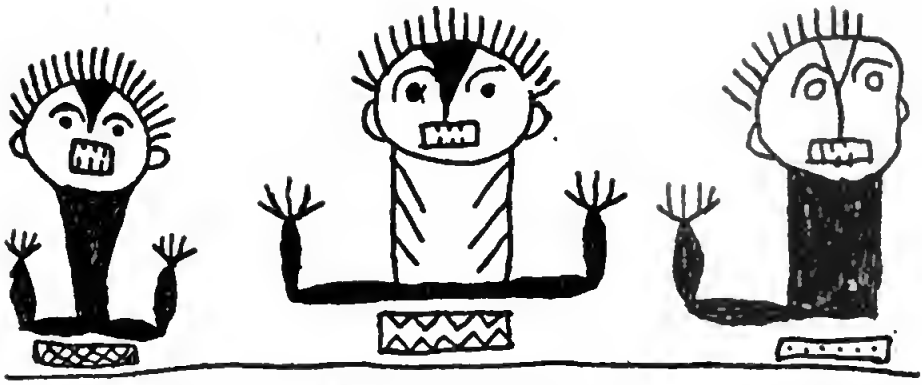
Er ſtarb, und am anderen Tag, als die Sonne hoch ſtand, donnerte es ununterbrochen. Nun ſtieg ſeine Seele empor und rief. Sein Sohn horchte. „Jetzt ſteigt mein Vater empor. Er ſchrie vom Himmel her. Ich antworte.“ Der Vater näherte ſich ſeinem Platz und rief: „Wechſele die Haut! Wechſele die Haut!“ Der Sohn horchte und horchte. Sein Bruder fragte: „Was ruft er da?“ Mana antwortete: „Der Vater rief: ‚Höre auf! Höre auf!‘ Wir werden aufhören und wir werden ſterben.“

Die Kaſchinaua hörten ſchlecht, deshalb ſtarben ſie. Nur die Schlange hörte und die große Eidechſe und der Mulattenbaum. Die, welche gehört hatten, wechſeln die Haut. Wir aber ſterben. Mana hörte ſchlecht, deshalb ſterben wir. Vorher, wenn wir ſtarben, verwandelten wir hier unſere Seelen. Wenn wir als Greiſe ſtarben, verwandelten wir uns hier wiederum in Knaben. Wenn alte Weiber ſtarben, verwandelten ſie ſich wieder in junge Mädchen. So machten wir es, wenn wir ſtarben. Aber Mana hörte ſchlecht, deshalb ſterben wir und kehren nicht mehr zurück.

85. Der Mond

Die Kutanaua wollten die Marinaua töten. Der Marinaua floh. Da kam der Kutanaua und brachte viele Pfeile mit und gab ſie dem Marinaua, um ihn zu verſöhnen. Dieſer freute ſich. Er nahm die Pfeile an und hing ſie oben in ſeiner Hütte auf. Darauf unterhielten ſie ſich miteinander. Als ſie damit fertig waren, ſagte Kutanaua zu Marinaua: „Nun komm mit mir und beſuche auch mein Haus. Mein Weib möchte dich ſehen.“ Da freute ſich Marinaua. Er ergriff alle ſeine Pfeile und ſetzte ſich ſeine Krone aus Schwanzfedern des Japu auf das Haupt. Dann gingen ſie weg.

Sie traten in den Wald und zupften Niſch'po ab. Auf dem



ganzen Weg kaute Marinaua Niſch'po, ſo daß ſeine Zähne ganz ſchwarz wurden. Als er ſich der Hütte des Kutanaua näherte, ſchämte ſich Marinaua und blieb ſtehen. Da fragte ihn Kutanaua: „Warum bleibſt du ſtehen?" „Aus keinem beſonderen Grund," antwortete ihm jener, „ich ſchäme mich vor deiner Frau; deshalb tue ich es." „Du brauchſt dich nicht zu ſchämen. Geh weiter, Marinaua!" Da kämmte ſich Marinaua. Er holte ſeine Armbänder hervor und legte ſie um ſeine Arme. Er putzte ſich. Dann gingen ſie weiter, Kutanaua an der Spitze.

Sie traten ein in die Hütte. Kutanaua band eine ſehr große, bunte Hängematte mitten im Haus an und ließ Marinaua darauf niederſitzen. Dann befahl er ſeinem Weib: „Frau, hier bringe ich dir Marinaua. Gib ihm recht viel zu eſſen, damit er ſatt wird zum Platzen." Die Frau ſagte: „Ja!" Sie füllte eine ſehr große Schale mit Stärkebrühe und gab ſie jenem. Marinaua löffelte die Stärkebrühe aus und legte ſich nieder. Darauf gab ſie ihm gekochte Makaſchera und gekochte Bananen; reife Bananen und geröſtete Erdnüſſe gab ſie ihm; ſie gab ihm Klöße aus Erdnüſſen, gekochte Kürbiſſe, Kara und Inhame; ſie gab ihm geröſteten Mais und Maiskuchen. So viele Speiſen trug ſie ihm auf. Marinaua aß von allen Speiſen ein bißchen und wickelte ſich ein bißchen ein, um es mitzunehmen und zu Hauſe zu eſſen. Marinauas Haare waren ſehr lang.

Als ſich die Sonne neigte, wollte er heimkehren, und er ſprach zu Kutanaua: „Ich gehe weg, Kutanaua!" Dieſer

antwortete: „Du kannſt gehen, Marinaua!" Da ſagte Marinaua: „Gut!" und ſtand auf. Er verabſchiedete ſich auch von Kutanauas Frau. Jetzt ging Marinaua voraus. Kutanaua ergriff ſein mächtiges, ſcharf geſchliffenes Waldmeſſer und nahm ſeine Pfeile. Da fragte ihn Marinaua: „Kutanaua, warum nimmſt du ein ſo großes Waldmeſſer mit?" „Ich ſah einen ſchönen Baum, den will ich auf dem Rückweg umhauen und heimtragen," erwiderte ihm dieſer. „Wozu willſt du denn den Baum haben?" fragte ihn jener weiter. „Ich will mir ein Grabſcheit daraus machen," antwortete ihm Kutanaua. Dann nahm Marinaua das große Bündel mit den vielen Speiſen unter den Arm, und ſie machten ſich auf den Weg.

Als ſie ſich der Hütte Marinauas näherten, ſchwang Kutanaua ſein Waldmeſſer mit aller Kraft und hieb Marinaua das Haupt ab, daß es zu Boden fiel. Nur ſein Körper blieb ſtehen; er konnte nicht mehr weiterſchreiten. So ſtand er da und zitterte und zitterte. Da ſchlug ihn Kutanaua in den Rücken, und er ſtürzte nieder. Nun blickte ihm Kutanaua in die Augen; da zuckte er mit den Wimpern. Als Kutanaua dies ſah, ſchnitt er einen Stock, ſpitzte ihn zu, ſpießte den Kopf darauf und pflanzte ihn mitten in den Weg. Dann ging er heim.

Nun ging ein anderer Marinaua weit auf die Jagd. Er kam den Weg daher und gelangte an dieſen Ort. Mitten auf dem Weg ſchüttelte der Wind die langen Haare des Kopfes, und die Haare flatterten. Der Marinaua dachte, es ſei ein böſer Geiſt, und fürchtete ſich. Er machte von ferne kehrt und lief den Weg zurück. Dann kehrte er wieder um. „Was mag das nur ſein?" ſagte er. „Ich will doch hingehen und ſehen!" Er kam und erblickte zuerſt den Körper. Dann lief er hin und ſah den Kopf da hängen. Er blickte ihn an. Der Kopf war nicht tot; die Augen glänzten; die Wimpern zuckten; der Mund öffnete ſich. Da rief der andere Marinaua: „Oh!" Er fürchtete ſich vor dem Kopf und weinte. „Oh!" rief er. „Warum haben ſie dich geköpft und haben

deinen Kopf auf eine Stange geſpießt und hier in die Erde geſteckt und ſind dann weggelaufen?" Aber der Kopf konnte ſeinem Bruder nicht antworten. Nur ſeine Augen blinzelten. Da ſagte der andere: „Ich will gehen und es meinen Leuten ſagen!" und er lief davon. Der Kopf blieb allein da hängen und weinte, und ſeine Tränen tropften herab.

Da kam der andere Marinaua heim und ſprach: „Freunde, einer hat unſerem Bruder den Kopf abgeſchlagen. Ich weiß nicht, wer es war. Sie haben den Kopf auf eine Stange geſpießt und mitten im Weg aufgepflanzt und ſind dann weggegangen. Dort hängt nun ſein Kopf; er iſt nicht tot; dort hängt er. Ich habe um ihn getrauert. Lange Zeit habe ich geweint. Dann kam ich hierher." So ſagte er zu ſeinen Leuten. Da ſagten dieſe: „Vorwärts! Wir wollen ihn holen!" Und ſie machten ſich auf.

Viele machten ſich auf. Der eine ergriff einen Wurfſpeer, der andere ſeine Pfeile, der andere eine Keule; ein anderer nahm einen Korb, ein anderer nahm noch einen Korb. Dann verließen ſie die Hütte und gingen hin, laut ſchreiend den ganzen Weg.

Kutanaua hatte ſich dort, wo er den Marinaua enthauptet hatte, verſteckt und erwartete ſie da. Er hörte, wie alle Marinaua laut ſchreiend daherkamen. Kutanaua hörte, wie ſie ſchrien, und kletterte auf einen ſehr hohen Mulattenbaum. Dort verbarg er ſich gut und ſetzte ſich nieder. Der Marinaua, der den Kopf geſehen hatte, ging an der Spitze und zeigte ihn den anderen.

Der Kopf war nicht tot; er blinzelte mit den Augen; da hing er und weinte, und ſeine Tränen tropften herab; ſein Mund war offen, aber er konnte nicht ſprechen. So hing er da, der Kopf des Marinaua. Alle ſeine Verwandten trauerten um ihn. Alle ſetzten ſich bei dem Kopf nieder und weinten.

Als ſie damit fertig waren, ergriff einer den Kopf; ein anderer riß die Stange aus und warf ſie beiſeite. Kutanaua ſah ſie von dem hohen Baum, aber er rührte ſich nicht und

blieb ſitzen. Die Marinaua ſteckten den Kopf in einen Korb und gingen zurück, ſchreiend den ganzen Weg. Mitten auf dem Weg durchbrach der Kopf den Korb und fiel heraus. Da nahm ihn der andere auf und tat ihn in ſeinen Korb, aber auch dieſer Korb zerriß, und der Kopf fiel heraus. Da gingen die beiden heim, um neue Körbe zu holen, und derweil beſtatteten die anderen den Leichnam. Sie gruben ein ſehr tiefes Loch und beerdigten den Marinaua. Dann gingen ſie weg. Die beiden anderen kamen mit neuen Körben. Abermals ſteckten ſie den Kopf nacheinander in die beiden Körbe, aber er durchbrach beide Körbe und fiel heraus. Sie ſahen nicht, daß der Kopf mit den Zähnen den Korb durchbiß. Da nahm ihn der eine auf den Rücken und ging weiter, aber der Kopf biß ihn in den Hinteren. Der Mann ſchrie laut und warf den Kopf ſchleunigſt fort. Wiederum taten ſie den Kopf in einen Korb, aber er fiel heraus. Da meinte ein Marinaua: „Wir ſind gekommen, den Kopf zu ſuchen; wir haben ihn mehrmals in einen Korb geſteckt, aber jedesmal iſt er herausgefallen. Wer weiß, wer ihn enthauptet hat! Vielleicht will er uns bezaubern. Wir wollen ihn nicht mehr mitnehmen!“ Die anderen waren damit einverſtanden. Sie ließen den Kopf am Wege liegen und gingen davon. Da ſagte der Kopf: „Soll ich hinter meinen Leuten her gehen?“ Und er tat es und rollte den ganzen Weg dahin. Da erblickte ihn einer von den Marinaua und rief: „Dort kommt der Kopf hinter uns her gerollt! Vielleicht will er uns bezaubern! Laßt uns laufen!“ und ſie liefen davon. Der Kopf aber rief: „Freunde, wartet auf mich! Ich will mit euch heimgehen!“ Sie hörten es und liefen weiter. Nun kamen ſie an einen angeſchwollenen Bach und ſchwammen hinüber. Der Kopf war hinter ihnen und weinte auf dem ganzen Weg. Am anderen Ufer ſtand ein ſehr hoher Bakupary-Baum mit reifen Früchten. Weinend machte der Kopf am Ufer halt. Da ſagte ein Marinaua: „Laßt uns langſam gehen! Der Kopf kann doch nicht über den Fluß!“ Aber der Kopf rollte weiter, ſtürzte ſich in den Fluß und ſchwamm

hinüber. Da erblickte ihn ein Marinaua und rief: „Dort kommt der Kopf geschwommen!“ Eilends liefen sie weiter und kletterten auf den Bakupary. Der Kopf kam aus dem Wasser auf das hohe Ufer und rollte weiter. Als er seine Leute sah, blieb er unter dem Bakupary liegen. „Freunde,“ rief er, „kommt schnell herab! Ich habe euch schon gesehen.“

Die Leute aßen Bakupary-Früchte. Da bat sie der Kopf: „Freunde, gebt mir auch Bakupary!“ Da riß ein Marinaua eine grüne Frucht von dem Baum und warf sie ihm zu, aber der Kopf aß sie nicht. „Ich esse sie nicht,“ sagte er, „sie ist ja noch grün! Gib mir eine andere, reife!“ Da pflückten sie eine reife Frucht ab und gaben sie ihm. Der Kopf ergriff die Frucht und wollte sie hinunterschlucken, aber sie fiel aus dem Loch seines Halses wieder heraus. Wiederum bat er um eine Bakupary. Da pflückte ein Marinaua eine Frucht und warf sie mitten in den Fluß. Der Kopf aber sagte: „Du hast sie ja mitten in den Fluß geworfen! Von dort hole ich sie nicht. Gib mir eine andere!“ Da kam ein Marinaua auf einen anderen Gedanken. Er sprach zu seinem Gefährten: „Pflücke eine Bakupary und wirf sie weit weg!“ Dieser riß eine sehr große Frucht ab und warf sie weit weg. Der Kopf rollte den ganzen Weg dahin, sie zu holen, und alle Marinaua stiegen vom Baum herab und liefen davon. Nach einer Weile blieben sie stehen und sagten: „Ob wohl der Kopf wieder hinter uns her kommen wird?“

Der Kutanaua hatte sie die ganze Zeit beobachtet und gesehen, wie sie weggingen. Da stieg er von dem Baum herab und ging heim.

Inzwischen hatte sich der Kopf die Frucht geholt. Er kam zurück und machte am Bakupary-Baum halt. Er blickte in die Höhe und sah sie nicht mehr. Da machte er sich wieder auf den Weg und rollte weiter. Seine Leute standen da und warteten. Der Kopf kam hinter ihnen her gerollt. Da erblickte ihn einer und rief: „Dort kommt der Kopf!“ und

ſie liefen weiter. Der Kopf ſah ſie und rief: „Freunde, wartet auf mich!“ aber ſie blieben nicht ſtehen, ſondern rannten weiter. Sie liefen in ihr Haus und verſchloſſen es. Da ſprach der Kopf zu ihnen: „Freunde, öffnet das Haus! Ich will hinein!“ aber ſeine Leute öffneten das Haus nicht. Nun rollte der Kopf um das Haus herum und weinte. Seine Leute öffneten das Haus nicht, und der Kopf weinte und wiſchte ſeine Tränen mit ſeinen Haaren ab. Dann ſagte er zu ſeinen Leuten: „Freunde, öffnet mir doch! Ich will mir nur meine Sachen holen!“ Aber ſie öffneten nicht, und der Kopf weinte.

Dann ſagte er: „Soll ich mich verwandeln?“ Und er dachte nach und ſprach: „Kutanaua hat mir den Kopf abgeſchlagen, ſo daß ich meine Leute nicht ſehen kann. Nur mein Kopf kam hinter ihnen her, aber meine Leute fürchteten ſich vor mir und verſchloſſen das Haus, ſo daß ich nicht eintreten und meine Sachen holen kann.“ Dann rief er ſeinen Leuten zu: „Freunde, ihr habt euch vor mir gefürchtet und das Haus verſchloſſen, ſo daß ich nicht eindringen und meine Sachen holen kann. Ich will mich verwandeln.“ Und ſeine Leute fragten: „Marinaua, in was willſt du dich denn verwandeln?“ „Ich habe darüber nachgedacht, wie ich mich verwandeln ſoll,“ antwortete er. „Ich werde mein Blut verwandeln und ebenſo meine Augen und meinen Kopf.“ „Freunde,“ fuhr er fort, „wenn ich mein Blut verwandele, werde ich den ‚Weg der Fremden‘ (Regenbogen) machen. Ich gedenke aber auch meine Augen und meinen Kopf zu verwandeln. Was ſoll ich nun werden? Wollte ich Gemüſe ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Makaſchera ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Banane ſein, und ihr pflücktet Bananen und kochtet ſie, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Kara ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Inhame ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Batate ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Bohne ſein, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Pflanzung ſein, und ihr pflanztet Früchte auf mich, und die Früchte reiften, ſo könnt ihr mich eſſen.

Wollte ich Erde ſein, ſo könnt ihr auf mir herumgehen. Wollte ich Waſſer ſein, ſo könnt ihr mich trinken. Wollte ich Fiſch ſein, und ihr finget Fiſche, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Timbo ſein, und ihr riſſet Timbo aus und löſtet ihn im Waſſer auf, und ich tötete Fiſche, und ihr zöget ſie heraus, ſo könnt ihr die Fiſche eſſen. Wollte ich Jagdtier ſein, und ihr tötetet mich, ſo könnt ihr mich eſſen. Wollte ich Schlange ſein, und ich würde über euch ärgerlich und biß euch, ſo könnt ihr mich töten. Wollte ich Skorpion ſein, und ich biß euch, ſo könnt ihr mich töten. Wollte ich Baum ſein, und ihr hiebet mich nieder, und ich wäre trocken, und ihr ſpaltetet Brennholz und kochtet Speiſe, ſo könnt ihr mich eſſen.

Was ſoll ich denn werden?

Wollte ich Fledermaus ſein, und ich käme in der Dunkelheit und biſſe euch, ſo könnt ihr mich töten.

Wollte ich Sonne ſein, und ihr fröret, ſo kann ich euch erwärmen.

Wollte ich Regen ſein, und ich regnete und füllte die Flüſſe, und ihr finget Fiſche und eßt ſie, und ich feuchtete das Gras an, und das Gras wächſt, ſo können mich die Jagdtiere eſſen.

Wollte ich Kälte ſein, und die Sonne brennt euch, ſo kann ich euch abkühlen.

Wollte ich Nacht ſein, und ich dunkelte, ſo könnt ihr ſchlafen.

Wollte ich Morgen ſein, und ihr ſchliefet im Dunkel die ganze Nacht, und es würde Morgen, und ihr erwachtet, ſo könnt ihr gehen.

Was ſoll ich alſo werden? Ich denke an etwas anderes. Mein Blut verwandele ich in den ‚Weg der Feinde‘ (Regenbogen).

Meine Augen aber verwandele ich in Sterne
Und mein Kopf ſoll Mond werden.“

Dann rief der Kopf des Marinaua ſeine Leute und ſprach zu ihnen: „Freunde, mein Kopf wird Mond werden. Wenn

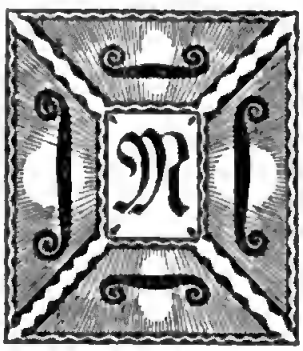
meine Augen Sterne ſein werden und mein Blut Regenbogen, dann werden auch euere Weiber und alle Mädchen blüten."
Alle Weiber und alle Mädchen hörten es und fürchteten ſich. Dann fragten ſie den Kopf: „Warum ſollen wir alle bluten, Marinaua?"
Der Kopf antwortete: „Um nichts weiter! Wenn mein Kopf Mond geworden iſt, und der Vollmond glänzt, dann werdet ihr bluten."
Die Weiber hörten, was der Kopf des Marinaua zu ſeinen Leuten ſagte.
Dann zog der Marinaua ſein Blut heraus, ſchüttete es auf einen Teller und ſchleuderte es aufwärts in den Himmel. Im Himmel ergoß ſich ſein Blut und lief auseinander, und es bildete ſich der „Weg der Fremden" (Regenbogen).
Dann riß er ſeine Augen aus und warf ſie aufwärts, und ſchon verwandelten ſich ſeine Augen in viele Sterne.
Darauf bat der Kopf ſeine Leute um ſeine beiden Garnknäuel, und ſie warfen ſie ihm hinaus. Er ergriff die beiden Garnknäuel und warf ſie aufwärts in den Himmel. Da kam der himmliſche Aasgeier geflogen, nahm die Garnknäuel in den Schnabel und flog damit aufwärts. Im Himmel befeſtigte der himmliſche Aasgeier die Garnknäuel für den Kopf.
Nun ſprach der Kopf zu ſeinen Leuten: „Freunde, jetzt gehe ich in den Himmel und werde Mond. Wenn ich Mond geworden bin, und es iſt Vollmond, dann werden alle eure Frauen bluten."
So ſprach er zu ihnen. Dann nahm er die beiden Fäden in den Mund und ſagte zu ſeinen Leuten: „Freunde, jetzt werde ich Mond," und er ſchwebte dahin.
Da riefen ſeine Leute: „Laßt uns den Kopf des Marinaua ſehen!" Sie öffneten das Haus, liefen hinaus und blieben auf dem Platz ſtehen. Sie ſchauten aufwärts und erblickten den Kopf, wie er hängend dahinging den ganzen Weg. Dann ſahen ſie den Regenbogen. Aus Marinauas Blut iſt der

phot. Kroehle und Huebner

Kunibo / Oſtperu

Regenbogen entſtanden. Sein Blut hat er in ihn verwandelt.
Dann, als es dunkelte, ſahen ſie, daß ſein Kopf zum Vollmond geworden war und ſeine Augen zu funkelnden Sternen. Nun glänzte der Vollmond, und alle Weiber bluteten, und es bluteten alle Jungfrauen. Als die Weiber bluteten, wohnten ihre Gatten ihnen bei. Dann ſchwieg das Blut, und die Weiber wurden ſchwanger.
Sie ſahen den Kopf des Marinaua als Vollmond und ſagten: „Siehe da dieſen Vollmond!“ Und einer ſprach: „Marinauas Kopf iſt Mond geworden. Da glänzt er! Dieſen Vollmond, dieſe Sterne, dieſen Regenbogen hat er ſelbſt verwandelt. Dieſer Regenbogen iſt ſein Blut; dieſe Sterne ſind ſeine Augen; dieſer Vollmond iſt ſein Kopf!“
So ſprachen ſie, als Marinauas Kopf ſich in den Mond verwandelte.
Marinaua wurde von Kutanaua enthauptet, und ſein Kopf verwandelte ſich in den Mond.
Soweit erinnere ich mich der Geſchichte von Marinaua, der von Kutanaua enthauptet wurde. Mehr gibt es nicht.

86. Der wunde Mann, die Aasgeier und die Ratte



eine Vorfahren wohnten in ſchönen Dörfern. Sie wollten Fiſche fangen und kamen zahlreich zuſammen. Sie holten viele Timboblätter und ſtampften ſie im Mörſer. Dann gingen die einen weg und pflückten Timbofrüchte, die anderen ſchnitten Timbolianen ab. Die einen flochten große Körbe, die anderen kleine Körbe. Dann taten ſie die Timboblätter in die vielen Körbe, um im Fluß des roten Arara zu fiſchen. Meine Leute verſammelten ſich und ſprachen die ganze Nacht.
Als der Tag anbrach, wachte der Häuptling auf und rief:

„Kinder, erwacht rasch! Gestern haben wir Timbo bereitet, nun wollen wir hingehen und ihn im Fluß des roten Arara auflösen!"

Seine Leute erwachten und tranken Stärkebrühe. Dann sprachen sie: „Jetzt wollen wir uns rasch aufmachen!" Die einen nahmen viel „Poikama" mit, die anderen viel „Hunu", die anderen viel „Aſcha". Dann machten sie sich auf den Weg. Am Ufer des Flusses des roten Arara versammelten sie sich unter der Führung ihres Häuptlings. Mitten im Fluß lösten die einen viel „Poikama" auf, die anderen viel „Hunu", die anderen viel „Aſcha". Die Männer schlugen den Fluß und schwammen und schrien fortwährend. Da kamen viele Fische an die Oberfläche, und sie machten reiche Beute.

Ein Mann sah einen Surubim hervorkommen. Er schwamm danach, um ihn zu greifen. Da biß ihn ein großer Alligator in das Schienbein. Der Mann schrie laut und ging aus dem Wasser. Seine Leute fragten ihn: „Warum schreist du denn so?"

„Ein großer Alligator hat mich ins Schienbein gebissen. Kommt und tötet den Alligator!"

Die Männer fürchteten sich und wollten nicht weiter fischen. Einer aber, der sich nicht fürchtete, schlug den großen Alligator, als er auftauchte, und sprach zu den anderen: „Ihr habt euch vor dem Alligator gefürchtet und wollt nicht mehr Fische fangen? Ich habe ihn schon geschlagen. Da liegt er! Kommt und seht!" „Wo?" sprachen sie und kamen herbei und schauten.

Nun fingen sie keine Fische mehr, sondern gingen heraus auf das Steilufer. Der Mann faßte den Verwundeten um den Leib und ging mit ihm weg. Diesen aber schmerzte sein Schienbein, und er weinte den ganzen Weg. Da fragte ihn der andere: „Warum weinst du?" Er antwortete: „Ich leide Schmerzen!" Da lud ihn der andere auf den Rücken und trug ihn heim. Dort banden sie ihm eine Hängematte an, nicht hoch vom Boden, und legten ihn hinein.

Sein schönes Weib war traurig über ihren Gatten und

weinte. Da fragte sie eine andere Frau: „Warum weinst du?" „Mein Mann ist beim Fischen von einem großen Alligator gebissen worden," erwiderte sie.
Der Mann, den der Alligator gebissen hatte, lag da und verbreitete einen sehr üblen Geruch, so daß seine Leute beschlossen, sich von ihm zu trennen. Der Häuptling sprach zu ihnen: „Unser Haus ist schon alt; laßt uns ausziehen!" Am anderen Morgen zogen sie aus. Der Wunde lag da und stank, und sie ertrugen seinen Gestank nicht, sondern gingen weg und ließen ihn zurück. Nur seine Frau nahmen sie mit.
Der Mann konnte ihnen nicht folgen. Er blieb liegen und verbreitete seinen Gestank. Da witterte ihn der Aasgeier. Er flog herbei, ließ sich auf die Erde nieder und erblickte ihn. Er wollte von dem Kranken essen, aber dieser sagte zu ihm: „Aasgeier, friß mich nicht! Ich war mit meinen Leuten in den Fluß des roten Arara fischen gegangen. Da biß mich ein großer Alligator. Gestank strömte von mir aus, als ich dalag. Da beschlossen meine Leute auszuziehen, denn sie ertrugen meinen Gestank nicht. Sie ließen mich da und gingen weg. Nur mein Weib nahmen sie mit." Der Aasgeier hatte Mitleid mit ihm und flog davon.
Der Mann stank sehr. Dies roch ein anderer Aasgeier und flog hin zum Königsgeier, um es ihm zu melden.
Der Kaschinaua aber lag auf dem Platz (vor dem Haus) in der Sonne, und übler Geruch ging von ihm aus. Er ergriff ein Stück Holz und legte es neben sich.
Der Aasgeier kam zum Königsgeier und sprach zu ihm: „Königsgeier, dort liegt ein Kaschinaua und stinkt. Wir wollen ihn verspeisen!"
Da freute sich der Königsgeier. Er holte seine Kleider, zog sie an und beschmierte sich mit Uruku. Dann nahm er seinen Korb, lud ihn auf den Rücken und ging weg. Der Kaschinaua aber lag da und stank. Er ergriff das Stück Holz. Da kam der Königsgeier angeflogen und ließ sich neben dem Manne nieder. Dann sprach er zu sich selbst: „Bevor ich den Stinkenden esse, will ich zunächst meine

Kleider ablegen.“ Er tat es und trat dann zu dem Kaſchinaua, um von ihm zu eſſen. Da ſchlug der Mann mit dem Holz den Königsgeier, und dieſer ſchrie auf und flog ohne ſeine Kleider davon. Alle Aasgeier fürchteten ſich und kamen nicht wieder. Der Kaſchinaua aber blieb mit ſeinen ſtinkenden Wunden liegen. Er nahm die Kleider des Königsgeiers, freute ſich und verwahrte ſie.

In der Nacht weinte der Mann. Das hörte die Ratte und kam und fragte ihn: „Warum weinſt du ſo ſehr?“

„O, Ratte,“ erwiderte er, „ich war mit meinen Leuten fiſchen; da biß mich ein großer Alligator.“

„Wo ſind denn deine Leute, Kaſchinaua?“ fragte die Ratte weiter.

„Meine Leute ſind weggezogen, da ſie meine Wunden nicht ertrugen. Sie gingen weg und ließen mich da. Nur mein Weib nahmen ſie mit. Sie hielten meine ſtinkenden Wunden nicht aus und verließen mich.“

Da bekam die Ratte Mitleid mit ihm. Sie ging und holte ihr Heilmittel und drückte es aus auf ſeine Wunden, und als der Morgen kam, ſtanken ſeine Wunden nicht mehr. Er ging hin und her. Er war ganz allein zu Hauſe. Die Ratte bereitete unterdes Heilmittel. So ging er den ganzen Tag von einer Seite zur andern. In der folgenden Nacht behandelte die Ratte ſeine Wunde wiederum mit dem Heilmittel, und der Kaſchinaua wurde geſund. Am Morgen ſchloſſen ſich ſeine Wunden.

Da ſprach die Ratte zu ihm: „Geh baden! Du biſt ſchon geſund.“ Der Kaſchinaua tat es. Da wurde er ſehr ſchön, und nun ging er hin, um ſeine Leute aufzuſuchen. Sein Weib hatte ſich ſchon wieder verheiratet.

Er kam zu ſeinen Leuten, und dieſe fragten ihn: „Wer biſt du denn? Woher kommſt du?“

„Ich war mit euch fiſchen,“ antwortete er, „da biß mich ein großer Alligator. Meine Wunde ſtank, und ihr konntet es nicht ertragen und verließt mich. Nur mein Weib nahmt ihr mit.“

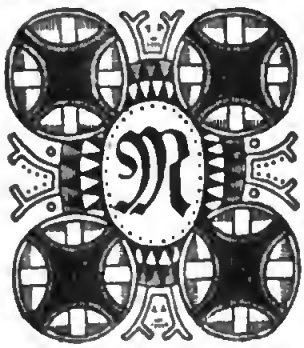
Da horchten die Männer auf und ſprachen zu ihm: „Dein Weib hat ſchon einen anderen Gatten.“
Sein Weib hörte es, und da ihr alter Gatte ſo ſchön war, heiratete ſie ihn von neuem; den anderen aber ließ ſie laufen.

87. Lehmhans

So machte es Lehmhans (der Töpfervogel).
Meine Vorfahren verſtanden kein Haus und keinen Topf zu machen. Da lehrte es ihnen Lehmhans.
Meine Leute betrachteten den Topf (das Neſt) des Lehmhans und ſprachen: „Das iſt der Topf des Lehmhans.“
Lehmhans verteidigte ſich und wollte ſie zwicken, aber ſie liefen davon. Da kam Lehmhans hinter ihnen her und ſprach zu ihnen: „Wollt ihr ein Haus haben, Leute?“
„Wir wollen eins haben, Lehmhans,“ erwiderten ſie.
„Dann will ich euch unterrichten, daß ihr wohnen könnt,“ ſagte er. „Geht hin und holt Lehm, daß ich euch einen Topf mache,“ fuhr er fort.
Sie holten Lehm, und Lehmhans unterrichtete ſie: „Schaut her, Leute, wie ich einen Topf mache!“ ſprach er zu ihnen. Die Kaſchinaua ſetzten ſich hin und ſchauten Lehmhans zu. Während er für ſie einen Topf machte, kochten ſie ihre Speiſe und aßen.
Nun unterrichtete ſie Lehmhans: „Männer,“ ſprach er, „geht hin und holt viel Lehm, daß ich euch ein Haus baue!“
Sie holten Lehm, und Lehmhans machte ein Haus für ſie. Die Männer ſtanden dabei und ſchauten ihm zu. Dann ſprachen ſie: „Lehmhans iſt ſehr klug! Er macht für uns einen Topf; er macht für uns ein Haus!“
Meine Leute, die Faulenzer, aßen Roſtbraten. Da gab ihnen Lehmhans einen Topf; er gab ihnen auch ein Haus. Meine Leute töten Lehmhans nicht, denn er iſt ſehr gut.

So machten es meine Vorfahren.
Sie hatten keinen Topf, kein Haus. Sie schliefen im Wald. Nun brauchten sie nicht mehr unter freiem Himmel zu schlafen. Nun schliefen sie im Haus. Nun aßen sie nicht mehr Rostbraten. Sie aßen gekochte Speisen und hatten es gut. Lehmhans ist sehr gut. Er unterrichtete meine Leute. Lehmhans ist ein fleißiger Arbeiter.
Jetzt machen meine Leute Häuser. Lehmhans hat sie es gelehrt.
Zu Ende ist die Geschichte vom Lehmhans.

88. Wie der Hirsch die Kaschinaua den Ackerbau lehrte



eine Vorfahren hatten in der Zeit des Hungers nichts zu essen. Sie schlugen Jacypalmen nieder, schälten die Rinde ab und aßen sie. Sie aßen Kokos. Sie aßen Urikury. Etwas anderes hatten sie nicht.
Ein Mann ging Urikury holen und stellte sich unter den Baum und aß von den Früchten. Da erblickte ihn der Hirsch. Der Mann erschrak und blieb stehen. Der Hirsch fragte ihn: „Was machst du denn da?" Der Mann antwortete: „Ich habe in dieser Hungerzeit nichts zu essen. Mich hungerte. So kam ich, um Urikury zu holen." „Hast du denn keine Pflanzung?" fragte der Hirsch weiter. „Ich weiß nicht, wie man eine Pflanzung macht," erwiderte jener. Darauf sprach der Hirsch: „Mann, ich werde dir eine Pflanzung machen." Der Mann horchte auf, nahm seine Urikuryfrüchte auf den Rücken und ging davon.
Er kam nach Hause und sprach zu seinen Leuten: „Freunde, wir werden in der Zeit des Hungers nicht wieder Hunger leiden!" Diese fragten ihn: „Warum werden wir denn nicht mehr Hunger leiden?" Der Mann antwortete: „Ich war

Urikury holen und ſtand unter dem Baum und aß von den Früchten. Da kam der Hirſch zu mir. Ich erſchrak und blieb ſtehen. Er fragte mich: ‚Was machſt du denn da?‘ Ich antwortete ihm: ‚In dieſer Zeit des Hungers habe ich nichts zu eſſen. Ich habe keine Feldfrüchte. Mich hungert. So kam ich, um Urikury zum Eſſen zu holen.‘ Der Hirſch ſagte, er ſelbſt würde mir eine Pflanzung machen, damit wir nicht mehr Hunger zu leiden brauchten.“

Da kam der Hirſch an als alter Mann mit rötlichem Haar und einem Bäuchlein. Er ging an einem Stock. Meine Leute erblickten ihn und ſprachen: „Dort kommt ein altes Männchen!“ Eine Frau ſagte: „Wer kommt denn da?“ Der Alte blieb vor dem Hauſe ſtehen und ſprach: „Da bin ich!“ Ein Mann antwortete ihm: „Komm her, Alterchen!“ Er band dem Alten eine Hängematte an und ſetzte ihn darauf, damit man ihm Eſſen brächte. Dann ſagte er: „Warum biſt du denn in mein Haus gekommen? Ich habe in dieſer Hungerzeit ſelbſt nichts zu eſſen. Ich eſſe nur Urikury.“

Die Männer gaben ihm Urikuryfrüchte und Jacykuchen, und der Alte aß, und dann ruhte er ſich aus. Da fragte ihn einer: „Alter, wo kommſt du her?“ Das Alterchen erwiderte: „Ich bin kein alter Mann. Meine Name iſt ‚Hirſch‘. Du haſt noch nicht viel Hirſche geſehen, ſcheint es. Mein Haar iſt rot. Ich habe ein Bäuchlein. Du ſiehſt es nicht, ſcheint es. Dieſer Mann da war Urikury holen und ſtand unter dem Baum und aß von den Früchten. Da erblickte er mich, erſchrak und blieb ſtehen. Ich fragte ihn: ‚Was machſt du denn da?‘ ‚In dieſer Hungerzeit,‘ antwortete er, ‚habe ich nichts zu eſſen. Urikury iſt meine einzige Speiſe. So kam ich, um Urikury zu holen.‘ Ich hörte ihm zu und ſprach: ‚Ich habe keinen Hunger; ich habe meine Pflanzung!‘“ Da ſagte einer zu den Männern: „Der Hirſch iſt gekommen, um uns eine Pflanzung zu machen!“

Meine Leute ließen den Hirſch weiterreden, und dieſer ſprach: „Kaſchinaua, ſchleift eure Waldmeſſer und gebt ſie mir! Schleift eure Axte und gebt ſie mir!“

Sie ſchliffen ihre Waldmeſſer und ihre Axte und gaben ſie dem Alten. Dieſer ſprach zu ihnen: „Kommt hinter mir her! Kommt und ſeht, wie ich euch eine Pflanzung mache, damit ihr ſie auch ſo gut machen könnt!“

Der Hirſch unterrichtete ſie und fuhr fort: „Kaſchinaua, um eine Pflanzung zu machen, müßt ihr zunächſt einen ſehr guten Hügel ſuchen. Wenn der Hügel nichts taugt, und ihr macht eine Pflanzung darauf, ſo taugt auch dieſe nichts.“

Die Männer ſagten: „Ja“ und blieben ſtehen. Da erblickte der Hirſch einen ſehr guten Hügel. Er bohrte das Erdreich an. Dann ſchlug er den Wald nieder, bis er müde wurde, und er ſetzte ſich hin. Da ſprach einer der Männer: „Dieſes rote Alterchen, dieſes Dickbäuchlein, iſt wirklich ein wackerer Arbeiter!“

Als die Blätter der Bäume trocken wurden, brannte der Hirſch die Rodung. Darauf ſprach er zu ihnen: „Habt ihr es nun gut geſehen?“ „Wir haben es gut geſehen,“ erwiderten ſie.

Dann ſagte der Hirſch: „Jetzt gehe ich heim, um Bananenſchößlinge zu holen. Ich gehe und hole Setzlinge von Makaſchera, von Kara, von Bataten und von Bohnen.“

Der Hirſch ging hin, um dies alles zu holen, und kam zurück und bepflanzte das Feld. Er pflanzte Setzlinge der Makaſchera; er pflanzte Bananenſchößlinge; er pflanzte Bataten, Kara und Bohnen.

Alle Pflanzen gediehen, und die Männer freuten ſich.

Meine Vorfahren litten nun in der Hungerzeit keinen Hunger mehr. Der Hirſch lehrte ſie den Ackerbau. Sonſt hatten ſie in der Hungerzeit nichts zu eſſen. Sie litten Hunger. Der Hirſch unterrichtete ſie. Wenn ſie wieder Hunger haben, machen ſie eine Pflanzung.

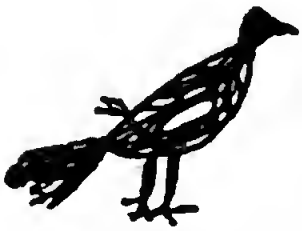
So weit weiß ich die Geſchichte vom Hirſch. Mehr gibt es nicht.

89. Naſenbär, Taube und Faultier

Das Faultier iſt ſehr faul. Es arbeitet nicht; es gibt ſich nur mit dem Eſſen ab. Alle Jagdtiere ärgern ſich über das Faultier, wenn ſie ihm begegnen. Das Faultier iſt außerordentlich faul.

Der Naſenbär gab dem Faultier einen Auftrag, aber das Faultier wollte nicht arbeiten; es wollte nur eſſen. Da prügelte es der Naſenbär. Das Faultier konnte nicht weglaufen und weinte. Da begegnete ihm die Taube und fragte es: „Faultier, warum weinſt du?“ „Der Naſenbär gab mir einen Auftrag, aber ich war faul. Da hat er mich geſchlagen. Deshalb weine ich.“ Die Taube hörte es und empfand Mitleid mit ihm. Sie weinte, und das Faultier weinte ebenfalls. Da kam der Naſenbär, ſchlug das Faultier und beſchimpfte es: „Weine nicht ſo, du faules Faultier, ſonſt werde ich dich noch einmal verprügeln!“ Die Taube hatte ſich verſteckt und hörte zu. Das Faultier weinte. Da kam die Taube und fragte es: „Was hat dir denn der Naſenbär getan?“ „Er hat mich arg beſchimpft,“ erwiderte das Faultier. Da wurde die Taube zornig. Sie machte mitten auf dem Weg des Naſenbären mit Stücken Holz eine Falle. Darauf verſteckte ſie ſich. Das Faultier hörte auf mit Weinen und verhielt ſich ruhig. Der Naſenbär ſprach: „Ich will einmal nach dem Faultier ſehen.“ Er kam daher, ſah die Falle nicht, die die Taube mitten auf ſeinem Weg geſtellt hatte, und geriet hinein. Die Falle löſte ſich aus und ſchlug dem Naſenbär auf den Rücken, ſo daß er nicht laufen konnte. Er ſchrie; da lachte die Taube. Als er weinte, fragte ſie ihn: „Was fehlt dir denn?“ Er antwortete: „Das Faultier hat mitten auf meinem Weg eine Falle geſtellt und mich beinahe totgeſchlagen. Darum weine ich.“ Da lachte die Taube

und ſprach: „Du warſt es doch, der das Faultier geſchlagen hat; nun hat es dir das gleiche getan.“ Der Naſenbär fragte die Taube: „Wer hat dir denn das geſagt?“ „Ich habe es geſehen,“ erwiderte dieſe. Da fürchtete ſich der Naſenbär vor der Taube und weinte. Die Taube aber ſprach: „Du bildeſt dir ein, ſehr tapfer zu ſein. Nun ſchau her!“ Darauf ging ſie weg. Auch der Naſenbär ging davon und kam nicht wieder.



Nun ging die Taube zum Faultier und ſagte zu ihm: „Faultier, ich habe auf dem Weg des Naſenbären eine Falle geſtellt und ihn geſchlagen.“ Da lachte das Faultier und ſprach: „Wenn er wieder herkommt, ſchlag ihn noch einmal!“ „Er kommt nicht mehr,“ verſetzte die Taube.

Dann fragte das Faultier die Taube: „Biſt du denn ſo ſchön?“ Dieſe erwiderte: „Ich bin ſehr ſchön, aber ich will erſt mein Kleid anziehen. Warte!“ Sie ging weg. Das Faultier aber blieb da und wartete. Darauf kam die Taube zurück.

Als das Faultier ſah, wie ſchön ſie war, ſagte es zu ihr: „Mache mich auch ſchön!“ Die Taube erwiderte: „Warte, ich will Uruku holen, um dich ſchön zu machen!“ Sie ging weg, und das Faultier freute ſich und legte ſich hin. Die Taube aber brachte kein Uruku, ſondern Genipapo. Sie lachte auf dem ganzen Weg. Das Faultier freute ſich und lachte, denn es dachte, es ſei Uruku, aber die Taube beſtrich es mit Genipapo. Das Faultier ſtand da und bildete ſich ein, es ſei nun ſchön. Die Taube aber ging weg.

Darauf kletterte das Faultier langſam und ohne anzuhalten auf einen Baum. Es kletterte bis zum Gipfel und blieb dort, da es nicht herunterſteigen konnte. Die Taube kam zurück, ſuchte das Faultier und fand es nicht. Sie rief nach ihm. Das Faultier erblickte ſie von oben und lachte. Die Taube rief: „Wo ſteckſt du denn?“ aber das Faultier antwortete nicht, ſondern lachte. Da wurde die Taube zornig und be-

ſchimpfte das Faultier: „Dummes, ſchlechtes Faultier!“ Da weinte das Faultier. Die Taube aber ging weg und ſagte zu ihren Verwandten: „Das Faultier iſt ſehr dumm und faul. Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben!“
So gewöhnte ſich das Faultier daran, allein zu ſein.

90. Die Jaguarin, die ihre Enkel fraß

Ein Kaſchinaua ging in den Wald jagen und ſah von ferne eine Urikurypalme. Die Früchte fielen von der Urikury, und die Jagdtiere aßen ſie. Der Kaſchinaua beobachtete es eine Zeitlang und kehrte dann heim.
Als ſich die Sonne neigte, nahm er ſein Weib mit und machte auf der Urikury eine Hütte, um zu jagen. Er reinigte den Wald, damit ſein Weib ſich hinſetzen konnte, und ging weg. „Warte auf mich!“ ſagte er. „Ja,“ erwiderte ſie und ſetzte ſich nieder. Ihr Mann aber ging weg, um Palmblätter zu holen.
Da kam ein Jaguar, erblickte das Weib und fragte ſie: „Was machſt du denn da? Warum ſitzt du denn hier?“ „Mein Mann hat auf der Urikury eine Jagdhütte gebaut und mich mitgenommen. Dann iſt er weggegangen, um Palmblätter zu holen. Ich ſitze hier und warte auf ihn.“ Darauf erwiderte der Jaguar: „Bleib nicht hier ſitzen! Ich nehme dich mit, um dir mein Haus zu zeigen!“ Er nahm die Frau auf den Rücken und ging mit ihr weit, weit weg in ſein Haus. Dort war Wildbret in Fülle vorhanden. Viel Roſtbraten gab er ihr, und die Frau ſetzte ſich hin und aß.
Die Mutter des Jaguars war weggegangen, Feldfrüchte zu holen. Als ſie heimkam, erblickte ſie die Frau und wollte ſie töten und freſſen. Sie knurrte und knurrte. Da ſprach ihr Sohn: „Mutter, ich habe das Weib mitgebracht, um mich mit ihr zu verheiraten. Friß ſie mir nicht!“ „Ja,“ erwiderte die Jaguarin. Sie beroch den ganzen Körper der

Frau, ſie beroch ihren Kopf, ihr Geſicht, ihre Hände, ihre Füße. Sie ſchnupperte an ihrem ganzen Körper herum. Die Frau fürchtete ſich und ſaß da und weinte. Da ſagte der Jaguar: „Weine nicht! Meine Mutter frißt dich nicht.“
Dann heiratete er ſie und behandelte ſie gut. Er ließ ſie ſelten von ſich und ging immer mit ihr. Da wurde ſie ſchwanger und gebar einen Sohn. Sie legte ihn in die Hängematte und legte ſich ſelbſt nieder.
Der Mann aber ſprach zu ſeinem Weib: „Laß unſern Sohn nicht allein! Nimm ihn immer mit dir! Sonſt frißt ihn meine Mutter.“ Sie verſprach es und tat, wie ihr Mann geſagt hatte. Wenn ſie Feldfrüchte holte, nahm ſie den Sohn mit; holte ſie Waſſer, nahm ſie ihn mit; ging ſie weg, um ihr Bedürfnis zu verrichten, nahm ſie ihn mit.
Dann lernte der Sohn aufrecht ſtehen und lief hin und her. Seine Mutter ging Waſſer holen und überließ das Kind ihrer Schwiegermutter.
„Schwiegermutter,“ ſagte ſie, „gib auf meinen Sohn acht, während ich Waſſer hole!“
Die Jaguarin verſprach es und ſetzte ſich nieder. Die Frau ergriff den Topf und ging weg. Da erhob ſich die Jaguarin, tötete ihren Enkel und fraß ihn auf. Dann ſetzte ſie ſich wieder hin.
Als die Schwiegertochter zurückkam, begann ſie ihren Sohn zu ſuchen und fragte ihre Schwiegermutter:
„Schwiegermutter, wo iſt dein Enkel? Ich habe ihn dir doch anvertraut, als ich wegging!“
Da ſagte dieſe, die ihn aufgefreſſen hatte: „Ich habe meinen Enkel nicht geſehen.“
Die Mutter machte ſich auf die Suche nach ihm. Sie lief weit, aber ſie fand ihren Sohn nicht. Sie ſuchte, bis ſie müde wurde. Da legte ſie ſich hin und weinte.
Darauf kam ihr Mann von der Jagd zurück und fand ſeine Frau in Tränen. Er fragte ſie: „Wo iſt unſer Sohn?“
Sie antwortete: „Ich war Waſſer holen und überließ ihn, während er hin und her lief, deiner Mutter. ‚Gib mir acht

auf das Kind!' ſagte ich und ging weg. Als ich zurückkam, fand ich ihn nicht mehr vor und habe ihn geſucht."
Darauf ſagte er: „Meine Mutter hat uns unſern Sohn gefreſſen!" Und er prügelte ſeine Mutter fürchterlich, legte ſich hin und weinte.
Wiederum gebar ſie ihm einen Sohn, aber ſeine Mutter fraß auch dieſen. Da wurde er wütend und wollte ſeine Mutter töten, aber ſie hatte einen ſehr harten Körper.
Er ſchoß einen Pfeil auf ſie ab, aber der Pfeil fiel zerbrochen nieder; er wollte ſie mit einem Wurfſpeer durchbohren, aber der Wurfſpeer fiel zerbrochen nieder; er wollte ſie mit dem Bambusdolch erſtechen, aber der Dolch zerbrach; er ſchlug ſie mit einer Keule, aber die Keule zerbrach; er ſchlug ſie mit einem Prügel, aber der Prügel zerbrach; er ſchlug ſie mit einer Axt, aber die Axt zerbrach; er ſchlug ſie mit einem Waldmeſſer, aber das Waldmeſſer zerbrach; er ſtach nach ihr mit einem Meſſer, aber das Meſſer zerbrach.
Da fragte er ſeine Mutter: „Wie kann ich dich denn töten, Mutter?"
„So nicht," erwiderte ſie. „Wenn du mich töten willſt, dann ſammele Brennholz, mache einen Scheiterhaufen, zünde ihn an und ſtoße mich in die Flammen, damit ich verbrenne!"
Der Sohn tat, wie ihm geheißen war. Er ſammelte Brennholz, machte einen Scheiterhaufen und zündete ihn an. Darauf belehrte ihn die Mutter und ſprach:
„Mein Sohn, wenn du mich verbrannt haſt, werden alle unſere Verwandten kommen und um mich trauern. Dann verbirg dich gut; ſonſt werden ſie dich und deine Frau töten!"
So ſagte ſie, und er verſprach es.
Das Holz brannte und brannte, und als die Flammen emporſchlugen, ſprach die Mutter: „Jetzt ſtoße mich in das Feuer!" Er tat es, und die Jaguarin verbrannte.
Ihr Sohn kroch mit ſeinem Weib unter einen großen Mörſer, ſtülpte ihn um, und ſie ſetzten ſich nieder. Da verſammelten ſich alle ihre Verwandten und trauerten um die

Mutter. Sie kamen und weinten auf dem ganzen Weg. Zuerſt kam das Kaninchen. Es erblickte ihn mit ſeinem Weibe und ſprach: „Sie werden dich nicht töten; ich ſetze mich hierher.“ Sie ſetzten ſich beide unter den Mörſer, und das Kaninchen ſetzte ſich darauf.

Nun kamen alle herbei: „Wer hat unſere Mutter verbrannt? Hat er ſich denn davongemacht?“ So ſprachen ſie und weinten und legten ſich nieder. Es kam der Fuchs; es kam der Jaguar mit dem gelben Kragen; es kam der Marder; es kam die Maracajakatze; es kam der gefleckte Jaguar; es kam der Puma. Alle kamen ſie und klagten, und dann gingen ſie wieder weg.

Da kam er mit ſeinem Weib hervor, und nun lebten ſie ungeſtört.

91. Wie der Zitteraal entſtand

Es war einmal ein Mann, der fürchtete ſich ſehr vor dem Waſſer und badete ſich nicht. Als ſeine Verwandten eines Tages badeten, ſprach er: „Ich will hingehen und ihnen zuſehen!“ Er tat es, ſetzte ſich an das Ufer des Fluſſes und ſchaute ihnen zu. Da ſagte einer von ihnen: „Jener Mann, der ſich dort hingeſetzt hat, fürchtet ſich vor dem Fluß. Ich werde ihn hineinſtoßen. Gebt acht!“

Der Mann fürchtete ſich ſehr vor dem Fluß; er zitterte und zitterte. Da kam der andere von hinten und ſtieß ihn. Er fiel in den Fluß und konnte nicht das Steilufer herauf aus dem Waſſer kommen. So konnte er nicht mehr atmen und ertrank.

Der Mann tauchte unter, und die Fiſche zwickten ihn. Da ſtieß ſie der Mann mit dem Fuß weg. Darauf kam der Alligator und ſah den Mann. Dieſer wollte ihn ſchlagen, aber der Alligator machte ſich davon. Da zwickten alle Fiſche

den Mann. Darauf kam die Pirahiba und verteidigte ihn. „Ihr kleinen Fiſche," ſprach ſie, „zwickt mir dieſen Mann nicht! Er gehört mir."

So verteidigte die Pirahiba den Mann. Wenn ſie nicht gekommen wäre, hätten alle Fiſche ihn gezwickt und nichts von ihm übrig gelaſſen.

Die Pirahiba nahm den Mann mit ſich und zeigte ihn ihren Verwandten, und dieſe freuten ſich, als ſie ihn ſahen.

Dies ſind die Verwandten der Pirahiba: Der Alligator, der Surubim, der Piraruku, die Waſſerſchlange, die große Piranya, die große Trahira und der große Jundia.

Die Pirahiba zeigte ihn ihren Verwandten und fragte ihn dann, was er wünſche. Der Mann war voll Zorn und bat die Pirahiba um eine Keule.

Er ſprach zu ihr: „Ich will meine Leute ſchlagen, die mich ins Waſſer geſtoßen haben. Deine Verwandten habe ich nun geſehen."

Da gab ihm die Pirahiba die Keule, und der Mann ging hin und verwandelte ſich. Darauf ſuchte er ſeine Leute, aber ſie waren ſchon weggegangen, und er ſah niemand. Da wurden ſchon alle ſeine Knochen weich, und ſein ganzer Körper wurde kalt. Der Fluß wurde ſehr tief und ganz kalt.

Darauf ſprach der Mann: „Soll ich mich nun in einen Zitteraal verwandeln?" Er zitterte und zitterte und ergriff ſeine Keule. Da fürchteten ſich alle Fiſche, als der Fluß kalt wurde. Auch die Pirahiba fürchtete ſich und ſprach: „Wie hat der Mann den Fluß ſo tief und kalt gemacht? Ich will dem Kaſchinaua zuſehen." Und ſie ging hin und beobachtete den Mann auf dem ganzen Weg. Sie ſah, wie er voll Wut mit allen Fiſchen kämpfte, und ſprach: „Warum kämpft nur dieſer Mann mit allen Fiſchen?" Und ſie beobachtete ihn weiter.

Der Mann aber ſagte: „Ihr habt mich gezwickt, aber die Pirahiba hat mich verteidigt. Deshalb ſchlage ich euch." Da fürchteten ſich alle Fiſche und flohen.

Schon wurde der Leib des Mannes weich, und ſein Kopf verkleinerte ſich. Alle Knochen ſeines Körpers erweichten ſich. Seine Füße verwandelten ſich in einen Schwanz, und in dem Schwanz befeſtigte ſich ſeine Keule, mit der er jene ſchlagen wollte. Alle Fiſche aber fürchteten ſich und flohen weit weg.

Der Mann verwandelte ſich in einen Zitteraal. Der Zitteraal iſt ſehr kalt. Nun wohnt er dort, wo es ſehr tief und ſehr kalt iſt.

Die Verwandten des Mannes ſprachen: „Wir wollen fiſchen!“ und ſie gingen hin. Mitten im Fluß fiſchten ſie. Da kam der Zitteraal und ſchlug einen von ihnen.

Dieſer ſchrie, wurde ohnmächtig und fiel hin. Da rief ein anderer: „Der Zitteraal ſchlägt!“ und ſie fürchteten ſich und liefen davon. Die Männer aber ſprachen: „Jener Mann, den wir, als wir badeten, mitten in den Fluß geſtoßen haben, ſchlägt uns jetzt. Er hat ſich in einen Zitteraal verwandelt und iſt zornig auf uns und ſchlägt unſere Leute.“

Der Zitteraal blieb ſehr zornig. Sehr viele Fiſche fürchten ihn; auch unſere Leute fürchten ihn. Von allen ihren Verwandten fürchtet ihn nur die Pirahiba nicht. Der Alligator aber fürchtet ihn, weil er ſo zornig iſt.

Dieſer Zitteraal wohnt dort, wo der Fluß ſehr tief und ſehr kalt iſt. Er iſt ſehr weich. Wenn er ſeine Leute ſchlägt, tut er es mit der Spitze ſeines Schwanzes.

Dies iſt die Geſchichte von dem zornigen Mann, der ſich in einen Zitteraal verwandelte.

92. Wie die Weſpe die Aasgeier betrog

Meine Leute hatten Jagdbeute gemacht und waren dabei, ſie zu zerlegen. Da kam die Weſpe, kniff ein Kügelchen Fleiſch ab und tat es in ihren kleinen Mund, um die Aasgeier zu betrügen. Dann flog ſie weg in den Himmel.

Sie begegnete dem Aasgeier und ſprach: „Aasgeier, haſt du Hunger?“

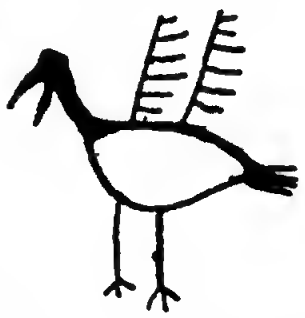
„Ich habe Hunger,“ erwiderte er.

Da ſagte die Weſpe: „Dort iſt Fleiſch im Überfluß. Geh und rufe deine Leute, damit ſie davon eſſen!“

Der Aasgeier ging weg und ſagte es zunächſt dem Königsgeier. Dieſer kam, trat zu der Weſpe und fragte ſie: „Wo iſt denn ſo viel Fleiſch?“

„Dort unten iſt Fleiſch im Überfluß,“ erwiderte ſie.

Da freute ſich der Königsgeier, und er befahl dem Aasgeier, ſeine Leute zuſammenzurufen. Dieſer ging zu ihnen hin und ſprach: „Aasgeier, der Königsgeier ruft euch!“ Da verſammelten ſich viele Aasgeier und gingen hin. Der Königsgeier ſtellte ſich vor die Weſpe und ſprach: „Weſpe, du biſt ein großer Lügner!“ „Ich lüge nicht,“ erwiderte dieſe, „ſieh her, wie ich Fleiſch erbreche!“ Die Weſpe erbrach ſich, und viel Fleiſch fiel heraus. Da freuten ſich alle Aasgeier, und auch der Königsgeier freute ſich. Die Weſpe aber machte ſich davon.



Alle Aasgeier gingen nun weg, um Fleiſch zu ſuchen, aber ſie fanden keins. Da kam einer zum Königsgeier und ſagte zu ihm: „Wir haben kein Fleiſch gefunden.“ Der Königsgeier wurde ärgerlich und ſprach: „Du biſt ein großer Faulenzer!“ Er wollte den Aasgeier ſchlagen, aber dieſer ſchrie und lief davon.

Der Königsgeier lief hinter ihm her und rief: „Geh und suche Fleisch!“ Der Aasgeier ging hin, suchte Fleisch, fand aber keins und wurde ärgerlich. Er rief seine Leute zusammen, und sie meldeten es dem Königsgeier.

Der Königsgeier schickte einen anderen Aasgeier. Dieser suchte die Wespe, fand sie und sprach zu ihr: „Du bist wirklich ein großer Lügner!“ Da wurde die Wespe sehr zornig und wollte den Aasgeier beißen. Auch der Aasgeier wurde zornig und wollte die Wespe töten. Diese sagte zu ihm: „Du bist ein großer Dummkopf!“

Der Aasgeier wollte die Wespe töten. Da wurde sie wütend und biß ihn in den Kopf. Der Aasgeier schrie und lief davon. Da sprach die Wespe zu ihm: „Bist du denn wirklich so tapfer? Dann komm und töte mich! Dein Kopf hat ja nur Haut; dein Haar sproßt nicht; schau! Ich beiße dich noch einmal in deine Glatze.“

Der Aasgeier fürchtete sich, lief weg und sagte zu dem Königsgeier: „Die Wespe ist sehr tapfer; sie hat mich in den Kopf gebissen!“ Da machte ihm der Königsgeier mit einem Mittel den Kopf wieder heil.

Der Aasgeier war zornig auf die Wespe und sagte zum Königsgeier: „Königsgeier, ich werde die Wespe töten!“

Dieser aber sprach zu ihm: „Du bildest dir ein, tapfer zu sein. Die Wespe aber fürchtet sich nicht. Sie ist sehr tapfer. Sie wird dich noch einmal in die Glatze beißen.“

Der Aasgeier ging hin, erblickte die Wespe und sprach: „Bist du wirklich so tapfer? So beiße mich!“

Die Wespe kam und biß den Aasgeier in den Kopf.

Der Aasgeier schrie und wollte die Wespe fressen, doch sie biß ihn abermals in den Kopf. Da fürchtete sich der Aasgeier. Er machte sich davon und kam nicht wieder.

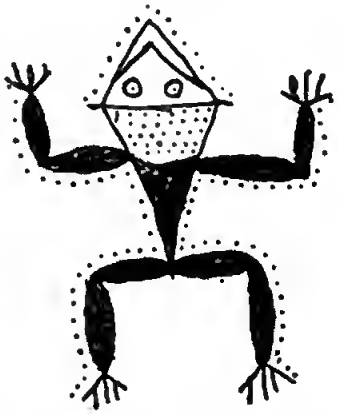
So machte es die Wespe, um die Aasgeier zu betrügen.

93. Isch'tika, die Kröte

Die Männer waren zur Arbeit gegangen, und die Frauen auf das Feld, um Früchte zu holen. Im Hause waren nur zwei Frauen zurückgeblieben und bereiteten Stärkebrühe. Da sang in dem Loch eines hohen Baumes Isch'tika, und die eine Frau verspottete ihn und rief: „Isch'tika taugt nichts!"

Isch'tika hörte es und kroch aus seinem Loch heraus. Er kam als altes Männchen mit einem Hängebäuchlein. Er trat in das Haus und sprach: „Da bin ich!" Die Frau fragte ihn: „Wer bist du denn?" Isch'tika nannte seinen Namen: „Ich bin Isch'tika." Darauf die Frau: „Ich kenne dich nicht." Isch'tika antwortete: „Du hast doch gerufen, ich taugte nichts. Nun bin ich gekommen." „Ich habe dich nicht beschimpft," erwiderte die Frau.

Darauf gab sie ihm eine Schale voll Stärkebrühe. Als sie das Gesicht langsam zur Seite wendete, verschlang Isch'tika die Schale samt der Brühe. Die Frau gab ihm nochmals eine Schale, aber er verschlang auch diese. Da fürchtete sich die Frau und versteckte sich. Isch'tika verschlang nun den Kochtopf mit der Stärkebrühe und alle Schalen; er verschlang auch den Wassertopf; er verschlang alles Geschirr. Die beiden Frauen aber versteckten sich. Isch'tika suchte sie, fand sie aber nicht. Da stieg er wieder auf den Baum und kroch in das Loch.



Jetzt kamen die beiden Frauen aus ihrem Versteck heraus, liefen hin, wo die Leute arbeiteten, und sagten es ihnen. Alle kamen, häuften trockenes Holz um den hohen Baum und zündeten es an. Der Baum verbrannte und stürzte nieder. Isch'tika fiel herab.

Da zerbrach alles Geſchirr, das er in ſeinem Bauch hatte. Alle Töpfe und Schalen, die er verſchluckt hatte, zerbrachen. Sie töteten Iſch'tika; ſie verbrannten ihn. Nun fürchteten ſich die Kaſchinaua nicht mehr.

94. Der Krüppel, der ſich in eine Schildkröte verwandelte

Es war einmal ein Mann mit verkrüppelten Beinen, der war ſehr faul. Niemand gab ihm irgend etwas zu eſſen, und er litt alle Tage Hunger. Niemand arbeitete für ihn; niemand kochte Speiſe für ihn. Er ging nicht und lag immer auf demſelben Platz.

Seine Leute wurden ärgerlich auf ihn. Da ſprach der Krüppel zu ihnen: „Freunde, ich kann nicht für euch arbeiten; deshalb zürnt ihr mir. Ich bin ein Krüppel. Meine Beine ſind klein; meine Arme ſind klein. Daher kann ich nicht für euch arbeiten. Ihr ärgert euch über mich; ihr gebt mir keine Speiſe; ich leide Hunger. Ich habe nichts zu eſſen; ich trinke nur Waſſer. So muß ich leiden, Freunde!"

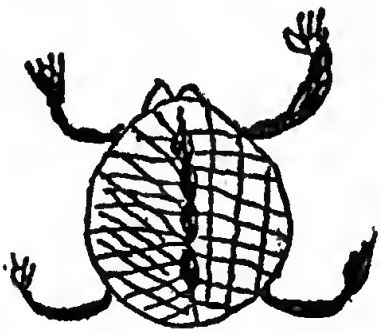
Seine Leute hörten es, aber ſie machten ſich nichts daraus. Der Krüppel litt Hunger; er lag da und weinte. Da bekam einer von ſeinen Leuten Mitleid mit ihm und gab ihm zwei Maiskuchen. Der Krüppel aß ſie und weinte nicht mehr.

Seine Leute verſpotteten ihn, weil er nicht gehen konnte. Er hörte es und lag da und weinte. Dann dachte er nach und ſprach: „So kann ich nicht arbeiten. Ich lag da, und meine Leute verachteten mich, und ich weinte. Jetzt gehe ich in den Wald und werde mich dort bezaubern, damit ich ſie nicht mehr ſehe."

Der Krüppel kroch langſam auf allen Vieren den ganzen Weg. Mitten auf dem Weg legte er ſich hin und weinte, denn er hatte Hunger und nichts zu eſſen.

Dieſer Krüppel aber hatte ein ſehr ſtarkes Herz. Als er ſo mitten auf dem Weg lag und weinte, kam einer von ſeinen Leuten und fragte ihn: „Warum weinſt du?“ Der Krüppel antwortete: „Meine Leute haben mich verachtet. Ich habe Hunger; deshalb weine ich.“ Der Mann empfand Mitleid mit ihm. Er lud ihn auf ſeinen Rücken, trug ihn in ſein Haus und gab ihm viel zu eſſen. Der Krüppel aß, bis er ſatt war. Darauf legte er ſich nieder.

Da bekam er einen Gedanken und ſprach: „So kann ich nicht gehen, weil meine Beine verkrüppelt ſind. Ich will Schildkröte werden. Meine Leute werde ich belügen, damit ſie mir den Rücken mit Genipapo bemalen.“



Er dachte nach und rief dann einen von ſeinen Leuten: „Komm einmal einer her!“ Da kam einer und fragte ihn: „Warum rufſt du mich?“ Der Krüppel ſprach zu ihm: „Ich will meine Leute beſuchen. Sage doch deinem Weibe, daß ſie mir den Rücken mit Genipapo bemalt!“ Der Mann verſprach es, ging hin zu ſeinem Weib und ſagte zu ihr: „Frau, bemale doch den Rücken des Krüppels mit Genipapo! Er will auf Beſuch gehen.“

Die Frau ſagte: „Ja!“ Sie holte Genipapo, zerſchnitt ihn, tat ihn in einen Topf, ſetzte dieſen aufs Feuer, zog ihn wieder weg und ſtellte ihn auf den Boden, damit der Genipapo ſich abkühlte.

Als die Farbe kalt geworden war, fragte ſie den Krüppel: „Was ſoll ich dir denn auf den Rücken malen?“ Der Krüppel antwortete: „Male mir krumme Linien auf den Rücken, wie beim Regenbogen. Mache meine Bemalung recht ſchön!“

Die Frau verſprach es. Sie malte den Regenbogen auf den Rücken des Krüppels und machte ihre Sache recht gut. Dann ſprach ſie zu ihm: „Krüppel, ich bin ſchon fertig mit dir.“

Darauf ging der Krüppel in den Wald. Ich weiß nicht, was er tat, aber in demſelben Augenblick nahm er ein Blatt in den Mund, kaute es ſorgfältig und ſchluckte es hinunter. Dann ſang er: „Schildkröte, Schildkröte will ich werden!“
Da veränderte ſich ſein Geſicht ganz und gar. Er zitterte und zitterte. Seine Beine zogen ſich zuſammen und ebenſo ſeine Arme. Die Haut ſeines Rückens wölbte ſich, aber die Haut ſeines Bauches blieb flach. Gleichzeitig verhärtete ſich die Haut ſeines Rückens und ebenſo die Haut ſeines Bauches, und er verwandelte ſich in eine Schildkröte.
Darauf ſchaute er ſeinen Rücken an. Sein Rücken war ſehr hart. An demſelben Platz legte er ſich nieder.
Er hatte großen Hunger. Da kroch er auf allen Vieren den ganzen Weg dahin und ſuchte Nahrung. Er ſah nichts außer Baumohren (Pilzen). Er hatte großen Hunger, und da er nichts zu eſſen hatte, ſo aß er Baumohren.
Der Krüppel aß Baumohren und gewöhnte ſich daran.
Dies iſt meine Geſchichte von dem Krüppel, der ſich in eine Schildkröte verwandelte. Der Vater meines Vaters hat ſie ſeinen Leuten erzählt, und ich hörte ſie von meinem Vater.

95. Die Ratte, die ſich in die Fledermaus verwandelte

Es war einmal eine ſehr alte Ratte, die nicht mehr arbeiten konnte. Da dachte ſie nach und ſprach: „Ich bin ſchon ſo alt und kann nicht mehr arbeiten. Deshalb habe ich es mir überlegt: Ich will mich verzaubern. Was ſoll ich aber werden? Ich möchte im Dunkeln ſehen und nicht geſehen werden.“
Alſo ſprach ſie. Dann kam ihr ein Gedanke, und ſie fuhr fort: „Soll ich Schabe werden? Das will ich lieber ſein laſſen. Dann ſtehle ich fremde Speiſen, und man tötet mich. Soll ich Schlange werden? Die Schlange geht nicht

im Dunkeln. Was ſoll ich alſo werden? Die Fledermaus ißt reife Bananen. Die Fledermaus ißt Papaya. Ich werde Fledermaus!"

So ſprach die Ratte und verwandelte ſich in eine Fledermaus. Sie hing ſich mit dem Kopf nach unten und bekam den Schluckauf.

Das hörte eine wirkliche Fledermaus, wie die Ratte ſchluchzte, und kam neugierig herbei. Als ſie die Ratte erblickte, fragte ſie: „Warum hängſt du denn da? Du willſt mich wohl verſpotten?"

„Ich verſpotte dich nicht; ich will Fledermaus werden," antwortete jene.

Da fiel ihr Schwanz ab, und ihre Haut ſpannte ſich aus zu Flügeln.

Die andere Fledermaus ging weg und ſagte zu ihren Leuten: „Dort iſt eine Ratte, die ſich in eine Fledermaus verwandelt. Ich habe ſie geſehen. Sie will ſich verwandeln, um mit uns zu leben. Laßt ſie in Ruhe, daß ſie ſich verwandeln kann!"

Da riefen alle Fledermäuſe: „Die Ratte fledermauſt ſich! Vorwärts, wir wollen ſie ſehen!" und ſie eilten hin.

Alle Fledermäuſe kamen an und ſahen die Ratte, wie ſie ſich fledermauſte. Sie hing da, und die Fledermäuſe betrachteten ſie.

Die Fledermaus fragte ſie: „Haſt du dich denn ſchon verwandelt, Ratte?"

„Ich habe mich ſchon verwandelt und möchte fliegen, aber ich fürchte mich," erwiderte ſie.

Da ſagte die Fledermaus: „Fürchte dich nicht, Ratte! Fliege! Es iſt wunderſchön!"

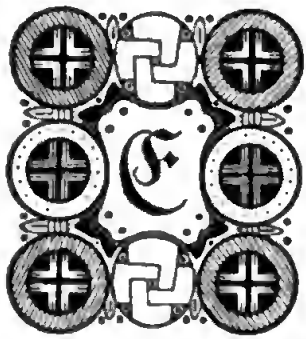
Die Ratte wollte fliegen, aber ſie fürchtete ſich und zitterte und zitterte und blieb hängen.

Da riet ihr die Fledermaus: „Fürchte dich nicht vor dem Fliegen, Ratte! Ich werde dich unterrichten. Fächele und fächele mit deinen beiden Armen! Dann wirſt du fliegen."

Die Ratte tat es. Sie fächelte und fächelte mit den beiden

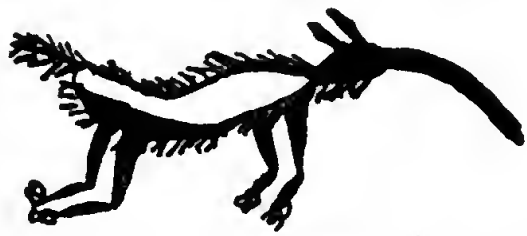
Armen und gewöhnte ſich daran. Sie flog. Die Ratte flog. Sie gewöhnte ſich daran. „Wunderſchön iſt es!“ ſagte ſie und flog dahin.
Dieſelbe Fledermaus, in die ſich die Ratte verwandelte, ſehen wir. Sie geht im Dunkeln, ißt reife Bananen, ißt reife Papaya. Sie ißt die Früchte des Waldes, wenn ſie reif geworden ſind. Sie beißt auch uns, die Fledermaus.
So machte es die Ratte, um ſich zu fledermauſen.

96. Der auferweckte Ameiſenbär



in Kaſchinaua ging jagen. Ohne Weg drang er tief in den Wald ein und machte ſich einen Pfad, indem er beſtändig die Sträucher mit der Hand knickte. Sehr weit ging er. Allmählich wurde er nachläſſig und bezeichnete ſeinen Weg nicht mehr. Da litt er großen Durſt. Vergeblich ſuchte er Waſſer, bis er müde wurde. Schließlich konnte er den Durſt nicht mehr ertragen und ſtarb.
Er kam nicht wieder. Seine Söhne warteten auf ihn. Sie ſuchten ihn. Sie ſchrien nach ihm auf allen Wegen, bis ſie nicht mehr konnten, aber er antwortete ihnen nicht. Sie drangen in den Wald ein und ſuchten ihn, aber vergeblich. Dann kehrten ſie heim und ſagten zu ihrer Mutter: „Der Vater hat ſich auf der Jagd verirrt, Mutter!“
Die Mutter antwortete: „Ihr habt euren Vater verloren; geht hin und ſucht ihn mir!“ Dann weinte ſie, bis ihre Stimme heiſer war. Die Söhne aber drangen abermals in den Wald ein und ſuchten nach dem Vater.
Da fand der eine Sohn tief im Wald die Knochen eines Ameiſenbärs, den andere getötet hatten. Er kam zurück, und ſeine Brüder fragten: „Der Vater iſt wohl ſchon tot? Wir haben ihn vergeblich geſucht.“
Da antwortete der älteſte Bruder: „Der Vater ſcheint in der

Tat ſchon tot zu ſein. Dort liegen ſeine Gebeine! Ich habe ſie geſehen."
„Wahrhaftig?" riefen die anderen. „Vorwärts, wir wollen ſie ſehen!" und ſie machten ſich auf den Weg.
Der Älteſte führte ſeine Brüder hin und zeigte ihnen die Gebeine. Da ſagten ſie: „Wirklich, das iſt der Vater! Laßt uns ihn auferwecken!"
Der eine beſſerte die Knochen aus; der andere holte ein Zaubermittel; der dritte fügte die Gebeine zuſammen. Dann kauten ſie das Mittel und beſtrichen damit alle Knochengelenke. Darauf richteten ſie das Skelett auf, und es verwandelte ſich in einen — Ameiſenbär.



Ein Ameiſenbär mit buſchigem Fell erhob ſich, brummte und brummte und blieb ſtehen. Die Kaſchinaua, die ihn auferweckt hatten, erſchraken und liefen davon. Erſt weit entfernt machten ſie halt und ſchauten voll Furcht zurück. In demſelben Augenblick rannte der Ameiſenbär los und verſchwand.
Die Kaſchinaua kehrten heim und ſagten zu ihrer Mutter: „Wir fanden einen Haufen Knochen und glaubten, es ſeien die Gebeine unſeres verſtorbenen Vaters. Da verwandelten wir die Knochen, aber, o Schrecken, wir erweckten einen Ameiſenbär wieder zum Leben! Der erhob ſich, brummte und brummte und blieb ſtehen. Voll Furcht liefen wir weg. Dann ſchauten wir zurück. In demſelben Augenblick rannte der Ameiſenbär los und verſchwand. Wir aber machten, daß wir heimkamen."
So ſprachen ſie zu ihrer Mutter. Dieſe aber ließ ſie nicht noch einmal weggehen. Sie ließ ſie ſogar nicht mehr auf die Jagd gehen.

97. Dohit

Dohit war zur Erde gekommen, und dort machte er aus Lehm Puppen und verwandelte ſie in Menſchen. Dann kletterte er auf einer Leiter zum Himmel hinauf. Als er oben war, verſchloß er den Himmel feſt. Dort blieb er lange Zeit.

Eines Tages wollte Dohit die Erde beſuchen. Er ſagte da zu ſeinem Kameraden, dem Königsgeier Keri:

„Wie komme ich herunter, da ich doch ſo gut zugeſchloſſen habe?“ Dohit begann nun ein Stückchen Land im Himmel zu roden und zu jäten, und dann begannen ſie ein rundes Loch zu graben. Sie gruben lange durch Erde, zuletzt ſtießen ſie auf Fels. Dohit ſetzte ſich nieder und weinte, ſo ſchwer war das Graben. Endlich gelang es ihnen indeſſen, ſo tief zu graben, daß ſie die Erde durch ein Loch ſahen.

„Wie ſollen wir nun hinunterkommen?“ dachte Dohit. Er nahm ein wenig halbtrockenen Schleim aus der Naſe, rollte ihn zwiſchen den Fingern und hängte ihn dann durch das Loch bis zur Erde. Es reichte bis unten hin. Auf ihm kletterte Dohit zur Erde hinab. Nach ihm kletterte Keri. Als Keri noch ein gutes Stückchen vom Boden entfernt war, platzte der Schleim, und Keri fiel herunter und zerſchlug ſich die Glieder.

Dohit war hungrig. Er ging zu den Menſchen und bat um Eſſen. Sie hatten viele Fiſche, aber ſie wollten ihm nichts geben. An einigen Stellen wollten die Männer ihm zu eſſen geben, aber die Frauen wollten es nicht. Dohit ging weit umher, aber nirgends erhielt er Eſſen. Da verwandelte er alle Menſchen in Geier und in Ameiſen und in andere Tiere.

Dann wanderte Dohit weiter. Zuerſt kam er zu dem Hauſe der roten Affen. Dieſe waren Menſchen. Sie waren gerade damit beſchäftigt, rote Hemden zu bemalen.

„Was tut ihr?“ fragte Dohit.

„Wir malen Hemden!“ ſagten ſie ärgerlich.
Wieder ging Dohit, wieder fragte er:
„Was tut ihr?“
„Haſt du nicht gehört, daß wir Hemden malen!“
Dohit verwandelte ſie alle in rote Affen. Mit ſeinem Bogen und Pfeil tötete Dohit einen Affen und aß ihn. Er ſchabte die Haare des Affen ab, und dieſe wurden alle in Affen verwandelt, die nach allen Richtungen hin liefen und kletterten.
Dohit wanderte weiter, um andere Menſchen aufzuſuchen, und ſo traf er ein Eichhörnchen, Baka. Dieſes ſagte, es wolle Dohit mit einem Pfeil erſchießen. Dieſer ſagte zu Baka, er ſolle nach einem dicken Baum ſchießen. Baka ſchoß, und der Pfeil ging durch den Baum hindurch. Dohit wurde ein wenig bange. Er bat ihn, noch einen Pfeil abzuſchießen. Dieſer blieb aber im Baume ſtecken. Baka ging hin und kletterte hinauf, um den Pfeil herauszuziehen. Auf den Baum gekommen, wurde er in ein Eichhörnchen verwandelt.
Dohit wanderte weiter und ſchoß wie ein ſpielender Knabe überall Pfeile in die Bäume. Ein Pfeil blieb in einem Baum ſitzen. Dohit konnte ihn nicht herausbekommen. Er verwandelte ihn in einen Nachtaffen.
Weiter zog er und traf einige Vögel, Kena. Er wollte fliegen wie dieſe. Jeder der Vögel lieh Dohit eine Feder, die er an den Schultern befeſtigte. Aber Dohit konnte nicht fliegen. Jeder lieh ihm noch eine Feder, und nun konnte er fliegen. Er flog zuſammen mit den Kenas hoch hinauf in die Lüfte. Sie kamen in die Nähe eines Dorfes. Da zogen die Vögel die Federn heraus, die ſie Dohit geliehen hatten. Dieſer ſtürzte in einen Chimabaum. Der begann zu wachſen, und wuchs ſo hoch, daß Dohit nicht wieder herunterkommen konnte. Er machte ſich darauf ganz klein und kroch auf den Rücken einer Spannerraupe. Dieſe brachte ihn herunter vom Baum. Eine kurze Strecke vom Boden entfernt warf die Raupe Dohit ab. Er fiel herunter und blieb in einem Dorn hängen.

Dohit rief den Jaguar herbei, damit dieſer ihn losmache. Der Jaguar konnte es nicht, ſondern zerſchnitt ſich die Zunge. Dohit rief nun die große Wildkatze herbei. Dieſe konnte ihn auch nicht losbekommen. Dohit rief nun die kleine Wildkatze herbei, und dieſe befreite ihn.

Dohit wanderte weiter und kam zu einem Dorfe, in dem ſehr viele Leute wohnten. Dort wohnte ein Zauberer. Dieſer ſpielte gerade mit einem brummenden Kreiſel. Der Zauberer ſaß auf einer Schlange. Einen Augenblick ſtand der Zauberer auf und ging umher, um etwas zu ſuchen. Da ging Dohit hin und ſetzte ſich auf die Schlange.

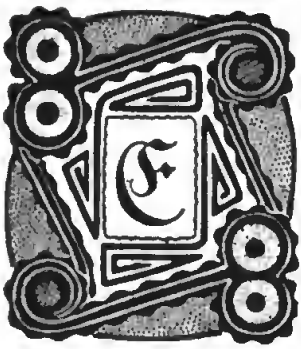
Der Zauberer machte Dohit den Vorſchlag, ein Kampfſpiel zu veranſtalten; und ſo ſchlug er durch Dohits Kopf und Körper einen Stock, ſo daß er am Boden feſtgenagelt war. Dohit verſuchte ſich zu bewegen, und die Erde bebte und war nahe daran, umzufallen. Der Zauberer ſchlug noch einen Nagel in Dohits Kopf. Nun konnte er ſich nicht mehr bewegen. Seitdem gibt es kein Erdbeben mehr.

Dohit gab dem Zauberer einen ganz kleinen Korb mit Waſſer. Dieſes wuchs und wuchs, bis es viele Laſten waren. Der Zauberer und alle Menſchen im Dorfe trugen Waſſer und wanderten nach den Gegenden, wo jetzt die Flüſſe ihren Anfang nehmen. Zu jener Zeit waren ihre Betten nämlich trockene Wege.

Auf dem Wege ermüdeten alle Menſchen und wurden in große Steine verwandelt. Der Zauberer kam allein an. Von dem Waſſer, das er mit ſich hatte, goß er etwas nach der einen Seite, und das wurde der Rio Manuri. Dann goß er etwas Waſſer nach einer anderen Seite, und das wurde der Rio Beni.

Wenn es hier unten donnert, ſo iſt es Dohit, der dem Zauberer befiehlt, mehr Waſſer auszugießen. Hierauf antwortet der Zauberer dort oben.

98. Die große Schlange



s war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten ein Tier haben, das sie aufziehen könnten. Sie gingen in den Wald, aber sie fanden keins. Zuletzt kamen sie auf eine Grasebene, und dort fanden sie auf einem Grashalm einen Wurm, Nyoko.

„Den wollen wir mit nach Hause nehmen und aufziehen," sagte sie.

Sie nahmen den Wurm mit nach Hause, machten einen ganz kleinen Teller aus Lehm und legten den Wurm darauf.

Nun wollten sie dem Wurm zu fressen geben. Sie versuchten es mit Bananen, aber die wollte er nicht fressen. Der Wurm war so gewachsen, daß sie einen etwas größeren irdenen Teller machen mußten, auf dem er liegen konnte. Sie versuchten es mit allem möglichen, aber nichts wollte der Wurm fressen.

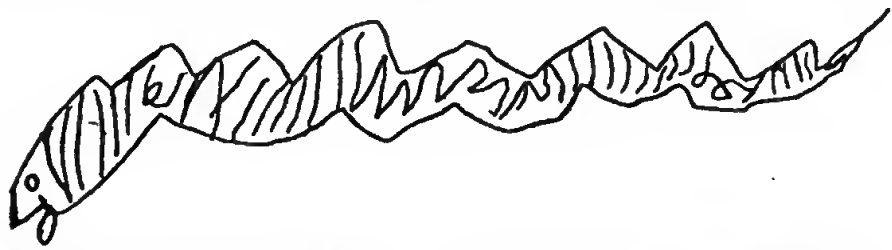
Da tötete der Mann eines Tages einen Vogel. Nichts von dem Vogel wollte Nyoko fressen. Da gab der Mann dem Wurm das Herz des Vogels, und das fraß er.

Nun wußten sie, was der Wurm fraß. Der Mann tötete jeden Tag Vögel und gab dem Wurm ihre Herzen. Er wuchs so, daß sie noch einen größeren Teller machen mußten, auf dem er liegen konnte. Der Mann tötete alle möglichen Tiere: Vögel, Wildschweine, Tapire. Der Wurm fraß nur ihre Herzen. Er wuchs so, daß sie ein ganz großes Gefäß machen mußten, auf dem er liegen konnte. Der Mann tötete täglich alle möglichen Tiere, und der Wurm, der so groß wie eine Schlange war, fraß nur die Herzen. Er war weiter gewachsen und so groß geworden, daß er nicht mehr auf dem Gefäß liegen konnte. Sie legte ihn auf den Boden vor der Hütte.

Nyoko fraß und wuchs und wuchs. Der Mann jagte, aber zum Schluß gab es keine Tiere mehr. Der Mann begann

Menſchen zu töten und gab dem Wurm ihre Herzen. Er tötete ſie mit einem Pfeil, ſo dick wie die Hand. Zuletzt hatte er alle Menſchen getötet, die in der Gegend wohnten. Er mußte weiter fortgehen zu einem großen Dorf, und dort tötete er viele Menſchen und gab Nyoko ihre Herzen. Die Menſchen wunderten ſich, wer alle dieſe tötete. Ein Jaguar konnte es nicht ſein.

Eines Tages kam der Mann wie gewöhnlich in das Dorf, um Menſchen zu töten. Vor einer Hütte ſaß ein Mädchen. Er tötete es mit einem Pfeil und nahm das Herz heraus. Das ſah der Bruder, der drinnen im Hauſe war und Pfeile machte. Er ſprang aus dem Hauſe heraus, entriß dem Mörder den Pfeil und tötete ihn. Die anderen Menſchen



kamen alle und brachten ihn mitten auf den offenen Platz im Dorfe und ſchoſſen ihn voll von Pfeilen.

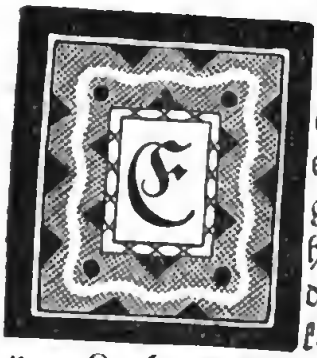
Als nach einigen Tagen der Mann nicht nach Hauſe kam, wurde ſeine Frau unruhig. Nyoko war hungrig. Sie fragte ſich, was ihrem Manne geſchehen ſein könne, und ſagte dann dem Wurm, er ſolle ſeinen Vater ſuchen.

Zuerſt bewegte ſich Nyoko nicht. Endlich ſtand er auf. Er erhob den Kopf hoch und richtete ſich auf gen Himmel. Als der Kopf den Himmel erreichte, da war der Schwanz noch auf der Erde. Als die Sonne aufging, begann er ſich zu erheben, und genau mitten am Tage kam er wieder herunter. Nyoko ſchaute umher, und da ſah er den Mann mitten auf dem offenen Platz im Dorfe, voll von Pfeilen.

Nyoko machte ſich nun auf den Weg zum Dorfe. Er verwandelte ſich zuerſt in viele verſchiedenfarbige Schlangen. Sobald eine Schlange in die Häuſer kam, wurde ſie von den Menſchen getötet. Sogleich kam eine andere von anderer

Farbe. Zuletzt legte sich Nyoko um das Dorf, so daß keiner herauskonnte. Die Menschen beschossen die Schlange mit Pfeilen, so daß sie ganz voll von Pfeilen war.
Nyoko wuchs und wuchs so, daß sie zuletzt über das ganze Dorf wuchs und tötete alle Menschen. Dann verwandelte sie sich in einen Mann und weckte den anderen Mann, der sie aufgezogen hatte. Sie aßen alle Herzen der Menschen auf.
Nyoko ist jetzt die Milchstraße.

99. Von dem Regenbogen, Opito



Es war einmal ein Mädchen, das war an den Fluß gegangen, und dort verschwand es. Nach einem Jahre kam es zurück und erzählte, sie habe im Wasser einen Mann getroffen und sei bei ihm geblieben. Sie holte Maniok und begab sich wieder an den Fluß. Nach zwei bis drei Jahren kam sie zurück. Nun hatte sie einen kleinen Knaben. Sie holte Maniok, um Chicha zu machen. Dann begab sie sich wieder an den Fluß zurück. Eines Tages kam sie wieder mit dem Knaben und ließ diesen bei ihrer Mutter und begab sich dann wieder weg. Zu der Mutter sagte sie, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht weinte. Der Knabe wuchs bei der Großmutter auf.
Eines Tages weinte der Knabe, und da begann es zu regnen. Der Knabe wurde rot, gelb, grün, blau, ganz wie der Regenbogen, und dann trieb er das Wasser hinweg.
Wieder kam die Mutter und holte den Knaben. Nach einiger Zeit kam sie wieder, um Maniok zu holen, und da ließ sie den Knaben bei der Großmutter zurück. Sie sagte, sie solle zusehen, daß der Knabe nicht zu weinen anfinge. Eines Tages weinte er aber doch. Es regnete, und er bekam alle Farben des Regenbogens, Opito. Der Knabe trieb das Wasser hinweg. Er blieb immer noch bei der Großmutter.

Eines Tages kam ſein Vater und holte ihn und führte ihn zu einem Bach. Dort blieb er, und dort iſt er noch. Er war bereits groß geworden.
Wenn der Regenbogen am Himmel erſcheint, ſo iſt es der Knabe, der aus dem Waſſer aufſteigt und den Regen verjagt.

100. Weshalb die Boaſchlangen nicht Menſchen freſſen

Es war einmal eine große Schlange, die fraß viele Menſchen auf. Wenn die Kinder an den Fluß gingen, fraß ſie ſie auf.
Es war ein Mann, der dachte, die Schlange zu töten. Er zog ſeinen „Mari" an. In dieſem hatte er ein kleines Meſſer und geröſteten Mais. Dann nahm er ſeine Flöte und ging ſpielend aus dem Dorf hinaus. Da kam die Schlange und verſchlang ihn.
Im Magen der Schlange machte er es ſich recht bequem wie in einem richtigen Haus. Wenn er hungrig war, aß er von dem Fleiſch der Schlange. Die Schlange bekam ſchreckliche Magenſchmerzen. Wenn ſie den anderen Schlangen begegnete, ſagte ſie zu ihnen, ſie ſollten nie Menſchen freſſen, denn dann bekämen ſie Leibweh.
Als der Mann eine Zeitlang im Magen der Schlange geweſen war, ſchnitt er ihr das Herz ab, ſo daß die Schlange ſtarb, und dann ſchnitt er ſich ein rundes Loch durch den Körper der Schlange und kroch hinaus. Seitdem freſſen die Schlangen nicht mehr Menſchen.
Als er aus dem Leibe der Schlange herauskam, hatte er keine Haare auf dem Körper und war ganz weiß. Er malte ſich ſchwarz mit „Tii", und das Haar wuchs wieder auf ſeinem Körper.

101. Der Wildschweinkobold

Ein Mann wohnte zusammen mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter und seinem kleinen Sohn. Der Bruder des Mannes war vor drei Jahren von dem Wildschweindämon geraubt worden, und nun wanderte er mit den Wildschweinen in den Wäldern umher.

Der Mann verstand nicht zu jagen. Er konnte nur Fische mit Gift fangen, hier und da eine Schildkröte greifen und Schildkröteneier sammeln. Er konnte aber keine Wildschweine, keine Spinnenaffen, Brüllaffen oder Waldhühner töten. Seine Schwiegermutter schalt deshalb beständig mit ihm.

„Was bist du für ein Mann, der nicht zu jagen versteht! Wir sind hungrig nach Fleisch! Geh und versuche es noch einmal!" sagte die Alte.

Der Mann war dieses ewigen Zankes müde und dachte: „Das Beste wäre, ich träfe meinen Bruder, dann kann ich ihn begleiten."

Eines Tages schimpfte die Alte wieder mit ihrem Schwiegersohn. Er war auf ihrem Acker beschäftigt.

„Wir sind hungrig auf Fleisch. Hätte ich das gewußt, so hätte ich meine Tochter nicht einem Manne gegeben, der nicht jagen kann. Du mußt etwas zu essen nach Hause bringen!" sagte die Schwiegermutter.

Der Mann versprach am folgenden Morgen zu gehen, um Fische mit Gift zu fangen, und bat seine Frau, ihm einige Bananen zur Wegzehrung zu rösten. Sie röstete einige Bananen. Dann nahm er Gift mit und machte sich früh am folgenden Morgen auf den Weg. Er ging zuerst ganz langsam und überlegte, in welchem Bache er am besten Fische vergiften könne. Dann dachte er an seinen Bruder:

„Wenn ich ihn doch treffen könnte, damit ich nicht immer das Gezänk der Schwiegermutter anzuhören brauchte."

Es krachte und grunzte im Walde. Der Bruder, der mit den Wildschweinen war, hatte gefühlt, daß sein Bruder an ihn dachte. Er trennte sich von der Herde und traf den Bruder.
„Wie geht es dir, großer Bruder?" fragte der jüngere Bruder.
„Wie geht es dir, kleiner Bruder?" fragte der ältere Bruder. Der jüngere Bruder berichtete ihm nun, daß seine Schwiegermutter immer mit ihm schelte, und bat, mit der Wildschweinherde folgen zu dürfen.
„Das darfst du nicht. Es ist eine schwere Arbeit; immer muß ich mit den Schweinen umherstreifen. Wir müssen weit gehen, um Früchte und Wurzeln zu sammeln, und ich muß auf die Bäume klettern, um die Früchte herunterzuschütteln. Ich werde fünf Wildschweine, zwei Eber und zwei Sauen und dann den Wildschweinkobold binden. Die Wildschweine außer dem Kobold sollst du töten, und dann sollst du deine Schwiegermutter hierher schicken, um den Kobold nach Hause zu tragen, den ich so binden werde, als wäre er tot," sagte der ältere Bruder.
Der jüngere Bruder tötete die Wildschweine, und dann nahm er zwei auf den Rücken und trug sie nach Hause. Als die Schwiegermutter ihn erblickte, rief sie der Tochter zu: „Mach Feuer an, dein Mann kommt schwer beladen nach Hause!" — Als die Alte die Wildschweine erblickte, wurde sie sehr vergnügt. „Wo hast du sie getötet?" sagte sie. „Hier ganz in der Nähe traf ich die Herde," entgegnete er.
„Wie viele hast du getötet?" fragte sie. „Fünf! Willst du mir nicht helfen, sie nach Hause zu bringen? Es hängt da ganz dicht beim Pfade ein großer Eber. Den kannst du gut nach Hause tragen," sagte der Mann. Die Schwiegermutter war gleich dazu bereit. Sie wollte den Sohn ihrer Tochter mitnehmen, das hielt der Mann aber für unnötig, denn das Wildschwein hing ja ganz in der Nähe.
Sehr zufrieden wanderte die Alte ihres Weges. Am Pfade an einem Baum fand sie den großen Eber aufgehängt. Sie machte ihn los und nahm ihn auf den Rücken, um ihn nach

Hauſe zu tragen. Als die Alte gehen wollte, nahm der Eber die Alte, lief mit ihr davon und trug ſie nach der in der Nähe befindlichen Herde.
Dort wurde ſie in eine Sau verwandelt — und eine Sau iſt ſie noch.

102. Tiri und Karu

In alter Zeit verſengte ein böſer Geiſt, genannt Sararuma oder Aïma Sunje, das ganze Land der Yurakare. Kein Baum, kein Lebeweſen hielt dieſer Feuersbrunſt ſtand. Ein Mann, der die Vorſicht gehabt hatte, ſich eine ſehr tiefe unterirdiſche Wohnung zu graben, wohin er ſich mit Lebensmitteln für die Dauer des Feuers zurückzog, war allein dem allgemeinen Verhängnis entwiſcht. Um ſich zu überzeugen, ob die Flammen noch immer dieſelbe Kraft hätten, ſtreckte er von Zeit zu Zeit eine lange Gerte aus dem Loch. Die beiden erſten Male zog er ſie brennend zurück, aber das drittemal war ſie kalt. Er wartete noch vier Tage, bevor er ſelbſt hinausging. Als er traurig dahinſchritt über die verwüſtete Erde ohne Nahrungsmittel und ohne Obdach und ſein elendes Los beweinte, erſchien ihm Sararuma, ganz in Rot gekleidet, der aus fernen Ländern kam, und ſagte zu ihm: „Obwohl ich die Urſache von all dem Übel bin, habe ich dennoch Mitleid mit dir.“ — Dann gab er ihm eine Handvoll Samen von den für das menſchliche Leben notwendigſten Pflanzen und befahl ihm, ſie zu ſäen. Ein herrlicher Wald entſtand ſofort wie durch Zauberei.
Kurze Zeit darauf fand ſich dieſer Mann, man weiß nicht wie, mit einer Frau, von der er mehrere Söhne und eine Tochter hatte. Als dieſe in das heiratsfähige Alter gekommen war, fühlte ſie ſich ſehr einſam. Da heftete ſich ihr Auge auf einen ſchönen Baum, genannt Ule, der, beladen mit pur-

purnen Blüten, am Ufer eines Fluſſes ſtand. Wenn es ein Mann wäre, ſie würde ihn lieben! — Nachdem ſich die Jungfrau mit Uruku bemalt hatte, um ſich noch mehr zu verſchönern, weinte, ſeufzte, wartete, hoffte ſie. Sie hoffte, und es war nicht vergeblich. Der Baum wurde ein Mann, und die Jungfrau war glücklich. Die folgende Nacht war ſie nicht mehr allein. Ule, in einen Mann verwandelt, leiſtete ihr Geſellſchaft. Aber Ule verſchwand mit der Morgenröte, und die Jungfrau fürchtete, nur ein vorübergehendes Glück gekannt zu haben. Sie vertraute ihre Sorgen ihrer Mutter an, und dieſe ſuchte mit ihr nach Mitteln, ihn zurückzuhalten. Ule kam die folgende Nacht wieder. Die junge Braut folgte den Ratſchlägen ihrer Mutter, band ihn mit Lianen und hielt ihn ſo bei ſich zurück. Nach vier Tagen willigte Ule ein, zu bleiben und ſich mit der Jungfrau zu verheiraten. Man gab ihm die Freiheit wieder.

Die beiden Gatten genoſſen ein vollkommenes Glück. Da wurde Ule, als er für mehrere Tage mit ſeinen Schwägern auf die Jagd nach großen Affen gegangen war, das Opfer eines Jaguars. Die junge Frau, voll Sehnſucht ihn wiederzuſehen, war ihm entgegengegangen, um ihm Chicha zu bringen. Sie erfuhr durch ihre Brüder von dem Unglück, das ſie getroffen hatte. Verzweifelt und keine Gefahr fürchtend, wollte ſie zu ihrem Ule eilen, um ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Geführt von ihren Brüdern, kam ſie an den blutgetränkten Platz, wo die Gebeine ihres Gatten zerſtreut am Boden lagen. In ihrem Schmerz ſammelte ſie mit der größten Sorgfalt alle Stücke ſeines Körpers und legte ſie aneinander, um ihren Gatten noch einmal wiederzuſehen. Sie betrachtete ihn und beweinte ihren Verluſt. Da wurde ihre Liebe ein zweites Mal belohnt. Ule wurde wieder lebendig und ſagte: „Ich ſcheine gut geſchlafen zu haben.“ — Trunken vor Freude, bedeckte die junge Frau ihren Gatten mit Liebkoſungen, und ſie gingen zuſammen nach ihrer Wohnung,

als Ule, den es dürſtete, an einem Bache halt machte, um ſeinen Durſt zu löſchen. Zufällig betrachtete er ſich in dem klaren Waſſer und ſah, daß ihm ein Stück an der Wange fehlte. Als er ſich ſo entſtellt ſah, wollte er ſeine Frau nicht mehr begleiten, und ſie konnte trotz der lebhafteſten Bitten ihn nicht von ſeinem Entſchluß abbringen.

Da Ule ſeiner Frau nicht folgen wollte, nahm er von ihr Abſchied und empfahl ihr, wenn ſie bei der Rückkehr in ihr Haus den Weg nicht verlieren wolle, den Fußpfad weiter zu gehen, ohne ſich aufzuhalten, beſonders aber ſich nicht umzuwenden, wenn ſie hinter ſich Äſte oder irgendeine andere Sache, was es auch ſei, von dem Gipfel der Bäume fallen höre. Dann ſollte ſie ſagen, ohne hinzublicken: „Das iſt die Jagd meines Gatten.“ — Ganz zitternd von dem, was ihr begegnet war, kam die arme Frau traurig zurück und merkte ſich wohl die letzten Ermahnungen Ules. Aber einmal, erſchreckt von dem Fall eines großen Blattes, vergaß ſie die Belehrungen, die ſie empfangen hatte, wandte ſich um und verlor dadurch ſo den Kopf, daß ſie ſich im Walde verirrte. Indem ſie ſuchte, ſich zurückzufinden, eilte ſie bald in der einen, bald in der anderen Richtung und fand ſchließlich einen Weg, der ſie nach einem langen Marſch in die Wohnung einer Jaguarfamilie führte.

Die Mutter dieſer gefräßigen Tiere war allein. Sie empfing die junge Frau ſehr freundlich, und damit ihre Söhne, die noch auf der Jagd waren, ihr nichts Böſes taten, verſteckte ſie ſie. Bei ihrer Rückkehr witterten die Jaguare, daß etwas Fremdes in der Hütte war. Als ſie die junge Frau entdeckt hatten, wollten ſie ſie zerreißen, aber ihre Mutter wehrte es ihnen. Sie zwangen ſie herbeizukommen und befahlen ihr, ihnen die Inſekten vom Kopf zu ſuchen, die ſich dort befanden, und ſie zu eſſen. Sie hatten in der Tat den Kopf voll von einer großen Art giftiger Ameiſen, genannt Torokote, und als die junge Frau ſie eſſen ſollte, konnte ſie ſich trotz ihres Schreckens nicht dazu entſchließen. Da gab ihr die Mutter der Jaguare heimlich eine Handvoll Kalabaſſen-

ſamen. Sie warf die Ameiſen auf die Erde und kaute an ihrer Stelle die Samen. Dieſe Liſt glückte ihr vollkommen bei den erſten drei Jaguaren. Aber der letzte hatte vier Augen. Diejenigen, die er am Hinterkopfe trug, ſahen den Betrug der jungen Frau und ihren Ungehorſam. Das wütende Tier warf ſich auf ſie, tötete ſie und zog aus ihrem Leib ein Kind, das gerade geboren werden ſollte. Er gab es ſeiner Mutter, damit ſie es verſchlinge. Dieſe aber hatte mit dem Kind dasſelbe Mitleid wie mit ſeiner Mutter. Sie ſteckte es in einen Topf, wie wenn ſie es kochen wollte, aber ſobald es ihr möglich war, zog ſie es wieder heraus, kochte ſtatt ſeiner eine andere Sache und pflegte das Kind nach beſtem Vermögen.

Der Knabe, genannt Tiri, wurde von ihr im geheimen großgezogen und wuchs bald zum Manne empor. Er bewahrte eine große Dankbarkeit gegen ſeine Befreierin und brachte ihr verſtohlenerweiſe die Beute ſeiner Jagd. Eines Tages ſagte ſie zu ihm, eine Paka freſſe ihr alle Kürbiſſe aus ihrer Pflanzung; er ſolle ſie mit Pfeilſchüſſen töten. Tiri legte ſich auf die Lauer, aber er zielte ſchlecht und ſchoß der Paka nur den Schwanz ab. — Seit dieſer Zeit hat die Paka keinen Schwanz mehr. — Die Paka wandte ſich um und ſagte zu Tiri: „Du lebſt in Frieden mit den Mördern deiner Mutter, und mich, die dir nichts Böſes getan hat, willſt du töten!“ — Bei dieſen Worten, die Tiri nicht verſtand, bat er das Tier, zu warten und ihm genauere Aufklärungen zu geben. Tiri folgte der Paka zu ihrem Bau, und ſie erzählte ihm, daß die Jaguare ſeinen Vater und ſeine Mutter getötet hätten. Sie hätten ihn ſelbſt freſſen wollen. Seit kurzem hätten ſie entdeckt, daß er noch am Leben ſei, und wollten ihn nun zu ihrem Sklaven machen. Tiri war überraſcht von dieſen Enthüllungen, von denen er nicht das geringſte gewußt hatte. Voll Wut und angereizt durch die Worte der Paka, beſchloß er, den Tod ſeiner Eltern an ihren Mördern zu rächen. Er wartete, bis die Jaguare einzeln, beladen mit ihrer Jagdbeute, zurückkamen, und durch-

bohrte die drei erſten nacheinander mit ſeinen Pfeilen. Der vierte mit den vier Augen bemerkte den Pfeil und wurde nur verwundet. Er ſtieg auf den Gipfel der Bäume, um ſich zu retten und ſchrie: „Bäume, Palmen, beſchützt mich! Sonne, Sterne, rettet mich! Mond, hilf mir!“ — Bei dieſen letzten Worten umarmte ihn der Mond und verbarg ihn. Seit der Zeit glauben die Yurakare, ihn im Geſtirn der Nacht zu ſehen, und die Jaguare ſind Nachttiere geworden.

Tiri war mit übernatürlicher Kraft begabt. Als er ſah, daß ſeine Wohltäterin, die Mutter der Jaguare, ſehr traurig war über den Tod ihrer Söhne, weil ſie nun niemand hatte, der ihr das Feld bebaute, machte er ihr ein ſehr großes Feld in einem einzigen Augenblick.

Tiri, obwohl er der Herr der ganzen Natur war, langweilte ſich, weil er allein lebte, und wünſchte ſich ſehnlichſt einen Freund. Eines Tages ſtieß er ſich heftig an einen Baumſtamm und riß ſich dabei den Nagel an der großen Zehe aus. Er legte den Nagel in das Loch, über das er zu Fall gekommen war. Da hörte er dicht hinter ſich ſprechen, und als er ſich umwandte, ſah er ſeinen Nagel verwandelt in einen Mann, den er Karu nannte und der ſein Vertrauter wurde. Die beiden lebten in inniger Freundſchaft miteinander. Sie verbrachten ihre Zeit auf der Jagd.

Eines Tages waren ſie bei einem Vogel zum Eſſen eingeladen. Sie taten Salz in die Speiſen. Als der Vogel davon koſtete, fand er dieſes Gewürz ſo angenehm, daß die beiden Freunde ihm alles Salz, was ſie hatten, überließen. Aber der Vogel kannte nicht die Eigenſchaft des Salzes und hatte daher wenig Sorge es zu ſchützen. Er ließ es im Freien ſtehen. Ein ſtarker Regen fiel und ließ es ſchmelzen. — Seitdem haben die Yurakare kein Salz mehr in ihren Wäldern. —

Ein anderes Mal hatte ein anderer Vogel ſie eingeladen, Chicha zu trinken. Das Gefäß füllte ſich von ſelbſt wieder in demſelben Maße, wie man es leerte. Tiri, überraſcht, wollte ſehen, wo die Flut ſich aufhielt und gab dem Gefäß

einen leichten Schlag mit der Gerte. Da strömte die Flüssigkeit in solcher Fülle heraus, daß sie die ganze Erde überschwemmte und seinen Freund hinwegraffte. Als die Erde wieder trocken war, suchte Tiri überall seinen Freund. Endlich fand er seine Knochen und belebte sie wieder.

Die beiden Freunde fühlten sich sehr einsam und empfanden den lebhaften Wunsch, andere Wesen zu sehen, die ihnen ähnlich wären. Zu diesem Zweck verbanden sie sich mit Hokkohühnern. Aus dieser Verbindung wurden von jedem Vogel ein Mann und eine Frau geboren. Die Frauen hatten bei der Geburt die Brüste über den Augen. Tiri mußte sie erst an die Stelle setzen, die sie heute einnehmen. Karus Sohn starb und wurde von seinem Vater beerdigt. Nach einiger Zeit sagte ihm Tiri, er solle gehen und sehen, wo sein Sohn wäre, weil er ihn wieder auferwecken wolle, aber er müsse sich wohl hüten, ihn zu essen. Karu fand auf dem Grabe seines Sohnes nichts weiter als einen Strauch Mani, den er ausriß. Diese Pflanze war bedeckt mit Früchten. Karu war begierig danach und aß sie. In demselben Augenblick ließ sich ein lautes Geräusch hören, und Tiri sagte: „Karu ist ungehorsam gewesen und hat seinen Sohn gegessen. Zur Strafe werden er und alle Menschen sterblich sein, unterworfen allen Arbeiten, allen Leiden.“ —

Kurze Zeit darauf schüttelte er einen Baum, um die Früchte davon zu haben. Es fiel eine Ente herab, und Tiri befahl Karu, sie zu braten und zu essen. Als Karu es getan hatte, sagte er zu ihm: „Diese Ente war dein Sohn, den du gegessen hast.“ — Als Karu dies hörte, bekam er einen solchen Ekel, daß er alles, was er im Magen hatte, wieder von sich gab. Da kamen aus seinem Munde Papageien, Tukane und alle den Yurakare bekannten Vögel.

Tiri und Karu besuchten nun das Jaguarweibchen. Als er ihre blutigen Lippen sah, glaubte Tiri, daß sie Menschen begegnet sei und sie gefressen habe. Er schnitt ihr zuerst das Haar vom Kopfe und wollte sie dann totschlagen, als die Jaguarin bat, sie zu schonen; sie würde ihm auch die Wahr-

heit ſagen. Sie hatte in der Tat einen Menſchen gefreſſen, aber einen Menſchen, der an dem Biſſe einer Schlange geſtorben war. Dieſe Schlange fand ſich in einem Loche, das die Jaguarin ihm zeigte. Die Schlange tötete ſo alle Leute, die dieſen Ort verließen. Weil die Jaguarin einen Menſchen gefreſſen hatte, der von einem anderen Tier getötet war, ſagte Tiri zu ihr: „Du und deine ganze Sippe, ihr werdet euch jetzt nähren von dem, was die anderen töten werden!“ Und er verwandelte ſie in den Aasgeier. — Daher haben dieſe Vögel einen nackten Kopf. — Tiri rief einen Storch und befahl ihm, die Schlange zu greifen und zu töten. Da kamen aus dem Loche die Manſiños, die Soloſtos, die Quichuas oder Incas, die Chiriguanos und alle anderen Völker, die den Yurakare bekannt ſind. Die Erde war bevölkert. Es erſchien auch ein Mann, der König aller dieſer Völker. Da fürchtete ſich Tiri und verſchloß das Loch.

Der Ort, von wo das Menſchengeſchlecht ausgegangen iſt, findet ſich in der Nähe eines großen Felſens, genannt Mamore, den niemand erſteigen kann und dem ſich niemand nähert; ſo ſehr fürchten die Yurakare eine rieſige Schlange, die den Eingang bewacht. Er liegt nahe der Vereinigung der Flüſſe Sacta und Sore, an den Quellen des Rio Mamore.

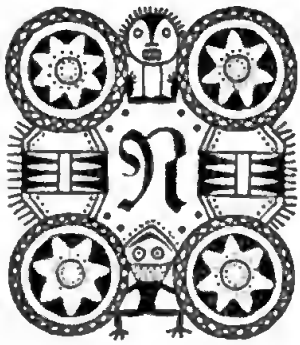
Tiri ſagte zu dieſen Völkern: „Ihr müßt euch teilen und alle Punkte der Erde bevölkern. Deswegen ſchaffe ich die Zwietracht und mache euch einander zu Feinden.“ — In demſelben Augenblick fielen von der Sonne viele Pfeile herab, mit denen ſich beſonders die Chiriguanos bewaffneten. Alle dieſe Völker bekämpften einander lange Zeit, bis Tiri ſie beruhigte; aber jeder ſonderte ſich ab, da er einen Haß gegen die anderen hatte und immer bewahrte.

Nachdem er ſeine Aufgabe vollbracht hatte, wollte Tiri nicht mehr in dieſen Wäldern leben. Er entſchloß ſich wegzugehen, ſo weit er könnte, und um zu erfahren, auf welcher Seite die Erde ſich am weiteſten erſtreckte, ſandte er nach Oſten einen kleinen Vogel, den er aufgezogen hatte. Dieſer kam bald zurück, halb entfiedert. Tiri ſchloß daraus, daß die

Erde auf dieſer Seite keine weite Ausdehnung habe. Er ſandte ihn nach Norden, und der Vogel kehrte zurück wie das erſtemal. Als er ihn aber nach Weſten geſchickt hatte, blieb der Vogel ſehr lange aus und kam zurück mit ſchönen Federn. Tiri entſchloß ſich in dieſer Richtung zu gehen und verſchwand.

Die Yurakare ſagen, er ſei nicht tot, er werde niemals ſterben. Bei ſeinem Weggange habe er mehrere Leute mit ſich geführt, die unſterblich geworden ſeien wie er und ſich immer wieder verjüngten, wenn ſie alterten.

103. Warum die Guarayu im Rauſch ihre Frauen prügeln



Nachdem Abaangui, der Großvater der Guarayu, die Welt geſchaffen hatte, fühlte er Hunger, und um ihn zu befriedigen, ſchuf er die Yuca, den Mais, die Bananen und andere Früchte. Während dieſe wuchſen und die Früchte reiften, ernährte er ſich mit der Frucht Camaapu. Mit ſo geringer Speiſe verbrachte er die ganze Zeit, bis die Yuca reif geworden war. Dann ſchickte er ſein Weib aus, eine große Kiepe voll Yuca zu holen, und lehrte ſie, Chicha zu bereiten. Als er annahm, daß der Trank fertig ſei, bat er ſie, ihm ein wenig davon in einer kleinen Schale zu bringen, damit er ihn verſuche. Er verſuchte ihn, und da er ihn gut fand, bat er um mehr. Darauf brachte ſie ihm eine große Schale voll, die der Großvater mit einem Zug hinuntergoß. Die Frau brachte ihm nun Schalen auf Schalen mit Chicha, und der Großvater trank ſie leer, bis er ganz betrunken war. Da nahm er ſeine Keule, fiel über ſeine Frau her und prügelte ſie fürchterlich. Als ſie ſich ohne jeden Grund von ihrem Manne ſo mißhandelt ſah, floh ſie und verbarg ſich im Walde. Bald darauf ſpürte der Großvater das Bedürfnis, einmal auszutreten, da er aber ſo betrunken

war, torkelte er hin und her und fiel ſchließlich zu Boden, wo er der Länge nach liegen blieb. Dabei verlor er ſeine herrliche Federkrone.

Als ſein Rauſch verflogen war, und er in der Hütte ſeine Frau nicht fand, ging er hinaus in den Wald und rief laut nach ihr. Auf ſein durchdringendes Geſchrei kam die Frau hervor, und als der Großvater ſie erblickte, ſagte er zu ihr: „Wo in aller Welt haſt du denn geſteckt, Weib, daß ich dich nicht finden konnte?" Da antwortete ihm die Frau: „Ich bin geflohen vor dir, aus Furcht, du würdeſt mich töten. Sieh nur," ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihm ihre Wunden zeigte, „wie du mich geſtern in deiner Betrunkenheit zugerichtet haſt!" Und er darauf ganz hochmütig: „Wozu biſt du denn da, Weib?" „Nun wohl," fuhr er fort, „ſo wünſche ich, daß auch meine Enkel, wenn ſie betrunken ſind, ihre Frauen prügeln!"

Er ſprach nicht vor tauben Ohren. Seine Enkel, die Guarayu, haben wörtlich den Befehl des Großvaters befolgt. Niemals haben ſie einen Rauſch, in dem ihnen die Weiber nicht davonlaufen, nachdem ſie von ihrem Gatten tüchtige Prügel bekommen haben.

104. Die Pfeilketten

Abaangui, der Großvater der Guarayu, hatte zwei Söhne. Eines Tages ſchoß ein jeder von ihnen einen Pfeil gen Himmel, ſo daß er feſt im Himmelsgewölbe haften blieb. Darauf ſchoſſen ſie jeder einen zweiten Pfeil in den erſten und ſo fort, bis zwei Pfeilketten vom Himmel bis zur Erde reichten. An dieſen kletterten ſie zum Himmel und blieben dort, verwandelt in Sonne und Mond.

105. Weltuntergang und Raub des Feuers

I

Es war einmal in alten Tagen ein sehr armer Mann, der in den Wäldern umherirrte und keinen festen Wohnsitz hatte. Wenn er in die Dörfer kam, jagte man ihn fort und hetzte die Hunde auf ihn. Als der Mann sah, daß man ihn in keinem Dorfe wohnen lassen wollte, machte er sich eine Jagdhütte. Dort kamen allerlei schöne Vögel zur Hütte, und die meisten wurden bald so zahm, daß er sie fangen konnte. Der Mann dachte: „Gehe ich mit diesen prächtigen Vögeln in ein Dorf, so nimmt man mich vielleicht auf.“ — Er nahm nun die Vögel und ging in die Dörfer. Alle fanden die Vögel schön, nirgends wollte man ihn aber wohnen lassen. Der Mann ging nach seiner Hütte zurück. Eines Tages kam Anyatunpa in Gestalt eines schönen Vogels zu ihm. Was ist das für ein merkwürdiger Vogel, dachte der Mann. Anyatunpa sagte, er sei gekommen, um ihm zu helfen, und gab ihm ein Paar Flügel. „Wenn du in ein Dorf kommst, sollst du die Flügel bewegen, und dann donnert es,“ sagte Anyatunpa. „Wollen sie dich trotzdem nicht wohnen lassen, so erhebe die Flügel!“

Der Mann ging in ein Dorf, wo ein großes Trinkgelage stattfand. Man wollte ihn nicht aufnehmen. Er bewegte die Flügel, und es donnerte. Man glaubte, die Medizinmänner seien es, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Wieder bewegte er die Flügel, und es donnerte. Man glaubte immer noch, es seien die Medizinmänner, die donnerten, und kümmerte sich nicht um ihn. Als er endlich sah, daß man ihn nicht wohnen lassen wollte, sondern ihn fortjagte, erhob er die Flügel, die er verborgen hatte. Da kam ein Sturm, der riß alle fort, außer zwei Knaben und einem Mädchen. Diese, die nun allein waren, wollten kochen, aber sie hatten kein Feuer. Sie hatten Kürbis und Mais, konnten sie aber

nicht röſten. Da kam ein alter Mann, die Sonne, mit einem Feuerbrand zu ihnen. Er röſtete einen Kürbis und aß ihn; als er aber fortging, nahm er das Feuer wieder mit. Er wollte ihnen nichts davon abgeben. Als der Alte das nächſte Mal kam, beſchloſſen ſie, ihm das Feuer zu ſtehlen. Als er an dem mitgebrachten Feuerbrand einen Kürbis röſtete, ſchlug einer der Knaben mit einem Knüttel darauf, ſo daß die Glut umherſprühte. Der Alte ſammelte ſie ſchnell auf. Einen ganz kleinen Funken fanden ſie gleichwohl unter einem halben Kürbis, der auf der Erde gelegen hatte. Sie machten nun Feuer an. Huapi (der Webervogel?) ſagte zu ihnen, ſie ſollten das Feuer gut aufbewahren, ſo daß es niemals ausgehe. Er ſagte ihnen auch, ſie ſollten, wenn das Feuer erlöſche, mit dem Tatay, dem Quirlfeuerzeug, Feuer reiben.
Der jüngere Bruder nahm nun ſeine Schweſter zur Frau. Der ältere hatte keine Frau. Sie legten einen Kürbis in eine kleine Hängematte und wiegten ſie. Der Kürbis wurde zu einem Mädchen, das bald zu einer Frau emporwuchs. Dieſe nahm der ältere Bruder zur Frau. Von dieſen beiden Frauen ſtammen alle Chane.

II

Ein Jüngling hatte ſich in den Wald begeben und in einer Lache das Bild eines ſchönen Mädchens geſehen, dem er folgte. Er blieb eine lange Zeit bei ihr, einen Monat, und ſeine Mutter glaubte ſchon, er ſei tot, und ſchnitt ſich die Haare ab. Sie glaubte, er wäre von einer Schlange gebiſſen worden oder dergleichen. Eines Tages kam der Sohn jedoch nach Hauſe und erzählte, daß er ein hübſches Mädchen gefunden und ſich mit ihr verheiratet habe. Da ſagte ihm die Mutter, er ſolle ſie holen, und braute eine Maſſe Maisbier, um ihre Ankunft zu feiern.
Der Jüngling kam mit ſeiner Frau, und ſie war hübſch und wohlgekleidet. Während des Feſtes verwandelte ſie ſich und wurde ſehr häßlich. Hierüber machte die Schwägerin eine Bemerkung, und ſie wurde böſe und verließ ſie und ging

dahin zurück, woher ſie gekommen war, indem ſie erklärte, ſie werde ſich rächen. Sie ſagte jedoch, man ſolle erſt einen Knaben und ein Mädchen in ein großes Tongefäß ſetzen. Ein Bruder und eine Schweſter wurden zuſammen mit den Samen von Mais, Kürbis und Bohnen in ein Tongefäß geſetzt und der Krug gut zugedeckt. Als dies geſchehen war, begann es fürchterlich zu regnen, und Häuſer und alles wurden mit Waſſer bedeckt. Der Krug ſchwamm jedoch oben. Alle Menſchen und Tiere ertranken in dem ſteigenden Waſſer. Lange ſchwamm das Tongefäß umher, und der Knabe und das Mädchen begannen ſchon groß zu werden. Dann ſank das Waſſer. Als ſie aber ausſteigen wollten, war der Boden noch ſumpfig, und ſie mußten warten, bis er getrocknet war.

Als ſie aus dem Tongefäß kamen, ſäten ſie von den mitgenommenen Samen Mais, Kürbis und Bohnen. Dieſe reiften in einem halben Monat. Sie hatten kein Feuer. In einiger Entfernung ſahen ſie Feuer. Es war Toſte, ein Watvogel, der an den Flußufern ſchreitet, der Feuer hatte. Als ſie ſich dem Feuer näherten, verſchwand es jedoch weiterhin.

Der Froſch verſprach, ihnen Feuer zu rauben. Er hüpfte zu Toſtes Lagerfeuer und ſetzte ſich, vor Kälte bebend, daran, um ſich zu wärmen. Von Zeit zu Zeit ſcharrte er die Glut näher zu ſich hin, angeblich, um ſich beſſer zu wärmen, und als niemand es ſah, ſtopfte er einen kleinen Feuerbrand in den Mund und hüpfte davon.

Zu dem Knaben und dem Mädchen hingekommen, machte er Feuer an, und ſeitdem haben die Chane-Indianer Feuer. Die Schweſter und der Bruder, die nun groß geworden waren, verheirateten ſich. Sie bauten ſich eine Hütte. Das Mädchen bekam Kinder. Als dieſe Kinder groß waren, verheirateten ſie ſich miteinander. Von ihren Kindern ſtammen alle Chane. Von den Kindern des älteſten Knaben ſtammen die Häuptlinge her.

106. Die Erſchaffung der Welt

Es wird erzählt, daß im Anfang ein Tunpa war. Er machte die Erde mit dem Himmel und alle Sterne, die Sonne und den Mond. Es wird erzählt, daß dieſe Erde nichts trug, daß ſie ganz kahl war. Tunpa ſetzte da allerlei Früchte hinein, um die Armen zu ſpeiſen, wie die Caraguata und die Mangara. Es wird erzählt, daß dort eine Algarrobo war, die Mutter aller Bäume. An dieſem Baum waren allerlei Früchte. Dieſer Baum hat ſich in der ganzen Welt vermehrt. Hierauf kam Tunpa, nahm den Mutterbaum mit und ließ die Sprößlinge hier. Es wird erzählt, daß Tunpa die Voreltern von uns und auch die Voreltern der Weißen geſchaffen hat. Den Ava und Chane gab Tunpa einen Holzſpaten und einen langen geſchnitzten Stock, Pfeil und Bogen, ein Schaf, eine Ziege, ein Huhn und einen Hund, damit ſie alle dieſe Tiere vermehrten, und damit ſie ſich mit dieſen Werkzeugen ernährten. Den Weißen gab er Gewehre, ein Pferd, eine Stute und eine Kuh und alle möglichen Werkzeuge aus Eiſen, damit ſie mit dieſen arbeiteten.

Es wird erzählt, daß die kleine Viscacha dieſe Bäume, die vom Mutterbaum zurückblieben, beaufſichtigte. Sie hatte dieſe Bäume ſehr gut beaufſichtigt; keine einzigen Samen hatte ſie fortführen laſſen. Sie hatte die Blüten gekoſtet, ſie aber bitter gefunden, bis ſie Frucht gaben. Als ſie reif waren, ſäete ſie die Samen. Als dieſe wieder gereift waren, ſäete ſie dieſe wieder. Im folgenden Jahre hatten ſie alle reife Frucht gegeben.

Aguaratunpa war zum Hauſe der kleinen Viscacha gekommen. Dieſe war eine alte Frau. Sie bot Aguaratunpa von den Früchten, die ſie bewacht hatte, und er fand ſie ſehr gut. Er fragte, wie ſie hießen. Sie erwiderte: „Dieſe Früchte heißen ‚mä‘.“

Als ſie ihm die Früchte anbot, ſetzte ſie ſich neben Aguaratunpa, damit er kein einziges Samenkorn mitnähme. Aguaratunpa verbarg in einem hohlen Zahn eines der kleinſten Samenkörner. Als er zu eſſen aufgehört hatte, reichte ihm die Alte Waſſer zum Mundausſpülen, damit kein einziges Samenkorn zurückbleibe. Mit dem Finger unterſuchte ſie Aguaratunpas Mund, konnte aber kein einziges Korn finden. Wieder fragte Aguaratunpa die Frau, wie der Baum heiße, und nahm Abſchied. Den Namen des Baumes nennend, ſetzte er ſeinen Weg fort. Nicht weit davon fiel Aguaratunpa, vergaß den Namen des Baumes und kehrte zu der Alten zurück, um zu fragen. Darauf ſetzte er ſeinen Weg fort. Wieder fiel er, wieder vergaß er den Namen, und wieder kam er zu der Alten zurück, um zu fragen. Da ſagte ſie: „Du haſt etwas Samen mitgenommen," und ſo unterſuchte ſie noch einmal ſeinen Mund, konnte aber nichts finden. Hierauf ging Aguaratunpa weiter, bis er zu einer offenen Ebene kam. Dort ſäete er den Algarroboſamen, den er mithatte. Dann zog er weit umher. Nach einigen Jahren kam er zurück und fand ſchon eine große Algarrobopflanze vor. Wieder zog er weit umher. Als er zurückkam, blühte die Algarrobo. Er nahm eine Blüte und kaute ſie. Sie war bitter. Wieder zog Aguaratunpa in die Welt hinaus. Als er zu ſeiner Algarrobo zurückkam, fand er ſie voll reifer Früchte. Er nahm eine Frucht auf, die auf die Erde gefallen war, und koſtete ſie. Sie war ſüß und gut. Er ſuchte nun nach jemand, der den Baum für ihn bewachen wollte. Er fragte zuerſt einen Käfer; dieſer wollte aber nicht. Dann fragte er einen kleinen ſchwarzen Vogel; der wollte aber auch nicht. Nun fragte er einen anderen Käfer, Tikitikiru, und dieſer verſprach ihm, den Baum zu bewachen. „Kommt jemand, der von deiner Algarrobo Früchte ſtehlen will, ſo will ich ſingen: ‚Tikitikiru, tikitikiru, ko mä ſeramatata, tiki, tiki!'" ſagte er. Aguaratunpa war noch nicht weit gegangen, da hörte er: „Tikitikiru, tikitikiru, ko mä ſeramatata, tiki, tiki!" — Aguaratunpa eilte zurück. „Hier ſind der Floh, die Zecke und

phot. Erland Nordenskiöld

Sagenerzähler der Chané / Gran Chaco

die Blattschneideameise gewesen und haben Früchte von deiner Algarrobo gestohlen!" sagte Tikitikiru. Die Zecke hatte ein großes Tragnetz mitgehabt, um die Früchte zu tragen, und die Blattschneideameise war auf den Baum geklettert, um sie abzubeißen. Aguaratunpa eilte ihnen nach. Zuerst erreichte er die Ameise. Er trat auf ihre Mitte. Darum sind alle Ameisen so schmal um den Leib. Dann nahm er die Zecke auf und trat mitten auf sie, so daß sie ganz platt wurde. Zuletzt bekam er den Floh und trat auf ihn, glitt aber aus, so daß er ihn seitwärts drückte. Darum sind alle Flöhe klein und zusammengedrückt. Tikitikiru überließ nun Aguaratunpa die Algarrobo, damit er sie selbst bewache. Er spannte seine Hängematte auf und legte sich zur Ruhe. An einem Zweig sah er noch eine Frucht, welche die Diebe zurückgelassen hatten. Aguaratunpa rief nun den Wind herbei, und dieser schüttelte den Zweig, an dem die Algarrobofrucht saß, so daß sie herunterfiel. Die Frucht fiel Aguaratunpa mitten ins Auge. Der Fuchsgott war nun tot.

Bald kamen alle Geier, um von Aguaratunpa zu essen. Sie schickten den Kolibri, um ihren großen Häuptling, den weißen Kondor, Ururuti, zu holen, damit dieser von Aguaratunpa esse.

„Hütet euch, er ist nicht tot; er stellt sich nur tot, um unsern großen Häuptling zu fangen," sagte einer der Geier.

„Gewiß ist er tot," sagte die Fliege und kroch unter dem Schwanz des Fuchsgottes hinein und aus einem Nasenloch heraus, durch das andere hinein und so unter dem Schwanz wieder heraus.

„Er ist nicht tot," sagte der Geier.

„Er ist tot," sagte die Fliege und legte Eier in Aguaratunpas Augen, so daß sie voll Würmer waren. Als der weiße Kondor kam, näherte er sich Aguaratunpa, um zu essen.

„Hüte dich, er ist nicht tot," sagte der Geier.

„Er ist tot," sagte die Fliege und kroch wieder unter Aguaratunpas Schwanz hinein und durch das eine Nasenloch her-

aus, durch das andere hinein und dann unter dem Schwanze wieder heraus.

Der weiße Kondor begann nun von Aguaratunpa zu eſſen. Dieſer fuhr auf, nahm ihn gefangen und band ihn mit einer Kette von Silber.

„Eine Herde Pferde will ich dir geben, wenn du mir die Freiheit ſchenkſt," ſagte der weiße Kondor.

„Ich habe ſo viele Pferde, daß ich nicht mehr brauche," ſagte Aguaratunpa.

„Ich will dir große Felder geben, wenn du mir die Freiheit ſchenkſt," ſagte der weiße Kondor.

„Ich habe ſo viele Felder, daß ich nicht mehr brauche," ſagte Aguaratunpa.

„Ich will dir meine beiden Töchter zu Frauen geben und ein Haus, in dem du wohnen kannſt, wenn du mir die Freiheit ſchenkſt," ſagte der weiße Kondor.

„Ich brauche deine Töchter nicht, denn ich habe in allen Dörfern Frauen," ſagte Aguaratunpa.

„Ich will ein ganzes Haus mit ſilbernen Schalen füllen und es dir geben, wenn du mir die Freiheit ſchenkſt," ſagte der weiße Kondor.

„Ich habe ſo viel Silber, wie ich brauche," ſagte Aguaratunpa, „und ich habe dich gefangen, um dich zu töten. Kannſt du mir aber den weißen Gummiball ſchenken, damit ich damit ſpielen kann, ſo will ich dir die Freiheit ſchenken," ſagte Aguaratunpa.

An eine lange ſilberne Kette gebunden, flog Ururuti, um den weißen Gummiball zu holen. Als Aguaratunpa ihn bekam, ſchenkte er dem weißen Kondor die Freiheit. Der Strauß und die Fledermaus ſpielten Ball. Der eine warf den Ball, fing ihn mit dem Kopf auf und ſtieß ihn dem anderen zu, der ihn wieder mit dem Kopfe auffing und zurückſtieß. Als der Ball durch die Luft flog, fing der weiße Kondor ihn auf und verſchwand. Aguaratunpa ſchickte nun einen Vogel, um den ſchwarzen Gummiball zu holen, und das ganze Dorf ſpielte. Mit dem Strauß ſpielte Aguara-

tunpa. Mitten im Spiel tauſchte er den Ball gegen einen Stein aus und warf ihn. Der Strauß fing ihn mit dem Kopf und fiel tot nieder. Als er wieder lebendig wurde, hatte er einen plattgedrückten Kopf, wie jetzt alle Strauße. Mit dem ſchwarzen Gummiball verſchwand die Fledermaus.
Nun iſt die Geſchichte aus.

107. Tatutunpas und Aguaratunpas Verheiratung

Es wird erzählt, dort war einmal ein großer Häuptling, Chiqueri, und dort waren auch Tatutunpa und Aguaratunpa. Sie lebten alle weit, weit fort von hier. Am weiteſten wohnte der große Häuptling. Dieſer hatte Tatutunpa kommen laſſen, um ihm ſeine Tochter zur Frau zu geben. Tatutunpa kannte viele Künſte, und Aguaratunpa kannte auch viele Künſte.
Tatutunpa machte ſich auf den Weg. Er ging ganz langſam und wartete an vielen Stellen. Wo er Feuer anmachte, wuchs hohes Gras. Zwei bis drei Tage, nachdem Tatutunpa ſein Haus verlaſſen hatte, kam Aguaratunpa und fragte, wohin Tatutunpa gegangen ſei. Man ſagte ihm, Tatutunpa ſei zu dem großen Häuptling gegangen. Aguaratunpa folgte ihm nun und traf ihn nicht weit davon. Bevor ſie ankamen, fanden ſie eine Pflanze namens Jhuahuaſu am Wege. Aguaratunpa ſagte zu Tatutunpa, er ſolle die Früchte abpflücken, damit ſie ſie eſſen könnten. Er ging in den Wald unter die Pflanze. Bevor noch Tatutunpa eine der Früchte hatte berühren können, ſchüttelte Aguaratunpa die Pflanze, ſo daß alle Früchte auf Tatutunpa fielen. Dieſer, der jung und hübſch war, wurde nun einäugig und alt. Nun war Aguaratunpa der jüngere und ſchönere von beiden. Sie ſetzten ihren

Weg zu dem großen Häuptling fort. Tatutunpa hatte eine Halskette, die Aguaratunpa ihm, bevor sie ankamen, abgelockt hatte.

Der große Häuptling glaubte, Tatutunpa, der alt und häßlich war, sei Aguaratunpa und dieser Tatutunpa. Er gab dem ersteren seine schönste Tochter zur Frau und dem letzteren gab er eine seiner allerhäßlichsten, die auch einäugig wie er war.

Aguaratunpa begann zu arbeiten, um den Acker zu roden und zu säen. Während er arbeitete, band er sein langes Haar auf. Als er von der Arbeit kam, war er ganz schmutzig. Tatutunpa tat nichts. Er lag den ganzen Tag neben seiner Frau und flötete auf einer runden Holzpfeife. Als seine Schwiegermutter sah, daß er nicht arbeitete, sagte sie: „Dieser Mann denkt gar nicht an seine Familie."

Da er dies hörte und wußte, daß Aguaratunpa schon viel gearbeitet hatte, fragte er seine Frau, ob ihr Vater keinen alten Acker habe, den er bebauen könne. Da sagte die Schwiegermutter zu ihrer Tochter: „Warum fragt jener Mann nach einem Acker, er, der so faul ist? Besser wäre es, wenn Aguaratunpa, der arbeitet, danach fragte."

Tatutunpa ging mit seinem Stock und seiner Frau nach dem alten Acker des Häuptlings. Er ging auf den großen, wüsten Acker, grub ein wenig Erde auf, hob einen Erdklumpen auf und warf ihn in die Luft. Der Erdklumpen fiel nieder und zerbröckelte in viele Stücke. „Diese Erde ist nichts wert," sagte er und fragte seine Frau, ob nicht irgendwo eine große Ebene sei, die er bebauen könnte. Sie sagte, es gäbe eine große Ebene. Sie begaben sich dorthin und gingen mitten auf die Ebene. Tatutunpa grub ein wenig Erde auf, warf wieder einen Erdklumpen in die Luft; dieser ging aber nicht entzwei, sondern fiel ganz nieder. Er sagte zu seiner Frau, diese Erde lasse sich sehr gut bearbeiten. Sie gingen nach Hause.

Am anderen Morgen begab sich der alte Tatutunpa mit seinem Spaten nach der Ebene, wo er ein wenig gegraben

hatte, und ſteckte ihn in den Boden. In ganz kurzer Zeit wurde die ganze große Ebene ganz allein von dem Spaten gereinigt. Tatutunpa rief nun den Wind herbei, der mit großer Stärke kam und alles ſchlechte Zeug wegblies. Nur das Allerfeinſte war ſtehengeblieben. Hierauf rief er den Wirbelwind, der den Acker ganz frei fegte. Tatutunpa bat die Papageien um Samen, ſie kamen aber mit untauglichen Samenkörnern, die alle entzwei waren. Als er ſah, daß dieſe Samen nichts taugten, bat er die Enten und Tauben und die ganz kleinen Tauben, ſie möchten mit allerlei Samen kommen, und dieſe taten es auch. Sie ſäeten ſogar ſelbſt. Als die Saat beendet war, begab ſich Tatutunpa auf dem Wege, der nach ſeinem Hauſe führte, heim. Er war noch nicht weit gekommen, da drehte er ſich um, um nach ſeinem Acker zu ſehen. Er ſah, daß die Pflanzen ſchon zu keimen begannen. Wieder ging er ein Stück und wendete ſich wieder um, um nach ſeinem Acker zu ſehen. Die Pflanzen waren ſchon groß. Wieder ging er weiter und drehte ſich wieder um. Da fand er ſeinen Acker ſchon in Blüte. In der Nähe ſeines Hauſes wandte ſich Tatutunpa wieder um, um nach ſeinem Acker zu ſehen und fand, daß alles, was er geſäet hatte, ſchon reife Früchte trug.

Bei Aguaratunpa, der ſo fleißig gearbeitet hatte, war noch nichts reif oder in Blüte.

Am folgenden Tage ſagte Tatutunpa zu ſeiner Frau: „Wir wollen gehen, um nach unſerem Acker zu ſehen.“ Sie gingen nach dem Acker, und die Frau ſah, daß alle Früchte reif waren. Tatutunpa gebot ihr, ein Feuer anzumachen, um Mais und alle anderen Früchte zu röſten. Er ſagte ihr, ſie ſolle einen Maiskolben, zwei Bohnen und einen Kürbis ausgraben, aber nicht mehr. Nicht einmal dies vermochten ſie aufzueſſen.

Danach gingen ſie nach Hauſe und ſagten zu der Alten, ſie ſolle mit ihnen kommen und alles abernten, was ſie zu eſſen wünſche. Die Alte glaubte ihnen nicht, ſondern nahm an, ſie hätten geſtohlen. Sie konnte nicht glauben, daß ſie

etwas zu ernten hätten, da sie nicht gearbeitet hatten. „Ich gehe lieber zu meiner anderen Tochter, die fleißig gearbeitet hat," sagte die Alte.

Aguaratunpa begab sich nun zu Tatutunpas Acker und stahl Kürbisse, die er nach seiner Anpflanzung brachte. Mit Stäbchen und Dornen befestigte er die Kürbisse an den halbgewachsenen Kürbisstengeln. In der Dämmerung kehrte er heim und sagte zu seiner Frau, sie solle ihre Mutter bitten, in seinem Acker Kürbisse zu ernten. Die Tochter ging zu ihrer Mutter und sagte: „Wir wollen nach dem Acker gehen, um Kürbisse zu holen." Vergnügt machte die Alte sich auf den Weg, denn sie hatte gesehen, daß sie viel gearbeitet hatten, und sie glaubte ihrer Tochter. Sie gingen, fanden aber nicht mehr Kürbisse, als sie in einer Getreideschwinge einernten konnte.

Am folgenden Tage bat wieder Tatutunpas Frau ihre Mutter, mit aufs Feld zu kommen. Die Alte glaubte ihr gar nicht; als aber der Alte, ihr Mann, sah, daß sie so hartnäckig waren, befahl er ihr zu gehen. Ärgerlich machte sich die Alte auf den Weg. Tatutunpa ging vor ihr, auf seiner Pfeife flötend. Als sie auf den Acker kamen, sah die Alte, daß er voll von allerlei Früchten, Mais, Kürbissen, Bohnen und Kalabassen war. Die Alte wurde sehr vergnügt; sie konnte ihre Freude kaum mäßigen.

Als sie nach dem Ackerrain kam, sah sie eine gewaltige Kalabasse und sagte zu ihrer Tochter, diese wünsche sie für sich. Während sie plauderten, fiel die Kalabasse auf die Alte. Diese fiel hin und konnte sich infolge der schweren Kalabasse, die sie drückte, kaum bewegen. Die Tochter kam ihr zu Hilfe und versuchte, die Kalabasse zu heben; sie vermochte es aber nicht. Sie rief ihrem Manne zu, er solle kommen und ihr helfen. Dieser blieb jedoch eine lange Weile fort und erst als die Alte dem Tode nahe war, kam er, hob die Kalabasse auf und setzte sie wieder an ihrem alten Platz fest. Die halbtote Alte hob er auf.

Als sie sich nach einem Weilchen erholt hatte, sahen sie sich

weiter den Acker an. Die Alte wollte einen Maiskolben abbrechen. Tatutunpa ſagte ihr, ſie ſolle ſeinen Acker ſchonen und nur den Kolben abbrechen. Sie erntete nun zwei Maiskolben und zwei von allen anderen Früchten, ohne etwas zu zerſtören. Alles, was ſie abgeerntet hatte, ſetzte ſofort wieder reife Früchte an. Mit den Früchten beladen ging ſie nach Hauſe. Sie erzählte ihrem Manne, daß Tatutunpa ſchon einen großen Acker habe. „Das iſt ſomit der Tatutunpa, den wir haben kommen laſſen," ſagte der Alte. „Aguaratunpa hat uns betrogen."

Am folgenden Tag ſagte Tatutunpa zu ſeiner Frau: „Wir wollen nach unſerem Acker gehen." Sie gingen dorthin. Er grub nun ein Loch, in dem er ein Feuer machte. Als das Loch richtig warm, richtig rot war, nahm er eine ſehr große Kalabaſſe und kroch in dieſe hinein. Er bat ſeine Frau, die Kalabaſſe zuzuſtopfen, in die warme Grube zu legen und ſie, wenn er pfeife, umzudrehen, damit er hinaus könne. Die Frau tat ſo, wie er geſagt hatte. Als er pfiff, drehte ſie die Kalabaſſe um, und Tatutunpa kam heraus, ſchön und jung, mit allen ſeinen alten Schmuckſachen geſchmückt.

Nach einem Weilchen wärmte Tatutunpa die Grube wieder, und ſeine Frau kroch in die Kalabaſſe. Er bedeckte dieſe und warf ſie in die Grube. Als ſie pfiff, drehte er die Kalabaſſe um. Jung und ſchön kam ſie heraus.

Sie kehrten nach Hauſe zurück und nahmen ein Quebracho-Stäbchen mit, um damit Feuer anzumachen. Als ſie nach Hauſe kamen, war die Alte mit dem Brauen von Maisbier beſchäftigt.

„In dieſer Nacht wird es ſehr kalt, und deshalb habe ich dieſes Stäbchen mitgenommen, damit wir etwas haben, woran wir uns wärmen können," ſagte Tatutunpa. Aguaratunpa hatte viel Tartago-Holz mit nach Hauſe genommen, es reichte aber nicht die ganze Nacht. Mitten in der Nacht war das Holz zu Ende. Er ging zur Feuerſtätte ſeiner Schwiegermutter, die beim Maisbierkochen war. Als die Alte ſah, daß ein Fuchs ſich zu ihrem Feuer ſchlich, ſteckte

ſie ein Stück Holz in Aguaratunpas Hinteren. Mit dem Holz im Hinteren ſprang er davon, für immer in einen Fuchs verwandelt.

108. Wie Aguaratunpa ſeinen Bruder nach dem Himmelsgewölbe ſchickte

Aguaratunpa lebte mit ſeinem Bruder zuſammen. In einem Korb hatte er zwei kleine Papageien. Eines Tages flogen ſie nach einem Acker, wo ſie Mais aßen. Als ſie nach Hauſe kamen, hatte der eine Maismehl um den Schnabel. „Woher haſt du das?“ fragte Aguaratunpa. „Von einem Acker weit hinten, wo die Sonne untergeht,“ ſagten die Papageien.

Am folgenden Tag ſchickte Aguaratunpa die Papageien fort. Wohin ſie flogen, dahin folgte er ihnen. Als er hinkam, brach er Mais ab. Da kam der Beſitzer des Ackers und ſah, daß jemand Mais geſtohlen hatte. Aguaratunpa verbarg ſich; der Beſitzer fand ihn aber, da er ſich, als er den Mais abbrechen wollte, in Hände und Füße geſchnitten und überall Blutſpuren hinterlaſſen hatte.

Der Beſitzer ſagte zu Aguaratunpa: „Warum haſt du mir Mais geſtohlen? Hätteſt du mich darum gebeten, ſo hätte ich ihn dir gegeben.“ Er brach viele Maiskolben ab und belud Aguaratunpa damit, der ſie nach Hauſe brachte. Er legte ſie neben die Tür.

Als er am folgenden Morgen erwachte, hatte der kleine Haufen ſich in einen großen verwandelt, der bis an das Dach reichte.

Aguaratunpas Bruder fragte ihn, woher er den Mais habe. „Es iſt weit weg,“ ſagte Aguaratunpa. „Es gibt keinen Weg, und du kannſt dich nicht hinfinden.“

Der Bruder machte ſich aber doch auf den Weg und kam

an den Acker, wo er Kürbis fand, von dem er aß. Dieser war vergiftet, und er starb. Tot fand Aguaratunpa ihn. Er sagte, er wolle ihn wieder lebendig machen. Aguaratunpa nahm eine Pflanze, Jhuahuasu. Mit dieser schlug er ihn. Er sprang über ihn, zuerst gerade über den Körper, dann vom Kopf bis zum Schwanz.
Der Bruder wurde wieder lebendig und sagte: „Ich habe lange geschlafen." — „Du hast nicht geschlafen, du bist tot gewesen," sagte Aguaratunpa. Dieser schickte den Bruder zum Himmel. Wenn es donnert, dann geht der Bruder Aguaratunpas spazieren.

109. Die Frau, die ihrem Manne nach Aguararenta folgte

I

Ein Mädchen wollte sich mit einem Manne verheiraten, aber er starb. Sie hatte ihn sehr gern gehabt. Am Morgen, am Tage nach seinem Tode, während es noch finster war, stand sie vor dem Hause ihrer Eltern und stieß in den Mörser. Da kam jemand und erfaßte den Mörserstab.
„Wer bist du?" fragte sie.
„Ich bin es," sagte er. Es war ihr toter Mann. „Willst du mitkommen?"
„Ja," sagte sie, da sie ihn sehr liebte.
Er begab sich nun fort in der Richtung, wo die Sonne aufgeht. Sein Gesicht war verhüllt, damit niemand es sähe. Sie ging hinter ihm her. Sie gingen durch den Wald; sie gingen über die Pampas und wieder durch den Wald. Am Tage schlief er, und des Nachts war er wach.
Als der Vater seine Tochter vermißte, ging er, um sie zu suchen. Er folgte ihren Spuren. Vor diesen ging eine Fuchsspur. „Anya hat meine Tochter genommen," sagte der Vater. Zuletzt fand er sie tot am Wege. Er machte sie je-

doch wieder lebendig und brachte sie nach Hause. Als sie über die Pampas gingen, sahen sie einen Fuchs umherstreifen. Am folgenden Tage starb sie. Der Vater weinte. Da kam Ururuti, der weiße Kondor, und sagte, er solle nicht klagen. Ururuti nahm ihn auf den Rücken und flog mit ihm nach Aguararenta.
In Aguararenta schlief man am Tage und war wach des Nachts. Als der Vater dorthin kam, trank man Maisbier. Ururuti brachte ihn nach dem Hause seines Schwiegersohnes. Er redete seine Tochter an, aber er bekam keine Antwort. Er ging nun zu Ururuti, der ihn nach Hause brachte. Weder er noch seine Frau beweinten die tote Tochter.
Am folgenden Tage starb der Vater.

II

Es war eine Frau, deren Mann gestorben war. In der Nacht kam er zu ihr in der Gestalt eines Mannes und schlief bei ihr. Er bat sie, mit ihm nach seinem Dorfe Aguararenta zu kommen. Sie folgte ihm. Als sie unweit des Dorfes kamen, hörten sie Gesang und Tanz. Sie ging mit ihrem Manne nach dem Marktplatz, wo ein großes Trinkgelage stattfand. Sie sah dort viele Tote, die sie kannte. Die Toten hatten jedoch Angst vor ihr und hielten sich fern von ihr. Sie blieb dort, bis es Morgen wurde. Da verschwanden alle Hütten, und sie befand sich auf einer Ebene voll Fuchsspuren. Ihr Mann verwandelte sich in eine Ratte. Sie blieb dort den ganzen Tag, auf dem Stamm einer Algarrobo sitzend. Als es finster wurde, kamen die Menschen wieder, und es fand dort ein großes Trinkgelage statt. Am Morgen sagten die Toten: „Ich gehe als Baumstamm; ich gehe als Ratte; ich gehe als Geier; ich gehe als Fuchs; ich gehe als Fledermaus" usw. — Sie kehrte nach Hause zurück. Ihr Mann sagte, er werde kommen, um sie zu holen. Nach drei Tagen war sie tot. Sie war ihrem Manne nach Aguararenta gefolgt.

110. Der Fuchs und der Jaguar

Der Fuchs traf den Jaguar in ſeinem Acker. Dieſer war mit Säen beſchäftigt.

„Willſt du, daß ich dir helfen ſoll, Onkel?“ ſagte der Fuchs.

„Ja, Neffe. Ich will mir die Grabſtöcke holen,“ ſagte der Jaguar.

„Das will ich,“ ſagte der Fuchs und ging zur Hütte des Jaguars.

Als er dorthin gekommen war, ſagte er zur Frau des Jaguars: „Ich ſchäme mich, dir mein Anliegen zu ſagen.“

„Wieſo?“ ſagte ſie.

„Ja,“ ſagte der Fuchs, „der Jaguar hat mich hierher geſchickt, damit ich bei dir und deinen beiden Töchtern ſchlafe.“ — Das glaubte die Frau des Jaguars nicht.

„Ja, es iſt wahr,“ ſagte der Fuchs. „Du ſollſt hören, was er ſagt,“ und nun rief er: „Soll ich ſie alle nehmen?“

„Alle,“ rief der Jaguar als Antwort.

Der Fuchs ſchlief nun zuerſt bei der Frau des Jaguars und dann bei der älteſten Tochter und dann bei der jüngeren. Darauf ging der Fuchs weg. Er lief im Graſe, damit die Spuren nicht ſichtbar wären. Er ſprang auf einen langen Holzſtamm. Zuletzt kam er an einen Pfuhl. Er tauchte unter und kam an der anderen Seite wieder herauf. Er lief, was er laufen konnte, bis er zu einem Baum mit dornigem Stamm kam. Er kroch an dieſem hinauf und legte ſich ſchlafen. „Hier will ich liegen und von der Frau und den Töchtern des Jaguars träumen, bei denen ich geſchlafen habe,“ ſagte der Fuchs. Er legte ſich hin und ſchlief ein.

Als der Jaguar merkte, daß der Fuchs nicht mit den Grabhölzern kam, dachte er: „Ich will doch nachſehen, was aus dem Fuchs geworden iſt. Der Fuchs iſt doch ein Schwindler.“

Als der Jaguar nach ſeinem Hauſe kam, ſagte ſeine Frau zu

ihm: „Wie kannſt du ſo grauſam ſein und den Fuchs herſchicken, daß er bei uns ſchlafe?“
Ergrimmt machte ſich der Jaguar auf den Weg, um den Fuchs zu ſuchen. Er folgte ſeinen Spuren und kam zu dem Pfuhl, wo die Spuren des Fuchſes ein Ende nahmen. Überall ſuchte er ihn. Schließlich verſtand er, daß der Fuchs in den Pfuhl getaucht war. Der Jaguar tauchte nun auch nieder und fand die Spuren des Fuchſes auf der anderen Seite. Er folgte ihnen und kam zu dem Baum. Überall um den Baum ſuchte er die Fortſetzung der Spuren, fand ſie aber nicht. Da blickte er auf und ſah den Fuchs, der ſchlief. Er kletterte hinauf, brach vorſichtig einen Zweig ab und kitzelte den Fuchs in den Naſenlöchern. Dieſer nieſte, wiſchte ſich die Naſe und ſagte: „Können die Moskitos mich nicht in Ruhe laſſen, wo ich gerade von der Frau und den Töchtern des Jaguars träume, bei denen ich geſchlafen habe!“
Nun kitzelte ihn der Jaguar etwas kräftiger, und der Fuchs erwachte. Der Jaguar machte ſich bereit, ihn zu packen. Der Fuchs kroch zuſammen, und da der Jaguar zögerte, ihn zu faſſen, ſprang er mit einem Satz zur Erde und begann zu laufen, alles was er laufen konnte. Der Jaguar verfolgte ihn. Schließlich ermattete der Fuchs jedoch, und der Jaguar fing ihn und verſchluckte ihn. Der Fuchs wurde im Magen des Jaguars wieder lebendig. Dieſer brach ihn aus. Der Jaguar fraß den Fuchs wieder auf; dieſer wurde aber wieder in ſeinem Magen lebendig und wieder ausgeworfen. Wiederum fraß der Jaguar den Fuchs auf, der wieder lebendig wurde uſw.

111. Wie die Schildkröte den Jaguar tötete

s war einmal ein großes Trinkgelage. Dort waren Aguaratunpa, die Schildkröte und das Kugelgürteltier. Der kleine Sohn der Schildkröte weinte. Als man ihn fragte, warum er weine, ſagte er, er wolle die Krallen des Jaguars haben, um damit zu ſpielen. Die Frau der Schildkröte ſagte zu ihrem Manne, er ſolle die Krallen des Jaguars holen, damit der Kleine damit ſpielen könne.

Die Schildkröte machte ſich auf den Weg und kam zu einem Stamm Samuo mit großen, ſcharfen Dornen. Dort blieb ſie ſtehen und wartete auf den Jaguar. In der Entfernung hörte ſie ſein Brüllen. Der Jaguar kam, immer brüllend, näher und fand die Schildkröte am Fuße des Baumes.

„Was tuſt du hier?“ ſagte der Jaguar.

„Ich ſpiele,“ ſagte die Schildkröte.

„Wie geht das zu?“ ſagte der Jaguar.

„Ich klettere auf den Samuo hinauf, und dann rolle ich herunter,“ ſagte die Schildkröte.

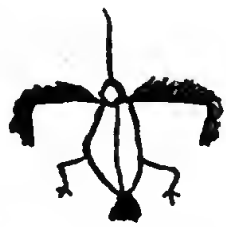
„Laß mich ſehen!“ ſagte der Jaguar, der Luſt hatte, die Schildkröte aufzufreſſen.

Dieſe kletterte am Stamme bis zum Gipfel hinauf und rollte herab, ohne ſich zu beſchädigen. Dies machte dem Jaguar Spaß, und die Schildkröte mußte wieder hinaufklettern. Wieder rollte ſie herunter, ohne ſich zu beſchädigen. Der Jaguar wollte es auch verſuchen. Er kletterte hinauf und rollte herunter, riß ſich aber an den Dornen alle ſeine Eingeweide auf und ſtarb.

112. Die Liebesgeſchichte des Kolibri

Es waren zwei Mädchen, die Kolibri die Flöte ſpielen hörten. Er ſpielte ſo ſchön, daß eins der Mädchen ſagte: „Ihn will ich zum Manne haben!“ — Sie ſuchte den Kolibri auf und ſchlief bei ihm. „Wir wollen in mein Haus gehen!“ ſagte der Kolibri. Als ſie dorthin kamen, war es ſo klein, daß das Mädchen keinen Platz fand. Sie ging deshalb in ihr Dorf zurück.

Am Abend kam der Kolibri vor das Dorf und ſpielte Flöte, um ſie zu locken. Das Mädchen lauſchte und ſagte: „Der Kolibri iſt's, der ſpielt.“ Sie ging aber nicht mehr zu ihm. Jeden Abend kam der Kolibri vor das Dorf und ſpielte ſeine ſchönſten Weiſen, das Mädchen aber wollte nicht mit ihm gehen, der eine ſo kleine Hütte hatte.



113. Wettlauf zwiſchen Zecke und Strauß

Die Zecke und der Strauß wollten einen Wettlauf veranſtalten, um zu ſehen, wer am beſten laufen konnte. Als ſie zu laufen begannen, hüpfte die Zecke auf den Strauß und biß ſich in den Augenwinkeln feſt.

Als der Strauß eine Strecke gelaufen war, ſchielte er nach der Seite, um zu ſehen, ob die Zecke auch mit war. Da ſie in dem Augenwinkel war, ſah er ſie an ſeiner Seite.

Der Strauß beeilte ſich. Als er ein Stückchen gelaufen war, ſchielte er wieder zur Seite und ſah, daß die Zecke noch an ſeiner Seite war.

Der Strauß lief aus Leibeskräften. Als er dem Ziele ganz

nahe war, hüpfte die Zecke von dem Augenwinkel und kam als erſte an.
Die Zecke hatte den Wettlauf gewonnen.

114. Das Mädchen, das der Kondor raubte

Es war einmal ein Mädchen, das hütete die Schafe. Da kam ein Kondor und entführte ſie in ſeine Grotte. Dort war ſie zwei Jahre lang. Eines Tages begab ſich der Kondor zuſammen mit dem Fuchs hinweg, um ſeiner Frau Fleiſch zu holen. Da hörte er einen Vogel, Pitchatanca, etwas rufen.
„Was ſagt er?“ ſagte der Kondor zu dem Fuchs.
„Er ſagt, du ſolleſt dich beeilen, das Fleiſch zu holen.“
Das war nicht wahr. Der Pitchatanca hatte gerufen: „Sie entführen dein Mädchen.“
Noch einmal rief der Pitchatanca:
„Sie entführen dein Mädchen.“
Es waren nämlich der Vater und die Mutter des Mädchens, die gekommen waren, um ſie zu holen.
„Was ſagt er?“ ſagte wieder der Kondor zu dem Fuchs.
„Du ſollſt dich beeilen, das Fleiſch nach Hauſe zu bringen,“ ſagte der Fuchs.
Noch einmal rief der Pitchatanca:
„Sie ſind dabei, dein Mädchen zu entführen.“
„Was ſagt er?“ ſagte der Kondor.
„Er ſagte, daß ſie dein Mädchen entführen,“ ſagte der Fuchs.
Der Kondor eilte ihnen nach. Als ſie den Kondor kommen ſahen, ſtülpten ſie ein Tongefäß über das Mädchen. Der Kondor packte einen Zeugfetzen, den er Stück für Stück zerriß, und dann flog er weit weg. Der Vater und die Mutter hoben das Tongefäß auf, fanden aber nur einen Haufen Knochen. Da fingen ſie an, ſich zu ſchlagen, und dabei ſtürzten ſie einen ſteilen Abhang herunter und fielen ſich beide zu Tode.

115. Der alte Latrapai

Der alte Latrapai hatte zwei Töchter. „Sie ſollen mir arbeiten," ſagte er. „Ich werde meine beiden Töchter verkaufen." Er hatte aber auch zwei Neffen. „Meine beiden Neffen werden mir arbeiten; dafür ſollen ſie ſich mit meinen Töchtern verheiraten," ſagte der alte Latrapai. Da machten ſich die beiden Brüder auf; der eine hieß Konkel, der andere Pediu; und ſie kamen beide an. Da wurden ihre beiden Sitze ganz mit Nadeln geſpickt.

„Wenn ihr mir beide arbeitet, meine Söhne, ſo will ich euch meine beiden Töchter geben," ſagte er zu ihnen.

„Gut!" ſagten ſie, „was ſollen wir arbeiten?"

„Fällt mir meine uralten Kerneichen," ſagte der alte Latrapai und gab ihnen zwei ſchlechte Axte. „Mit einem Streich müßt ihr die Kerneichen umhauen."

Sie gingen hin, und man zeigte ihnen die hohen Kerneichen. Und ſie hieben darauf los, um die Bäume mit einem Streich zu fällen. Da zerbrachen die beiden Axte, die ihnen der Alte gegeben hatte. Nun gingen ſie zu ihm und ſagten: „Unſere beiden Axte ſind zerbrochen; jetzt werden wir mit unſeren eigenen Axten arbeiten."

„Mir iſt's recht," antwortete der alte Latrapai.

Da gingen ſie zu einer hohen Eiche und ſagten: „Hier werden wir die Axte herbeirufen." Und ſie ſchauten beide nach oben.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

„Sei uns gnädig, Herrſcher der Menſchen, wirf uns zwei Axte herab, die auf einen Streich fällen!" ſo riefen ſie.

Da erdröhnten ganz hoch oben die Axte des Pillan.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

Da erdröhnten in halber Höhe die Äxte des Pillan.
„Sei uns gnädig, Herrſcher der Menſchen, wirf uns die Äxte herab!“
Abermals riefen ſie:

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!“

Da erdröhnten in geringer Entfernung die Äxte des Pillan.
„Sei uns gnädig, Herrſcher der Menſchen; wirf uns unſere Äxte herab!“ ſagten ſie wiederum.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!“

Da kamen die Äxte des Pillan herab, und ſie erdröhnten im Wipfel der Eiche. Und Konkel und Pediu ergriffen die beiden Äxte und gingen hin, um die Kerneichen zu fällen. Sie kamen an und fällten die Kerneichen. Auf einen Streich taten ſie es und warfen die Kerneichen nieder. Da fällten ſie alle die Kerneichen, immer auf je einen Streich eine Kerneiche. So vollendeten ſie ihre Arbeit und wollten ihre Frauen heimführen.
„Ehe ihr euch mit meinen Töchtern verheiratet, müßt ihr mir die uralten wilden Stiere erjagen,“ ſagte der alte Latrapai.
„Gut,“ ſagten die beiden Männer. Da führte man ſie zu den wilden Stieren. So wie ſie ankamen, erjagten ſie alle die wilden Stiere. Darauf kehrten ſie nach Hauſe zurück und machten Hochzeit.
Kurze Zeit darauf ſprach der alte Latrapai: „Sie werden mir auch meine Strauße und Huanakos erjagen.“
„Gut,“ ſagten ſie, und man führte die beiden Männer zu den Straußen und Huanakos; der Fuchs führte ſie und ſo kamen ſie zu den Straußen und Huanakos. Der Fuchs aber lief ſo ſchnell wie ein Pferd. „Ei, Fuchs,“ ſagten ſie zu ihm, „dein Pferd rennt gut.“ — „Ja, mein Pferd iſt gut,“ antwortete er.
Als ſie nun angekommen waren, da jagte der Fuchs den

Straußen nach, aber er konnte keinen einzigen erreichen. Da kehrte der Fuchs wieder um und ließ die beiden Männer dort allein zurück. So kam er wieder bei dem alten Latrapai an.

„Haſt du die beiden Männer dort gelaſſen?" fragte man ihn.

„Ja, ich habe ſie dort gelaſſen," antwortete er.

Zwei Tage ſpäter wurden Boten nach ihnen ausgeſchickt.

„Sind denn meine Neffen noch nicht angekommen?" ſagte der alte Latrapai. „Geh einmal hin und ſieh zu, ob die beiden noch nicht ankommen," ſagte er zum Fuchs.

Da machte ſich der Fuchs auf und kam zu den beiden Frauen.

„Sind eure beiden Männer angekommen?" fragte er ſie.

„Nein, ſie ſind nicht angekommen," war die Antwort.

Da machte ſich der Fuchs wiederum auf und kam zum alten Latrapai. „Sie ſind wirklich noch nicht angekommen?" ſagte er ihm.

Kurze Zeit darauf wurde wieder Botſchaft ausgeſandt. Wiederum machte ſich der Fuchs auf. „Sind eure Männer angekommen?" fragte er. „Nein, ſie ſind noch nicht angekommen," antworteten die beiden Frauen. Da kehrte der Fuchs wieder um und kam zum alten Latrapai. „Sie ſind nicht angekommen," ſagte er. „Dann wollen wir ſogleich die beiden Frauen, meine beiden Töchter, töten," war die Antwort.

Als nun der Fuchs wieder als Bote geſchickt werden ſollte, ſtellte er ſich lahm.

„Gleich geh' und töte die beiden Frauen," ſagte man zu ihm. „Ich bin lahm," antwortete er. „Geh' nur hin, du kannſt ja langſam gehen," ſagte der Alte. Da machte ſich der Fuchs auf.

Unterwegs fing der Fuchs an zu ſingen:

„Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuß;
Solchen Boten ſchickt der alte Latrapai.
Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuß;
Solchen Boten ſchickt der alte Latrapai."

So ſang der Fuchs. Darauf kam er bei den beiden Frauen an und tötete ſie; in gleicher Weiſe tötete er beide. Mit dem Geſicht nach unten ließ er ſie liegen.

Eine Zeit darauf kehrten die beiden Männer zurück. Mit dem Geſicht nach unten lagen die beiden Frauen. Als die beiden Männer nun ankamen, da ſagte jeder von ihnen: „Ei, zum Donnerwetter, da liegen die beiden und ſchlafen und ſchlafen.“ Da prügelte jeder ſeine Frau, aber die Frauen rührten ſich nicht. Da drehten ſie ihre Frauen auf den Rücken und erkannten, daß die Frauen tot waren, und begannen gar ſehr zu weinen. Dann ſagten ſie: „Sogleich wollen wir fortgehen.“ Eine Weile darauf gingen ſie fort. „Der Hund, der alte böſe Latrapai ſoll gleich ſterben,“ ſagten ſie. Eine Weile darauf erblickten ſie den Fuchs und nahmen ihn gefangen. Dann ſagten ſie: „Nie wieder ſoll Leben ſein; vier Jahre wird Nacht ſein.“ Damit warfen ſie die Nacht in einen Topf. Da verſammelten ſich alle Vögel, Schwalben, Adler, Geier, Habichte, Ibiſſe, Papageien, Ringeltauben, wilde Tauben; alle Vögel zuſammen verſammelten ſich und ſagten zu Konkel und Pediu: „Wir wollen euch unſere Töchter geben.“ — „Gut,“ ſagten die beiden.

Eine Weile darauf legten ſie ſich auf den Boden. Zuerſt kam nun die Tochter des Adlers heran. „Mach, daß du hinauskommſt, du arger Krötenfreſſer!“ ſagten ſie zu ihr.

Eine Weile darauf kam die Tochter des Geiers heran. „Mach, daß du hinauskommſt, du ſtinkiger Atem!“ ſagten ſie zu ihr.

Wieder eine Weile ſpäter kam die Tochter der Schwalbe. „Dieſe ſcheint uns paſſend als unſere Frau,“ ſagten da die beiden Männer. Da ſetzte ſie ſich einem auf den Kopf. „Komm doch ein bißchen mehr herunter,“ ſagte man ihr. Da ſetzte ſie ſich hinter ihn. „Setz dich doch ein bißchen mehr nach vorne.“ Da ſetzte ſie ſich wieder auf den Kopf. „So gar klein iſt das Vögelchen,“ ſagte man ihr. Da näherten ſich die Vögel alle zuſammen, aber keiner gefiel ihnen. „Sogleich wird vier Jahre Nacht ſein,“ ſagten ſie.

Es wurde Nacht und wollte nicht mehr tagen.
Da hielten die Vögel eine Ratsverſammlung, und das Rebhuhn erſann eine Liſt.
„Ich werde, ſo ſchnell wie ich kann, dem Maultier unter dem Bauch hervorkommen. Wenn dann ihr (Konkel und Pedius) Maultier erwacht, wird es den Topf mit der Nacht umwerfen.“ Da flog das Rebhuhn ſchnell unter dem Bauche des Maultiers hervor, dort wo Konkel und Pediu waren.
So tagte es wieder. Der alte Latrapai aber war vor Hunger geſtorben. Weil es nun tagte, ſo blieben die Vögel am Leben.
Nun weinten die beiden Männer.
„Das iſt uns nicht geglückt,“ ſagten ſie und weinten. Da erblickte der Strauß ſie.
„Was iſt euch denn zugeſtoßen, ihr beiden armen Männer?“ ſagte er zu ihnen.
„Ach, unſere beiden Frauen ſind geſtorben,“ antworteten ſie.
„Singt mir etwas, ihr Männer,“ ſagte der Strauß.

„Lochnaſe, Strauß,
Plappermaul, Strauß,“

nennt man mich,“ ſagte der Strauß. Da nannten ſie ihn ſo. In einem Loche drehte er ſich und tanzte.

„Plappermaul, Strauß,
Lochnaſe, Strauß,“

ſagten ſie zu ihm. Gar wunderſchön war ſein Tanz. Da kamen zwei alte Weiber heraus.
Darauf ſagte der Strauß wieder: „Nennt mich noch einmal ſo, ihr Männer.“ Da nannten ſie ihn wieder ſo.

„Lochnaſe, Strauß,
Plappermaul, Strauß.“

Da tanzte er weiter. Eine Weile darauf kamen zwei hübſche Jungfrauen heraus, aber jeder fehlte auf einer Seite ein Auge.
„Das ſind eure Frauen, ihr Männer,“ ſagte er zu Konkel

und Pediu. Sie blinzelten beide und ſagten: „So ſcheint es uns.“

Da ſetzten die beiden alten Weiber den beiden Jungfrauen ihre Augen ein. Nun hatten ſie wieder ſchöne Augen. Da verheirateten ſie ſich mit den Frauen und nachher wurden ſie wieder beide glückliche Männer.

116. Die Totenbraut

Ein Mann, der eine Liebſte hatte, ſtarb. Da hörte ſeine Liebſte, daß er geſtorben war.

Als er nun geſtorben war, wurde er begraben und, man tötete alle ſeine Pferde auf dem Grabe; alle ſeine Habe wurde mit ihm in das Grab gelegt, ſein Sattel, ſeine Sporen, ſein Meſſer, ſeine Reitpeitſche, ſeine Lanze, alles wurde mit hineingelegt.

Über zehn Tage nachher ging der Tote zu der Frau, die er zur Liebſten gehabt hatte. Gegen Abend kam er an. Bei der Ankunft ſagte ſie zu ihm: „Man hat mir geſagt, du ſeieſt geſtorben.“

„Das iſt doch aber eine Lüge,“ antwortete er; „die Menſchen lügen ja ſo viel.“

Da legte er ſich ſchlafen zuſammen mit einem Knaben; und wie ſie dalagen, wollte der Knabe ihn umarmen.

„Ach, tu mir das nicht, Genoſſe,“ ſagte da der Mann. „Mich ſchmerzt gar ſehr meine Seite.“

Spät in der Nacht, als alle Leute ſchliefen, kam er zu ſeiner Liebſten und ſagte: „Ich bin gekommen, weil die Leute ſchon lange über uns ſprechen. Nun wollen wir uns gleich verheiraten. Noch in dieſer Nacht wollen wir entfliehen.“

„Mir iſt es recht,“ ſagte da die Frau. „Aber du haſt all dein Sattelzeug im Hauſe gelaſſen; wie willſt du es herausholen?“

„Ich allein weiß, wie ich es holen werde,“ ſagte da der Mann.

„Gut, ſo ſattle dein Pferd und laß uns gehen," antwortete die Frau.
Da ſattelte er ſein Pferd, und niemand von all den Leuten im Hauſe merkte es. Dann ging er hin zu der Frau und ſagte:
„Das Satteln iſt ſchon geſchehen."
So ritten ſie zuſammen davon.
Eine kleine Strecke war er galoppiert, ſo fing er an zu ſingen:

„Weit in blauer, blauer Ferne
Liegt das Land, wohin wir ziehn."

Da kam er mit einem Male der Frau ganz verändert vor:
„Warum ſingſt du ſo beim Reiten?" fragte ſie den Toten.
„Das taten vor Alters unſere Vorväter immer, wenn ſie ein Mädchen als Frau entführten," ſagte der Mann.
Darauf kamen ſie bei dem Grabe an; da wurde das Mädchen wahnſinnig.
Zwei Tage nachher ſagte der Vater des Mädchens: „Ich will mich aufmachen."
Er machte ſich auf und kam bei dem Vater des Mannes an.
„Ich bin gekommen, um zu ſehen, wie's mit meiner Tochter ſteht, die hier im Hauſe verſteckt iſt."
„Wo habe ich denn einen Sohn?" ſagte da der Greis.
„Haſt du etwa keinen?" antwortete der andere.
„Ach, ſchon längſt über zehn Tage iſt es her, daß mein Sohn ſtarb," erwiderte der Greis.
Da gingen ſie zum Friedhof und ſahen das Mädchen auf dem Pferde des Toten ſitzen, und ſie weinte bitterlich. Da führten ſie ſie mit ſich weg und brachten ſie in ihre Heimat. Aber ſie konnte ſich nie wieder eingewöhnen; man hielt ſie im Hauſe zurück, und wohl zehnmal ging ſie davon immer zu dem Grabe ihres Geliebten.
Da ſagte der Vater des Toten: „Ich will das Mädchen kaufen." Und man gab ſie ihm auch, wie man erzählt, und er tötete ſie auf dem Grabe ſeines Sohnes.

117. Wettlauf zwiſchen Bremſe und Fuchs

„Wir wollen ſpielen, Freund Bremſe!“ ſagte der Fuchs zur Bremſe. „Gut,“ antwortete dieſe. „Was wollen wir ſpielen?“ — „Wettrennen wollen wir ſpielen,“ ſagte der Fuchs; „du läufſt auf der Erde und ich über der Erde.“ — „Gut,“ ſagte die Bremſe. „Jene Eiche dort wollen wir als Ziel nehmen,“ ſagte der Fuchs. „Gut,“ ſagte die Bremſe.

So rannten ſie um die Wette. Als aber der Fuchs gerade losrennen wollte, ſetzte die Bremſe ſich ihm auf den Schwanz. So rannte denn der Fuchs ſchnell davon.

Als er nun mit aller Geſchwindigkeit dahinrannte, ſah er Erdbeeren ſtehen. „Hier will ich mich ein bißchen niederlaſſen und Erdbeeren eſſen,“ ſagte der Fuchs. „Wo mag wohl die ſchlechte Bremſe ſein?“ Da machte ſich der Fuchs daran, Erdbeeren zu eſſen. „In einer kleinen Weile komme ich ja doch ans Ziel,“ ſagte der Fuchs. Als er nun ſchon beinahe angekommen war, da machte ſich die Bremſe eilends auf, und ſo wurde der Fuchs beſiegt.

„Zahle mir meine Wette aus!“ ſagte die Bremſe. „Ich will nicht,“ ſagte der Fuchs; „ſei froh, daß ich dich nicht freſſe!“ Da rief die Bremſe ihre Genoſſen zuſammen. Es kamen hundert, zweihundert, fünfhundert, ſechshundert. Sie krochen von allen Seiten in den Fuchs hinein und biſſen ihn innen im Bauch. Er ſtürzte ſich ins Waſſer, aber die Bremſen fuhren fort, ihn zu beißen. Da lief er nach dem Wald, und am Saume des Waldes wurde er von ihnen getötet.

Quellennachweise und Anmerkungen

Den Herren Verfassern der nachgenannten Bücher und Aufsätze und den Verlagshandlungen und den Schriftleitungen der Zeitschriften, denen ich Beiträge für dieses Bändchen entnommen habe, spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus.

I. Quellenwerke

	Abkürzung beim Zitat
Barbosa Rodrigues, João: Poranduba Amazonense. Rio de Janeiro 1890	B.R.
Borba, Telemaco: 1. Observações sobre os indigenas do Estado do Paraná; in: Revista do Museu Paulista, VI, 1904	T.B.1.
Borba, Telemaco: 2. Actualidade indigena, Paraná-Brasil. Coritiba 1908. Mitgeteilt von Vojtech Frič in: Actas del XVII. Congreso Internacional de Américanistas. Buenos Aires 1912	T.B.2.
Brett, William Henry: Legends and Myths of the aboriginal Indians of British Guiana. II. Ed. London	W.H.Br.
Capistrano de Abreu, João: rã-txa hu-ni-ku-ĩ. A lingua dos Caxinauás. Rio de Janeiro 1914 .	C.A.
Cardus, P. José: Las misiones franciscanas entre los infieles de Bolivia. Barcelona 1886	J.C.
Coll, P. C. van: Contes et légendes des Indiens de Surinam; in: Anthropos, Bd. II und III, 1907 und 1908	C.v.C.
Ehrenreich, Paul: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens; in: Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde. II. Band. Berlin 1891	P.E.
Hartt, C. F.: Contribuições para a ethnologia do Valle do Amazonas; in: Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro 1885	Hartt.
Humboldt, Alexander von: Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1810	A.v.H.
Koch-Grünberg, Theodor: 1. Zwei Jahre unter den Indianern. Bd. II, Berlin 1910. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart	K.Gr.1.
Koch-Grünberg, Theodor: 2. Vom Roroima zum Orinoco. Bd. II: Mythen und Legenden der Taulipáng- und Arekuná-Indianer. Berlin 1916. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)	K.Gr.2.
Lenz, Rudolf: Araukanische Märchen und Erzählungen. Valparaiso 1896	R.L.
Magalhães, Couto de: O Selvagem. Rio de Janeiro 1876	C.d.M.

	Abkürzung beim Zitat
Nimuendajú-Unkel, Curt: Sagen der Tembe-Indianer; in: Zeitschrift für Ethnologie. 1915 . . .	N.U.
Nordenskiöld, Erland: 1. Indianerleben. Leipzig 1912. Verlag von Albert Bonnier	E.N.1.
Nordenskiöld, Erland: 2. Forskningar och Äventyr i Sydamerika. Stockholm 1915. Albert Bonniers Förlag	E.N.2.
Nordenskiöld, Erland: 3. Indianermythen vom Rio Beni in Bolivien; in: Deutsche Literaturzeitung. 37. Jahrgang. 1916	E.N.3.
Oliveira, J. Feliciano de: The Cherentes of Central Brazil; in: International Congress of Americanists, Proceedings of the XVIII. Session. London 1912. I.	F.d.O.
d'Orbigny, Alcide: Voyage dans l'Amérique méridionale. Paris 1844. Partie historique. Tome III, partie I	A.d'O.
Penard, F. P. en A. P.: De Menschetende Aanbidders der Zonneslang. Deel II. Paramaribo 1908	P.P.
Roth, Walter E.: An Inquiry into the Animism and Folklore of the Guiana Indians; in: Thirtieth Annual Report of the Bureau of American Ethnology. Washington 1915	W.R.
Steinen, Karl von den: 1. Die Bakairi-Sprache. Leipzig 1892. K. F. Koehler's Antiquarium	K.v.d.St.1.
Steinen, Karl von den: 2. Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)	K.v.d.St.2.

II. Sonstige mehrfach zitierte Werke

Dähnhardt, Oskar: Naturſagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. 4 Bände. Leipzig-Berlin 1907—1912 . . .	Dähnhardt: Naturſagen.
Ehrenreich, Paul: Die Mythen und Legenden der Südamerikaniſchen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin 1905	Ehrenreich: Mythen.

1. Wie die Warrau auf die Erde kamen. — W. H. Br. S. 55ff. — Warrau, Britiſch Guayana. — Der Himmel iſt als eine Art Oberwelt gedacht, aus der die Menſchen durch ein zufällig entdecktes Loch auf die Erde hinabſteigen. Erſt dort finden ſie größere Jagdtiere, während es im Himmel nur Vögel gibt. Bei anderen Stämmen, wie den Munduruku (vgl. Nr. 82) und den Karaja (Nr. 71) iſt die Unterwelt die eigentliche Heimat der Menſchen. — Der Gedanke, daß eine dicke Perſon in dem Zugangsloch zur Erde ſtecken bleibt und es für immer verſtopft, findet ſich in einer Reihe nordamerikaniſcher Mythen dieſer Gattung.

2. Korobona. — W. H. Br. S. 64 ff. — Warrau. — Der Stammvater der kriegerischen Karaiben, der Erbfeinde der Warrau, ersteht auf geheimnisvolle Weise aus dem Grabe eines zerstückelten Knaben, den ein Wassergeist mit einem Warraumädchen gezeugt hat. — Gewisse Züge der Sage finden sich wieder in der Stammesmythe der Tariana, Nr. 60.

3. Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer. — W. R. S. 130 ff. — Warrau. — Der erste Teil der Sage mit den Proben, die der Schwiegersohn dem Schwiegervater zu leisten hat, bis dieser seine Einwilligung zur Ehe gibt, erinnert an die in Amerika weit verbreiteten Sagen vom „Besuch im Himmel" (vgl. Nr. 38, 64, 115). — Den zweiten Teil der Sage bildet der ebenfalls weit verbreitete Bruder- oder Zwillingsmythus, ursprünglich ein Naturmythus, in dem als Träger der Handlung ein Heroenpaar auftritt, das gewöhnlich seine Abstammung direkt, wie hier, von der Sonne herleitet oder wenigstens einen solaren, bezw. lunaren Charakter trägt (vgl. Nr. 28, 79, 80, 102). Übereinstimmend ist überall der gewaltsame Tod der Mutter vor der Niederkunft — Eine Reihe gemeinsamer Züge hat diese Warrausage mit den entsprechenden Sagen der Guarani (Nr. 79) und der Yurakare (Nr. 102), z. B. giftige Ameisen als Kopfläuse; das ungeborene Kind gibt der Mutter den Weg an, schweigt aber, als sie sich auf den Leib schlägt oder, wie in der karaibischen Version (Nr. 28), stolpert und niederstürzt und die Kinder dafür verantwortlich macht, usw. — Auch in der nahe verwandten Stammessage der Bakairi (Nr. 80) wird die Mutter der Zwillinge von deren Großvater aus Holz geschnitzt, während bei den Yurakare der Vater aus einem Baum entsteht. — Offenbar ist die Sage den Warrau erst von den karaibischen Nachbarn überkommen. Darauf deuten schon die unzweifelhaft karaibischen Namen der beiden Helden, Makunaima und Pia, hin, die sich ebenso in der nahe verwandten karaibischen Version Nr. 28 und in einer hier nicht wiedergegebenen Version der (karaibischen) Makuschi (vgl. W. R. S. 135) finden. — Die mannigfachen Proben, die in anderen Sagen dieser Gattung die Brüder ihrem Vater ablegen müssen, muß in der Warrausage der Vater selbst dem Schwiegervater leisten. (Über „das mythische Brüderpaar" vgl. ferner Ehrenreich: Mythen, S. 44 ff.) — Die Sitzschemel dieser Indianer sind gewöhnlich in der Gestalt eines Alligators geschnitzt. — Kwabaihi-Fische, eine große Art von Ciohla ocellaris. — Bunia-Vogel, in Britisch Guayana „stinking bird" genannt: Ostinops. — Kassawa = Maniok, Manihot utilissima, deren Stärkemehl dem Indianer das Brot, das unentbehrlichste Nahrungsmittel, liefert.

4. Warum der schwarze Jaguar die Leute tötet. — W. R. S. 217. — Ein in den Märchen oft wiederkehrendes Motiv: Ein Mann heiratet eine Frau aus anderem Stamm und bringt sie zu seinen Verwandten, die sein Glück zerstören (vgl. Nr. 21). — Zu Tobe-horoanna vgl. Nr. 5. — Kaschiri, leicht berauschendes Getränk aus Maniok.

5. Der ſchwarze Jaguar, Wau-uta und der zerbrochene Pfeil. — W. R. S. 213. — Warrau. — Zauberpfeil, den ein wenig erfolgreicher Jäger von dem Laubfroſch erhält, aber durch eigene Schuld infolge der Eiferſucht ſeiner Schwäger wieder verliert (vgl. das verwandte Arowakenmärchen Nr. 17). — Ähnliche Motive finden ſich in Nr. 8, 39, 48, 74. — Die Zauberin Wau-uta, der Laubfroſch, kommt auch in dem Märchen Nr. 6 vor, das von ſeiner Entſtehung handelt. — Der rieſige ſchwarze Jaguar Tobe-horoanna ſpielt in mehreren von Roth mitgeteilten Warraumärchen eine Rolle (vgl. Nr. 4). — Doroquara, Odontophorus guianensis, ein kleines, ſehr ſchmackhaftes Rebhuhn. — Aguti, Goldhaſe, ein Nagetier, Dasyprocta Aguti; Paka, ein Nagetier, Coelogenys Paca. Beide geben ein ſehr ſchmackhaftes Wildbret. — Paiwari, berauſchendes Getränk aus Maniok.
6. Die Geſchichte von Haburi. — W. R. S. 122 ff. — Warrau. — Die Erzählung hat im Anfang einige gemeinſame Züge mit einem Waldgeiſtmärchen vom Amazonas, Nr. 52. — Der Schluß hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem Schluß von Nr. 37. — Hübſch iſt der Gedanke, daß der Held der Erzählung den Enten Boote macht, durch die ſie ſchwimmen lernen. Er wird zugleich der Erfinder des Bootes überhaupt. — Zu Wau-uta vgl. Nr. 5.
7. Die Speerbeine.*) — W. R. S. 195. — Warrau. — Zeigt, wie gefährlich es iſt, ſich mit Waldgeiſtern einzulaſſen. — Die Regenfröſche machen zu Beginn der Regenzeit großen Lärm. — „Alka!“ iſt ein indianiſcher Ausruf des Erſtaunens und der Überraſchung; auch des plötzlichen Schmerzes. — Hura, ein kleines Eichhorn, Sciurus aestuans.
8. Die Zauberraſſeln. — W. R. S. 186 f. — Warrau. — Eine Zauberraſſel, die Wildſchweine herbeiruft, findet ſich auch in Nr. 39. — Über magiſche Jagdwaffen vgl. außerdem Nr. 5, 17, 48, 74. — Die Indianer reden jedes jüngere Mädchen ihres Stammes mit „Schweſter“ oder „Baſe“, jeden älteren Mann ihres Stammes mit „Onkel“ an. — Über das Eherecht und das Verhältnis des Schwiegerſohnes zu den Schwiegereltern gibt das Märchen intereſſante Aufſchlüſſe: Der Schwiegerſohn zieht mit ſeiner ganzen Habe in das Haus ſeiner Schwiegereltern. Von dem Augenblick der Geburt ſeines erſten Kindes an, womit die Ehe erſt gültig wird, gehört er als vollberechtigtes Glied der Familie ſeiner Frau an. — Hokko, ein Baumhuhn, Crax sp.
9. Die Affenfrau. — W. R. S. 150. — Warrau. — Motiv: Schwanenjungfrau. (Vgl. Nr. 15, 38, 64.)
10. Die Frau, die vom Geſpenſt ihres Mannes getötet wurde. — W. R. S. 182 f. — Warrau. — Unheimliche Fiebertraumerzählung. — Der Speichel der Frau antwortet an ihrer Stelle. (Vgl. Nr. 47. — Vgl. Ruſſiſche Volksmärchen, Nr. 31.)
11. Du ſollſt nicht ſtehlen. — W. R. S. 183. — Warrau. — Eine im Anfang moraliſche, am Schluß dagegen nach unſeren Begriffen

---

* Die Überſchriften der Märchen ſind zum Teil andere als bei Roth.

ſehr unmoraliſche Geſchichte. — Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß ein Indianer, der ſchon Frau und Kinder hat, ein kleines Mädchen zu ſich nimmt, um es ſpäter zu ſeiner zweiten Frau zu machen. — Pirai-Fiſche, in Braſilien Piranhas genannt, Serrasalmo, ſehr blutgierige Raubfiſche mit ſcharfen Zähnen, die immer in Maſſe auftreten und den Menſchen, der unter ſie gerät, in Stücke reißen.

12. Der Idiot, der fliegen wollte. — W. R. S. 166. — Warrau. — Luſtige Geſchichtchen von einem Narren, der alle möglichen Dummheiten macht und dabei große Gefahren beſteht, ohne es zu ahnen, bis es ihm zuletzt doch ſchlecht geht.

13. Makonaura und Anuanaitu. — C. v. C. Anthropos, Bd. II, S. 682 ff. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Gehört zur Klaſſe der in Amerika weit verbreiteten Sagen vom „Beſuch im Himmel", vgl. Nr. 14, 38, 64. (Vgl. K. Gr. 2. S. 278 ff.) Das goldene Zeitalter findet hier durch die Miſſetat und Rachſucht der Menſchen ſein Ende. — Adaheli, hadali, haddali = Sonne, in der Sprache der Arowaken. — Tapana, gegorenes Getränk aus Caſſava-(Maniok-) Fladen. — Beltiri, gegorenes Getränk aus Maniok und Früchten. — Cassicus cristatus, ähnlich unſerer Krähe, leicht zu zähmen. — Kaikutſchi = Kaiman, Alligator, in der Sprache der Arowaken. — Prionites Momota, ein kleiner grüner Vogel mit dumpfem, eintönigem Ruf „hutu-hutu". — Kenaimu, Kanaime bezeichnet den Bluträcher, heimlichen Mörder, wie überhaupt jede feindliche Macht, die das Leben des Indianers bedroht.

14. Der Zauberarzt Makanaholo. — C. v. C. Anthropos, Bd. III, S. 482 ff. — Arowaken, Surinam. — Nahe verwandt mit dem Kern der vorigen Sage „Beſuch im Himmel". Hier ſpielen, wie in den meiſten Sagen dieſer Gattung, die Königsgeier eine Hauptrolle (vgl. Nr. 38, 64). Der Königsgeier, der „im Himmel wohnt", gilt als beſonders erfahren in Zauberkünſten. — Die Art und Weiſe, wie die Ameiſen dem Helden helfen, wird nicht klar ausgedrückt, iſt aber für den indianiſchen Zuhörer ohne weiteres verſtändlich: Sie dichten den Korb mit Lehm in der Art, wie ſie ihre Bauten aufführen.

15. Der Einſiedler und ſein Hund. — C. v. C. Anthropos, Bd. III, S. 481 f. — Arowaken, Surinam. — Motiv: Schwanenjungfrau. Vgl. 9, 38, 64.

16. Arawanili, der erſte Zauberarzt. — W. H. Br. S. 18 ff. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Kaieri = „Inſel" ſoll eine der Antillen bezeichnen. „Dieſe älteſte Legende (der Arowaken)", ſagt Brett, „iſt die einzige, die ich kenne, in der ihr früherer Beſitz der weſtindiſchen Inſeln erwähnt iſt." — Orehu, ein ſehr launenhafter weiblicher Dämon, eine Art Meeresnixe, iſt nicht immer ſchlecht und grauſam, ſondern erweiſt ſich oft als wohltätig und wird von den Indianern als Urheberin der Zauberkunſt angeſehen, mit der ſie ſich gegen die Angriffe der „Yauahu" zu ſchützen ſuchen. Dieſe dämoniſchen Weſen haben ihre Freude daran, die Menſchen zu quälen und ihnen Elend, Schmerzen und Tod zu bringen. Mit unſichtbaren Pfeilen ſchießen ſie auf die Menſchen und machen ſie

dadurch krank (vgl. Nr. 31). Daher werden „große Schmerzen" in der poetiſchen Sprache der Arowaken „Yauahu ſimaira" = „Yauahu-Pfeile" genannt. — Aus den kürbisähnlichen Früchten des Kalabaſſenbaumes, Crescentia Cujete L., werden die Zauberraſſeln hergeſtellt.

17. Adaba. — W. R. S. 215. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Verwandt mit dem Warraumärchen Nr. 5. Verſchiedene Einzelheiten ſind übereinſtimmend, ſo der Laubfroſch als Herr des magiſchen Pfeils, der Schwamm, der das Jagdglück verhindert u. a.

18. Woher die Aimara-Fiſche ſo ſchöne, große Augen haben. W. R. S. 185. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Waldgeiſtgeſchichte mit explanatoriſcher Tendenz. — Der Aimara oder Haimara, Hoplias macrophthalmus, zeichnet ſich vor allen anderen Fiſchen durch große Augen aus. — bako, abgekürzte Form für bako-ke, Augenhöhle, bezeichnet zugleich eine beſondere Art Körbe von länglich-runder Form.

19. Wie der Ziegenmelker entſtand. — W. R. S. 175 f. — Arowaken, Britiſch Guayana. — In den Hauptzügen, Begegnung mit dem Waldgeiſt, Skalpieren, Pfefferſtrauch, Knochen, Tanz, gleicht dieſes Märchen einer Erzählung, die ich von den karaibiſchen Taulipang Südguayanas aufgezeichnet habe (vgl. K. Gr. 2. S. 147 f., 187 ff.). Über eine weitere Entſprechung vgl. K. Gr. 2. S. 298. — Weit verbreitet, beſonders in Nordamerika und Polyneſien, iſt die Vorſtellung, daß aus dem Leichnam eines Ungeheuers oder Unholdes ſchädliche Tiere, wie Moskiten u. a., entſtehen. — Der Ziegenmelker gilt bei den meiſten ſüdamerikaniſchen Stämmen als Unglücksvogel.

20. Der überliſtete Waldgeiſt. — W. R. S. 191. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Intime Freunde und Freundinnen pflegen die Namen zu tauſchen. — „Dai-adalla" heißt wörtlich „mein Meſſer".

21. Die Jaguarfrau. — W. R. S. 203 f. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Ein Geheimnis wird preisgegeben und dadurch, wie in ſo vielen Märchen, ein Glück zerſtört.

22. Das verliebte Faultier. — W. R. S. 204. — Arowaken, Britiſch Guayana.

23. Warum der Honig jetzt ſo ſelten iſt. — W. R. S. 204. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Dieſelbe Tendenz wie in Nr. 21. — „Maba" heißt wörtlich „Honig".

24. Der Mann mit der Brüllaffenfrau. — W. R. S. 209. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Dieſelbe Tendenz wie in Nr. 21 und 23. — Zum Schluß ſpielen, wie in zahlloſen Märchen, hilfreiche Tiere eine Rolle.

25. Der Waldgeiſt mit den großen Ideen. — W. R. S 193. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Jägerlatein. — „Buſchmeiſter", Trigonocephalus atrox, eine ſehr gefährliche Giftſchlange.

26. Das Reh und die Schildkröte. — W. R. S. 212 f. — Arowaken, Britiſch Guayana. — Die kleine Geſchichte hat Ähnlichkeit mit der in Nr. 36 eingeſtreuten Epiſode vom Waldhirſch und Savannenhirſch.

27. Epetembo. — P. P. S. 39 ff. — Kalinya (Galibi), Surinam. — Gehört zu den in Guayana weit verbreiteten Orion-Sagen. Vgl. Nr. 28, 33, 37, 44. (Vgl. K. Gr. 2. S. 265 ff.) — Karakara: Ibycter americanus. — Kornvogel: Cassidix oryzivora.

28. Makunaima und Pia. — W. R. S. 133 ff. — Karaiben, Britiſch Guayana. — Zwillingsſage. Hauptteil: Verſion der Sage Nr. 3. Epiſodiſch angegliedert ſind Bruchteile der karaibiſchen Sage vom „Wunderbaum", Nr. 29, und der Orionſage; vgl. Nr. 27, 33, 37, 44. — (Vgl. K Gr. 2. S. 259 ff., 265 ff.)

29. Der Wunderbaum. — W. R. S. 147. — Karaiben. — Die Sage von dem Weltbaum, der alle Früchte trug, findet ſich, meiſt in Verbindung mit den Stammesheroen und der großen Flut, bei verſchiedenen karaibiſchen Stämmen Guayanas, wie Akawoio, Arekuna, Taulipang (vgl. K. Gr. 2. S. 33 ff., 259 ff.). — Einem ähnlichen Wunderbaum begegnen wir ſonſt nur noch fern im Südweſten in einer Sage der arowakiſchen Chane an der weſtlichen Grenze des Gran Chaco, Nr. 106. — Allepantepo bezeichnet offenbar einen Berg oder Sandſteinblock ähnlich dem Roroima (-tepo, -tepö = Berg, in Zuſammenſetzungen), der in den betreffenden Sagen der Arekuna und Taulipang ſeiner Form nach als Baumſtumpf figuriert. — Bunia-Vogel vgl. Nr. 3.

30. Wie Krankheit, Elend und Tod in die Welt kamen. — W. R. S. 179. — Karaiben. — Durch die Miſſetaten einer Frau verlieren die Menſchen das goldene Zeitalter, in dem ſie glücklich und mühelos lebten, ohne Krankheit und Tod und im Frieden untereinander und mit den Waldgeiſtern. (Vgl. Nr. 13.)

31. Warum die Kinder krank werden und ſchreien. — W. R. S. 181. — Karaiben. — Unſichtbare Pfeile, die von den Waldgeiſtern aus Rache für die Miſſetat eines Menſchen auf die Kinder abgeſchoſſen werden, machen dieſe krank (vgl. Nr. 16). — Heuſchreckenbaum, Hymenaea.

32. Hänge keinen, bevor du ihn haſt. — W. R. S. 211. — Karaiben.

33. Serikoai. — W. H. Br. S. 191 ff. — Akawoio, Britiſch Guayana. — Die Deutung des Orion in Verbindung mit benachbarten Sternbildern als die Geſtalt eines einbeinigen Mannes findet ſich in zahlreichen Sagen Guayanas. Wenn auch der Verlauf der Handlung in dieſen Sagen ſehr verſchieden iſt, ſo kommen doch alle mehr oder weniger zu demſelben Ergebnis und zeigen dadurch, daß ſie auf einen gemeinſamen Urſprung zurückgehen; vgl. Nr. 27, 28, 37, 44; vgl. ferner K. Gr. 2. S. 265 ff., wo ſämtliche bekannten Varianten zuſammengeſtellt ſind. — Abakate, Persea gratissima Gaertn., eine wohlſchmeckende Laurineenfrucht, in Britiſch Guayana „avocato-pear" genannt. — Wawaiya erblicken wir in den Plejaden, den Tapir Wailya in der Aldebarangruppe. Sein Auge iſt der gelbleuchtende Stern erſter Größe Aldebaran (α Tauri). Serikoai ſelbſt iſt der Orion.

34. Die Amazonen. — W. H. Br. S. 180 ff. — Akawoio. — Die Amazonenſage ſcheint über das ganze nördliche Südamerika ver-

breitet gewesen zu sein. Wahrscheinlich ist sie bei den Nordkaraiben entstanden. Südlich vom Amazonas haben nur die Karaja eine echte Amazonensage, Nr. 73, die aber in ihren Hauptzügen der Guayana-Sage so nahe verwandt erscheint, daß sie, wie manche andere kulturelle Eigentümlichkeit, diesem Stamme sicherlich von Norden her übermittelt ist. — Brett nennt seine Amazonensage „eine alte Legende der Bergstämme des Inlandes". Er meint damit die Akawaio und ihre nahen Verwandten, die Bewohner der Gebirgssavannen südlich von ihnen, wie die Taulipang u. a. — Ein Bruchstück dieser Sage, das gewissermaßen die Ergänzung der Brett'schen Version bildet, erhielt ich von den Taulipang im Flußgebiet des Uraricuera oder Parima. Der Hauptsitz der Amazonen wird danach in ein Gebirge auf dem rechten Ufer des unteren Uraricuera verlegt, das davon den Namen „Weibergebirge" trägt. Dabei wird von einer späteren Trennung des Weibervolkes berichtet, dessen eine Hälfte weiter nach Osten zog (vgl. K Gr. 2. S. 124). — Der Stammesname „Worisiana" hat mit Wapishiana (Wapischana), einem arowakischen Stamme des südlichen Guayana, wie Ehrenreich (Mythen, S. 65) meint, nichts zu tun, sondern bedeutet einfach „Weibervolk", von „worisang" = „Weiber". — „Walyarima" ist der Name des schwarzen Jaguars, dessen Gestalt der Liebhaber annahm, während er über den Fluß schwamm. Die Taulipang bezeichnen mit „wailalima" = „Tapirjaguar" (waila — Tapir, ima — groß) ein Untier in Gestalt eines Jaguars, aber „größer als ein Tapir". Es hat seine Wohnung in den Gebirgen unter der Erde. Der Eingang liegt unter Wasser. Die Indianer schreiben ihm das dumpfe Geräusch zu, das man häufig im Wasser, besonders am Ende einer Stromschnelle, hört, und das wohl von heftigen Strudeln herrührt. — „To-eyborori" heißt im Akawoio „ihr Herr". — „To-eyza" ist vielleicht aus „to-zahn = „ihre Mutter" entstanden und bezieht sich auf die „Stammmutter der Amazonen". — Der Saft der Maniokwurzel, mit dem die Frauen ihre Männer vergiften, enthält stark Blausäure.

35. Akalapischeima und die Sonne. — K. Gr. 2. S. 51 ff., 230 ff. — Arekuna, Ost-Venezuela. — Die Sonne mit ihrem Strahlenkranz erscheint hier anthropomorph, was in Südamerika verhältnismäßig selten ist, als ein Mann mit Kopfputz aus Silber und Papageifedern, Ohrgehängen aus den metallisch glänzenden, rasselnden Flügeldecken des Buprestis-Prachtkäfers (Euchroma gigantea L.), die von den Indianern zu mannigfachem Schmuck verwendet werden. Er fährt in seinem Boot am Himmel aufwärts (wie der Maui der Neuseeländer) und sendet dann seine Töchter als Sterne an den Himmel, damit sie den „Weg der Toten" (die Milchstraße) beleuchten. — Dem ersten Menschen gegenüber nimmt der Sonnenheros eine hervorragende Stellung ein. Er erlöst ihn aus seiner schlimmen Lage und will ihm sogar eine seiner Töchter zur Frau geben, aber der Mensch übertritt sein Gebot und verliert dadurch für sich und seine Nachkommen die ewige Jugend und Schönheit, die die Sonne und ihre Töchter, die Sterne, auszeichnen. (Vgl.

K. Gr. 2. S. 11 f.) — Hier, wie auch in anderen Mythen, erſcheint der Heros zunächſt ohne Glanz und wird daher nicht als Sonne erkannt. Erſt durch Anlegen ſeiner glänzenden Zierate wird er zum Lichtſpender. „Die Idee des leuchtenden Himmelskörpers hervorzurufen, genügt dem primitiven Verſtändnis ein leuchtender Teil, ein glänzender Schmuck und dergleichen", ſagt Seler in ſeinen Angaben über die Sonnengottheit von Michuacan (Geſammelte Abhandlungen zur amerikaniſchen Sprach- und Altertumskunde, Bd. III, S. 142: Die alten Bewohner der Landſchaft Michuacan). — Nur die Sonne empfängt von den Menſchen Nahrung, denn ſie zehrt von den Maniokfladen, die um die Mittagszeit zum Trocknen auf das Dach der Hütte gelegt werden.

36. Wie die Fiſchgifte in die Welt kamen. — K. Gr. 2. S. 68 ff. — Arekuna. — Explanatoriſches Märchen: Die Giftpflanze, die die Indianer in ſeichtem Waſſer auswaſchen, um die Fiſche zu vergiften, iſt aus dem Leichnam eines Knaben entſtanden, der ſchon bei Lebzeiten die fiſchbetäubende Eigenſchaft dieſer Pflanze an ſich trug. Damit verbunden iſt die Erzählung von der Entſtehung des bunten Gefieders und der Fellzeichnung und ſonſtigen Eigenſchaften der Vögel und Vierfüßler aus der bunten Haut einer großen Schlange. — Der Tapir, die Mutter des Knaben, nennt die Giftſchlange ſeinen Ofen. Dieſer ſonderbare Vergleich iſt wohl auf die runde Form der indianiſchen Herdplatte zurückzuführen, mit der die im Kreis zuſammengerollte Schlange eine gewiſſe Ähnlichkeit hat. Es bedeutet, daß der Tapir die Giftſchlange nicht fürchtet, weil ſie dieſem Dickhäuter nichts anhaben kann. Der Hund, der Gefährte des Menſchen, iſt dagegen ſein natürlicher Feind; er iſt alſo für den Tapir, was für den Menſchen die Giftſchlange iſt. — Die großen Zecken, von denen jeder Tapir voll ſitzt, ſind ſeine Zierperlen. — Einer ſolchen Umbildung von Begriffen liegt offenbar eine kindliche Auffaſſung zugrunde. Sie kommt in zahlreichen Märchen, auch bei uns, vor. (Vgl. z. B. Nordiſche Volksmärchen, II. Teil, Nr. 1.) — Muriti iſt ein häufiger Savannenbaum, nicht zu verwechſeln mit der Miriti-Palme, Mauritia flexuosa. — Karara, ein Tauchervogel: Colymbus ſp. — Kutia = Aguti. — Die kleine eingeſtreute Epiſode zwiſchen Waldhirſch und Savannenhirſch erinnert an Nr. 26. — Mit den beiden Hauptzügen der Sage beſchäftigen ſich zwei arowakiſche Legenden, die Brett und Roth mitteilen (W. H. Br. S. 172—175; W. R. S. 225, 234).

37. Wie die Plejaden an den Himmel kamen. — K. Gr. 2. S. 55 ff. — Taulipang, ſüdl. Guayana. — Die Plejaden bilden nach indianiſcher Deutung mit der Aldebarangruppe und einem Teil des Orion die Geſtalt eines einbeinigen Mannes, dem ſeine untreue Frau auf Erden das andere Bein abhieb, und der dann zum Himmel ſtieg. Bevor er aufſteigt, zeigt er ſeinem Bruder an, daß mit ſeinem Verſchwinden die Regenzeit anfangen werde, und zahlreiche Fiſche die anſchwellenden Bäche aufwärts ziehen würden, alſo Überfluß an Nahrung. — Die Plejaden ſind für dieſe Indianer von der größten Wichtigkeit zur Beſtimmung der Jahreszeiten, der richtigen Zeit

für die Pflanzungsarbeiten. Wenn sie am westlichen Horizont verschwinden, beginnt die Regenzeit. Wenn sie im Osten wieder auftauchen, zeigen sie die Trockenheit an. Man kann von einem „Plejadenjahr" sprechen. — Neben den Plejaden, die das Haupt des Helden darstellen, spielen die nach der indianischen Auffassung dazugehörigen Sterne der Aldebarangruppe und des Orion eine nebensächliche Rolle. Daher führt im Urtext der Held geradezu den Beinamen „Sternenhaupt". — Das Märchen gehört zu den sogenannten Orion-Sagen und hat zahlreiche Parallelen bei anderen Guayanastämmen, vgl. Nr. 27, 28, 33, 44. (Vgl. K.Gr. 2. S. 265 ff. — Mutum, Jnambu, Kujubim: Hühnervögel: Crax, Crypturus (Art Rebhuhn), Penelope. — Araiuag, Vierfüßler, der auf Bäumen lebt und dem Honig nachgeht.

38. Der Besuch im Himmel. — K. Gr. 2. S. 81 ff. — Taulipang. — Das Märchen vom Besuch im Himmel und den Proben, die der Held dort zu bestehen hat (vgl. Nr. 64), gehört zu einer besonderen Klasse von Sagen, die in Amerika die weiteste Verbreitung haben, von Chile bis zum äußersten Nordwesten, und so auffallend übereinstimmende Züge aufweisen, daß man zu der Annahme berechtigt ist, sie seien einer gemeinsamen Wurzel entsprungen (vgl. K. Gr. 2. S. 278 ff.). Ehrenreich bringt mit diesen Sagen auch die altjapanische Mythe von Ohonamushi und Susa no Wo in Beziehung, die er geradezu als „das Prototyp für diese amerikanischen Sagen" ansieht (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 77 f., 80 f.). — Kasanapodole, der „Vater des Königsgeiers", gehört zu den wichtigsten mythischen Gestalten dieser Jndianer. Er wohnt mit seinem Stamm, den Königsgeiern (Sarcorhamphus papa Sw.) und gewöhnlichen Aasgeiern (Cathartes), im Himmel, wo sie nach Ablegen der Federkleider Menschen werden. — Er ist ein großer Zauberarzt, vgl. Nr. 40. — Er hat zwei Köpfe und ist ein Menschenfresser, was auf den Mondcharakter dieser unheimlichen mythischen Gestalt hinzudeuten scheint. — Sehr naiv und primitiv ist die Anschauung, daß die Vögel trotz ihres Federkleides eine Leiter benutzen müssen, um zum Himmel zu gelangen. — Kumi, im Brasilianischen Bribrioca, ist eine Zauberpflanze mit langen, grasförmigen Blättern. — Die Erwähnung der Maispflanzung im Anfang der Erzählung steht in starkem Widerspruch damit, daß der Held erst am Schluß des Märchens das erste Maiskorn aus dem Himmel auf die Erde bringt. — Payua ist ein dunkles, berauschendes Getränk aus scharf gegorener Maniokmasse, im Gegensatz zu dem leichten Kaschiri. — Als echte Aasgeier stellen die Königsgeier im Himmel ihr Lieblingsgetränk aus verfaulten Tieren her. — Der beliebte „Pfeffertopf" der Jndianer enthält Wildbret oder Fisch, die mit starkem spanischem Pfeffer gekocht sind. Er wird auch den Gästen sofort vorgesetzt. — Die großen Wasserjungfern schweben an sonnigen Tagen über dem Wasserspiegel und schleudern durch Vorwerfen ihres Hinterleibes Wasser heraus. — Webervogel, Oriolus sp., baut kunstvolle Hängenester, die sich gewöhnlich zusammen mit einem großen Wespennest an einem Baume finden. Ein natürlicher Schutz.

39. Eteto. — K. Gr. 2. S. 92 ff. — Taulipang. — Ein Mann, der wenig Glück auf der Jagd hat, verschafft sich von Tieren Zaubergeräte, die ihm reiche Beute liefern, aber bald durch die Eifersucht und Schuld seiner Verwandten — ein in den indianischen Märchen häufig wiederkehrender Zug — verloren gehen. Später wird er in den Vielfraß verwandelt und als solcher schließlich in den zweiten Kopf des doppelkörpigen Königsgeiers. — Magischen Jagdwaffen begegnen wir in ähnlichem Zusammenhange auch in Nr. 5, 8, 17, 48, 74.

40. Das Augenspiel. — K. Gr. 2. S. 132 f., 204 ff. — Taulipang. — Dieses Märchen zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit nordamerikanischen Sagen und ist die erste Sage mit diesem Motiv, die aus Südamerika bekannt wird. Sie stimmt nicht nur im wesentlichen Gang der Handlung, sondern auch vielfach im Wortlaut mit zahlreichen Sagen aus Nordamerika, von Neumexiko bis Britisch Columbia, überein (vgl. K. Gr. 2. S. 305 ff.).

41. Maiuag und Korotoiko. — K. Gr. 2. 124 ff. — Taulipang. — Zaubergeräte, die durch die Schuld der Verwandten verloren gehen (vgl. Nr. 39). — Parallelen in Nr. 107 und 49; in dem letzteren Märchen fehlen aber die wundertätigen Werkzeuge. — Das vorliegende Märchen enthält eine Reihe explanatorischer Elemente. So verwandeln sich u. a. auch die selbsttätigen Ackergeräte in Tiere, die ähnliche Funktionen erfüllen, die Axt in den Specht, das Grabscheit in den Ameisenlöwen, der im Fußboden der Häuser und in den Sandbänken unzählige kleine Gruben aufwühlt, das Messer in der Prionus cervicornis, einen merkwürdigen Käfer des Guayanawaldes, der mit seinen sägeartigen Mandibeln einen Zweig bis zur Stärke eines Handgelenkes packt und dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise um ihn herumfliegt, bis er den Zweig in kurzer Zeit durchgesägt hat.

42. Jaguar und Regen. — K. Gr. 2. S. 130 f., 193 ff. — Taulipang. — Das Märchen hat insofern einen moralischen Inhalt, als es die überragende Kraft der Elemente gegenüber den Tieren darlegen soll. Der in den meisten Märchen dumme, renommierende Jaguar unterliegt hier dem Regen, der als menschenähnlich redendes Tier auftritt, ohne daß er ausdrücklich als Mensch bezeichnet wird. — Die Furcht des Jaguars vor dem Regen wird durch diese Erzählung explanatorisch begründet.

43. Jaguar und Blitzstrahl. — K. Gr. 2. S. 128 f. — Taulipang. — Die gleiche Tendenz wie Nr. 42.

44. Epeping = Orion. — B. R. S. 227 ff. — Makuschi, südl. Guayana. — Gehört zu den Orion-Sagen; vgl. Nr. 37 u. a. — Uruku, Bixa Orellana. Die Samen des Strauches sind in einen öligen roten Farbstoff gebettet, den die Indianer zur Körperbemalung benutzen, teils um sich zu schmücken, teils um ihre Haut geschmeidig zu machen.

45. Die Plejaden. — B. R. S. 223 ff. — Makuschi. — Der Name des Oheims, Uere, bezeichnet im Makuschi einen anderen Stern

in der Nähe der Plejaden. — Der älteste Bruder ist „Alkyone", der größte Stern des „Siebengestirns".

46. Der Maguary und der Schlaf. — B. R. S. 153 f. — Indianer am Rio Branco. — Der Maguary, ein grauer Reiher, Ardea maguary Gmel., ruht bei Tag und bei Nacht auf den Bäumen an den Flußufern, kann aber nie zum Schlafen kommen. Kaum hat er etwas zu nicken begonnen, fliegt er wie aufgeschreckt auf. Nur für einige Augenblicke gelingt es ihm, zu schlafen, wenn er den langen Schnabel auf den Rücken legt, der aber immer gleich wieder durch sein Gewicht herabgleitet.

47. Die große Schlange. — B. R. S. 239 ff. — Indianer am Rio Negro. — Erzählt wird, wie das Sternbild „Skorpion", von den Indianern „Große Schlange" genannt, an den Himmel gekommen ist. — Das Sternbild erscheint am Rio Negro im September und kündigt die Trockenzeit, den Sommer, an. — Kuma-Baum, Couma utilis, einer der schönsten Bäume des Amazonas mit schmackhaften Früchten. Die Indianer haben die Gewohnheit, den Baum zu fällen und die Früchte an ihm reifen zu lassen, um sie nachher abzupflücken. — Sprechender Speichel wie in Nr. 10.

48. Der Schlangenpfeil. — B. R. S. 23 ff. — Ebenda. — Der magische Pfeil ist hier eine Giftschlange, Surukuku, Lachesis mutus. Wie er durch die Schuld der Verwandten verloren geht, erinnert an Nr. 39. — Vgl. außerdem Nr. 5, 8, 17, 74. — Der Kurupira ist ein Waldgeist, der nicht nur Böses zufügt, sondern auch Gutes tut. Er ist der Herr, der Schutzgeist der Wälder und des Wildes, der diejenigen straft, die es vernichten wollen, und oft jene belohnt, die ihm gehorchen, oder deren er sich erbarmt. Er erscheint als geheimnisvoller und mächtiger Geist in verschiedenen Gestalten und Stimmungen, bald phantastisch-sonderbar, gebieterisch, bald böse, grob, dreist, oft zuvorkommend und freundlich, ja sogar gutmütig, mitleidig, schwach, dumm und leicht zu täuschen. Auch kann er dankbar sein für das Gute, das man ihm tut, legt aber immer Bedingungen auf, deren Nichterfüllung verhängnisvoll werden kann. — Das Krachen der alten Bäume in der Waldeinsamkeit, das Klopfen der Spechte an den Baumstämmen schreibt man dem Kurupira zu. — Er ist es, der dem Jäger entweder das Wild verbirgt oder es ihm in den Schuß führt, der die Geheimnisse der Wälder bewahrt, der die Heilkräfte der Pflanzen zeigt und die Erzeugnisse des Waldes spendet. Man könnte ihn mit unserem deutschen Rübezahl vergleichen. — Im Amazonasgebiet erscheint der Kurupira als kleiner Mann von nicht drei Fuß Höhe, kahlköpfig, aber am ganzen übrigen Körper mit langen Haaren bedeckt, mit nur einem Auge, mit blauen oder grünen Zähnen, großen Ohren, mit Beinen ohne Glieder, die Füße immer nach rückwärts gebogen und von außerordentlicher Körperkraft. Er wohnt in der Tiefe des Waldes und macht seine Wohnung in hohlen Bäumen. Er ladet die Leute ein, im Walde zu wohnen, ahmt alle Vierfüßler und Vögel nach und täuscht so den Jäger, der glaubt, das Wild zu verfolgen, während er dem

Waldgeiſt nachläuft. Wenn ſich jemand im Walde verirrt, ſo iſt er vom Kurupira verzaubert. Vgl. P. Carl Teſchauer, S. J., Mythen und alte Volksſagen aus Braſilien, in: Anthropos, Bd. I, 1906, S. 24 ff.) Dieſe Waldgeiſter, die je nach den Stämmen, denen die Sagen angehören, verſchieden bezeichnet werden, gehören zu den beliebteſten Geſtalten des indianiſchen Märchens.

49. Der alte Aasgeier und ſeine Töchter. — B.R. S. 181 ff. — Ebenda. Nahe verwandt mit Nr. 41, wenn auch hier die wundertätigen Werkzeuge fehlen. — Rachemotiv, wie in vielen indianiſchen Märchen.

50. Wettflug zwiſchen Storch und Kolibri. — B.R. S. 163 ff. — Ebenda. — Wettflugmärchen, in dem zwar auch ein „Hängen am Gegner" (vgl. Nr. 56), aber in anderem Zuſammenhange vorkommt. Auch die Tendenz iſt verſchieden von den meiſten anderen Wettlaufmärchen: Der Schwache unterliegt. Ein portugieſiſches Sprüchwort ſagt: „De vagar se vai ao longe, e que quem corre, depressa cança", d. h.: „Wer langſam geht, kommt weit, aber wer rennt, ermüdet raſch". Der Maguary hat einen langſamen, ſchwerfälligen Flug, während der Kolibri wie eine Kugel dahinſchwirrt. — Die Breite des Fluſſes, zu der der Maguary einen ganzen Tag braucht, ſoll beweiſen, wie lange er fliegen kann, ohne zu ermüden. — Beim Fliegen ſtreckt der Maguary die Beine horizontal hinter ſich. Sie dienen ihm als Steuer, um ſeinem Fluge die Richtung zu geben.

51. Was die Affchen ſagen. — B.R. S. 205 f. — Ebenda. — „Schwarzmäuler" wird von den Indianern eine Art kleiner Affen genannt: Totenköpfchen, Chrysothrix sciurea. — Yauary iſt eine ſtachelige Palme, die in Gruppen an den Ufern der Flüſſe wächſt: Astrocaryum yauary Mart. — Aus dieſer Fabel hat ſich ein indianiſches Sprüchwort gebildet: „So ſagen die Affchen", wenn man etwas verſpricht, was man nicht ausführen will oder kann.

52. Der Kurupira und die Frau. — B. R. S. 59 ff. — Indianer am Amazonas. — Einzelne Züge ſtimmen überein mit dem Anfang von Nr. 6. — Mambui iſt der Name für eine Lauracee. Der Ruf des Nachtvogels Uakurau ähnelt dem Namen dieſes Baumes. — Die Kröte Kunauaru macht in den Höhlungen der Bäume aus Harz ihr Neſt in Geſtalt eines Hohlzylinders. Sie ſchläft darin und legt in der Regenzeit ihre Eier hinein. Die Indianer glauben, daß das Harz von der Kröte hervorgebracht würde und, wenn man es verbrennt, Kopfſchmerzen vertreibe. Eine ſolche Kröte im Hauſe zu halten, bringe Glück.

53. Die Schildkröte und das Feſt im Himmel. — B.R. S. III. — Am Amazonas weit verbreitet. — Gehört indirekt zur zweiten Gruppe der Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner"; vgl. Nr. 56, 113, 117.

54. Die Schildkröte und der Menſch. — C.d.M. S. 209 ff., Hartt S. 141 f. — Amazonas. — Die Märchen, in denen Intelligenz und Schlauheit über rohe Kraft triumphieren, indem die ſchwache und langſame Schildkröte (Landſchildkröte: Testudo tabulata) die

ſtärkſten und ſchnellſten Tiere, wie Jaguar, Tapir, Hirſch, ſowie auch den Menſchen beſiegt, haben eine ungemein weite Verbreitung in Südamerika. Man findet ſie in ganz Braſilien, beſonders am Amazonas und ſeinen Nebenflüſſen, und bis nach Paraguay hinein in faſt wörtlicher Übereinſtimmung. — Die meiſten dieſer Tierfabeln ſind gemiſchten Urſprungs. Vielfach ſind die Übereinſtimmungen mit altweltlichen, beſonders afrikaniſchen Erzählungen dieſer Art auffallend. Es läßt ſich heute ſchwer entſcheiden, was davon auf amerikaniſchem Boden entſtanden, und was durch Europäer und Negerſklaven eingeführt und im Laufe der Zeit mit dem urſprünglichen Märchenbeſitz verwachſen iſt (vgl. K. Gr. 2. S. 302 ff.).

55. Die Schildkröte und der Rieſe. — C. d. M. S. 215 ff. — Ebenda. —

56. Wettlauf zwiſchen Schildkröte und Hirſch. — C. d. M. S. 185 ff., Hartt S. 137 ff. — Ebenda. — Die Erzählungen von dem Wettlauf zwiſchen zwei Tieren von ganz verſchiedenen Eigenſchaften, wobei der Schwache den Starken durch Liſt überwindet, haben eine univerſale Verbreitung (Typus: Swinegel und Haſe). Man kann ſie in zwei Gruppen einteilen, die in den gleichen Ausbreitungsgebieten vorkommen; das eine Mal gewinnt das ſchwache Tier den Sieg mit Hilfe der Verwandten, das andere Mal dadurch, daß es ſich an den Gegner hängt und von dieſem unbemerkt zum Ziel getragen wird, vgl. Nr. 113, 117. — Aus den eingehenden Unterſuchungen Dähnhardts ſcheint hervorzugehen, daß dieſer Sagenſtoff aus Indien, vielleicht ſeiner urſprünglichen Heimat, auf dem alten Handelswege zunächſt nach Oſtafrika gekommen iſt. Von dort breitete er ſich durch Zentralafrika, wo er noch heute bekannt iſt, bis zur Weſtküſte aus und gelangte dann durch Negerſklaven nach Amerika und zwar zuerſt nach Braſilien, von wo er auf die Indianer überging. (Vgl. Dähnhardt, Naturſagen, Bd. IV, S. 54, 65—66; K. Gr. 2. S. 304 f.).

57. Schildkröte und Tapir. — C. d. M. S. 175 ff., Hartt S. 149. — Ebenda. — Taperewa: Spondias lutea, ein Baum aus der Familie der Anacardiaceen mit wohlſchmeckenden Früchten, die an unſere Mirabellen erinnern und von dem Tapir und der Landſchildkröte in gleichem Maße geſchätzt werden. — In der Regenzeit iſt die Erde ſo aufgeweicht, daß die Schildkröte ſich leicht herausarbeiten kann.

58. Schildkröte und Jaguar. — C. d. M. S. 183 ff., 192 f., 194 ff., Hartt S. 146 ff. — Ebenda. — Die Schildkröte entwiſcht vor dem Jaguar in ein Loch und täuſcht ihren Verfolger, der ſie am Bein packt, auf dieſelbe Weiſe und faſt mit denſelben Worten, wie in europäiſchen Märchen der Fuchs den Bären, ſodaß wir wenigſtens für dieſe Epiſode europäiſchen Urſprung annehmen müſſen. (Vgl. Dähnhardt, Naturſagen, Bd. IV/2, S. 245 f., K. Gr. 2. S. 302.) Der Schluß des Märchens iſt eine in Südamerika weitverbreitete Erzählung. Bald flieht die Schildkröte, bald die Wildkatze, bald der Fuchs vor dem Jaguar in ein Loch und wird dort von der Kröte oder dem Habicht oder dem Geier bewacht, entwiſcht aber, indem

ſie ihrem Wächter Erde oder Sand in die Augen wirft. (Vgl. K. Gr. 2. S. 302 f.) — Eine Landſchildkröte hat ein Gewicht von 4 kg, und wenn ſie von bedeutender Höhe herabfällt, kann ſie den Jaguar töten.

59. Die Entſtehung des Tequendama-Falles. — A. v. H. S. 20 f. — Muysca (Chibcha), Hochebene von Cundinamarca, Colombia. — Alte Flutſage, die zuerſt L. F. Piedrahieta (Historia general del Nuevo Reyno de Grenada, p. 17) nach den Handſchriften des Eroberers Gonzalo Ximenez de Queſada veröffentlicht hat. — Die Hochebene von Santa Fe de Bogota hat eine Erhebung von etwa 2500 Meter und iſt offenbar ein alter Seeboden. Sie iſt rings von hohen Bergen umgeben. Durch dieſe hat ſich der Rio Funzha, der die Ebene bewäſſert, im Südweſten einen Durchbruch geſchaffen und bildet hier, nach dem Tal des Rio Magdalena abſtürzend, den etwa 450 Fuß hohen Waſſerfall von Tequendama.

60. Iſi. — B. R. S. 105 ff. — Tariana, Nordweſtbraſilien, Rio Caiary-Uaupes. — Die Entſtehung und das Zeremoniell des bei den arowakiſchen und arowakiſch beeinflußten Stämmen des nördlichen Südamerikas weit verbreiteten, geheimen Männerbundes wird durch dieſe Mythe erklärt. — Die geheimnisvolle Art der Schwängerung bei der Geburt des Stammesheros kehrt in vielen Sagen wieder. Hier iſt es eine doppelte. Durch eine unſichtbare Waſſerſchlange wird die Mutter des Heros gezeugt, die dann wieder durch den Genuß von Uakufrüchten befruchtet wird (Conceptio immaculata) und den Heros gebiert. Dieſer verkehrt zunächſt unſichtbar mit der Mutter, bis er ſich als Mann ſeinem Volke zeigt. Das Feuer, das aus ſeinen Händen und Haaren ſtrahlt, deutet auf ſeine direkte Beziehung zur Sonne hin. Sonne und Mond verleihen ihm Zauberkraft und lehren ihn die Geſetze des Männerbundes, die er dann ſeinem Volke mitteilt, nicht ohne dabei mehrfach auf Ungehorſam und Widerſtand zu ſtoßen. So ſoll die Mythe auch die Rechte des Männerbundes gegenüber den zu Übergriffen neigenden Frauen legitimieren. — Der Schluß der Sage, Verbrennung des Zauberers und Entſtehung der Paſchiuba-Palme aus ſeiner Aſche, iſt nahe verwandt der Sage Nr. 62, die ſich auf dieſelben Myſterien bezieht. — Aus dem Holz der Paſchiuba-Palme (Iriartea sp.) werden noch heute die großen Flöten verfertigt, die bei den Feſten dieſes Männerbundes geblaſen werden. — Gewiſſe Züge der Sage erinnern an die Warrau-Mythe Nr. 2. — Uaku, Monopteryx sp.; aus den Samen wird ein Öl gepreßt. — Tokandyra, Cryptocerus atratus, große, ſehr giftige Ameiſe.

61. Das Haus der Jungfrauen. — B. R. S. 119 ff. — Tukano, Rio Caiary-Uaupes. — Die Mythe gehört zum Sagenkreis des Caiary-Uaupes und ſtammt nicht vom Rio Branco, wie Barboſa Rodrigues angibt. Darauf deutet ſchon der Name des Sternbildes „Pino", der in der Tukanoſprache „Schlange" bedeutet. — Unter dem „Jungfrauenhaus" iſt wohl (ähnlich dem Junggeſellenhaus der Cherente in Nr. 76) eine Art Kloſter zu verſtehen, in dem die Mädchen bis zu ihrer Hochzeit in keuſcher Abgeſchloſſen-

heit lebten, und wo auch Kultgeräte aufbewahrt wurden. — Auch hier haben wir die geheimnisvolle Geburt des Heroen, der durch sein außergewöhnliches Äußere bei seinem Volke zunächst Furcht erregt, bis er sich durch Wundertaten Anerkennung verschafft und endlich zum Himmel geht. Auf der Suche nach der Mutter, die von einer Wasserschlange verschluckt wird, durchzieht er alle Länder, hinterläßt überall Söhne und wird so der Stammvater zahlreicher Nationen. — Agami, Trompetervogel, Psophia crepitans. Nach ihm ist eine Uferpflanze benannt, mit der sich, wie die Indianer sagen, die Trompetervögel beim Baden einreiben. In der Mythe reibt sich die Frau mit diesem Kraut ein und gehört dadurch erst zum Stamme des Gatten.

62. Die erste Paschiuba-Palme. — K. Gr. 1. S. 292 f. — Yahuna, Nordwestbrasilien, Rio Apaporis. — Die Entstehung der über einen großen Teil des nördlichen Südamerika verbreiteten Mysterien des Sonnenheros wird durch eine kurze Erzählung erklärt. Der Held ist der Erzeuger des Wachstums und trägt einen ausgeprägten solaren Charakter. Er ist die Sonne selbst. Er kommt von Osten aus dem großen „Wasserhaus", wandert über die Erde und geht im Feuer gen Himmel. Die Verbrennung des Heros durch die Menschen wegen seiner magischen Eigenschaften ist ein vielen Mythen gemeinsamer Zug, der auch sonst in Südamerika vorkommt (vgl. die verwandte Jsi-Sage Nr. 60). — Hervorzuheben ist der Hinweis auf das Meer, der sich in den Sagen vieler Inlandstämme findet und auf Wanderungen dieser Stämme oder der betreffenden Sagen schließen läßt.

63. Die Falken und die Sintflut. — N. U. S. 292 ff. — Tembe, Ostbrasilien (Para, Maranhão). Ein einfaches Märchen schließt mit einer Flutsage, die mehrere Anklänge an ähnliche Sagen in Guayana zeigt. — Auch hier soll das Verlaufen des Wassers durch Herabwerfen von Früchten festgestellt werden.

64. Die Tochter des Königsgeiers. — N. U. S. 295 ff. — Tembe. — Gehört zu den in Amerika weitverbreiteten Sagen vom „Besuch im Himmel" und ist Nr. 38 nahe verwandt, bis zu wörtlichen Übereinstimmungen (vgl. K. Gr. 2. S. 278 ff.). — Im Anfang der Erzählung findet sich das „Schwanenjungfrau-Motiv" (vgl. Nr. 15). — Janiparana: Gustavia brasiliana DC. — Trahira-Fisch: Erythrinus tareira Cuv.

65. Der Raub des Feuers. — N. U. S. 289. — Tembe. — Das Feuer ist hier, wie in Nr. 80 die Sonne, ursprünglich im Besitz des Königsgeiers.

66. Der Erwerb der Nacht. — N. U. S. 289 f. — Tembe. — Jakupewa und Arakwang, Penelope-Arten. — Uruwawa, Art Ziegenmelker. — Der Azang, der „taty" schreit, ist offenbar der Saçy, Sasy der Brasilianer: Coracina sp. Dieser Vogel ist manchen Stämmen heilig, weil er nach ihrem Glauben die Seelen der Verstorbenen in sich aufnimmt.

67. Der Knabe und der Bakurao. — N. U. S. 299 ff. — Tembe. — Man warnt noch jetzt die Knaben: „Schieße nicht auf Bakuraos,

ſonſt laſſen ſie dich jenſeits des großen Fluſſes!" — Bakurao iſt ein Ziegenmelker. — Wie hier der Knabe, ſo verbirgt ſich in Nr. 75 die Frau vor ihrem Verfolger in dem Kropf eines Reihers. — Manduvi, Erdnuß: Arachis hypogaea L. — Jutahi, Leguminosa. — Kopayba: Copaifera.

68. Der rollende Totenſchädel. — N. U. S. 290f. — Tembe. — Bezieht ſich unzweifelhaft auf den Mond (vgl. Nr. 85) und erinnert ſtark an den plötzlich auftauchenden, menſchenfreſſenden Schädel in den Sagen der nordamerikaniſchen Prärieindianer, der ſchließlich in einen Abgrund kollert: die auf- und, in umgekehrter Stellung, untergehende Vollmondſcheibe. (Vgl. Ehrenreich, Mythen S. 82.) Vielleicht gehört auch der geſpenſtiſche Kopf mit dem zahnbewehrten Rachen in der Karaja-Sage von den Zauberpfeilen, Nr. 74, hierher. — Sprechende Exkremente ſind nichts Ungewöhnliches in indianiſchen Sagen. (Vgl. K. Gr. 2. S. 304) — Sipo, Schlingpflanze zum Binden.

69. Das Feſt der Tiere. — N. U. S. 291f. — Tembe. — Der Geſang des alten Jaguars bezieht ſich auf die Fliegen über dem Aas der von ihm getöteten Tiere. Dadurch beleidigt er die betreffenden Tiere.

70. Der Urſprung des Honigfeſtes. — N. U. S. 294f. — Tembe. — Die Entſtehung eines Feſtes wird durch ein Märchen erklärt.

71. Kaboi. — P. E. S. 39. — Karaja, Zentralbraſilien, Goyaz. — Verwandt mit der Warrauſage Nr. 1, nur daß dort von einem Herabſteigen des Volkes vom Himmel auf die Erde erzählt wird. — Aus Nordamerika kennen wir eine analoge Sage bei den Mandan.

72. Warum die Sonne langſamer geht. — P. E. S. 39. — Karaja. — Auffallende Übereinſtimmung mit dem polyneſiſchen Mauimythus.

73. Der Alligator und die ſtreitbaren Weiber. — P. E. S. 41. — Karaja. — Amazonenſage einfachſter Form; in den Grundzügen nahe verwandt der Akawoioſage Nr. 34, was als einer der Beweiſe gelten kann für die kulturelle Beeinfluſſung, die die Karaja von Guayana her erfahren haben.

74. Die Zauberpfeile. — P. E S. 43. — Karaja. — Zwei verſchiedene Legenden ſind hier in eine ziemlich lockere Verbindung gebracht. Vollſtändig erſcheint nur die erſte, die gemeinſame Züge aufweiſt mit Nr. 5, 39, 48.

75. Die Pirarukus. — P. E. S. 44. — Karaja. — Dieſe ziemlich zuſammenhangsloſe und des Abſchluſſes entbehrende Legende iſt augenſcheinlich darauf berechnet, der Phantaſie jedes Erzählers einigen Spielraum zu gewähren, um nach Belieben weitere Abenteuer und Begegnungen der Frau hinzuzufügen. Der Zuſammenhang erſcheint beſonders an der Stelle geſtört, wo das Kind vor Durſt ein Vogel wird und davonfliegt; denn im folgenden wird nicht nur das Kind wieder genannt, ſondern auch eine Schweſter der Frau, von der vorher nicht die Rede war. — Im Anfang der Erzählung taucht der Piraruku (Sudis gigas Cuv.), ein Wels, nicht als Fiſch aus dem Waſſer, ſondern merkwürdigerweiſe in der Feder-

maske eines ſolchen, wie ſie dieſe Indianer neben anderen Tiermasken bei ihren myſteriöſen Tanzfeſten in Gebrauch haben. — Wie hier die Frau, verbirgt ſich in Nr. 67 der Knabe vor dem Verfolger in dem Kropf des Reihers. — Die „magiſche Flucht", mit der die Sage ſchließt, iſt ein weitverbreitetes Märchen, das in unzähligen Varianten teils ſelbſtändig erſcheint, teils als Epiſode anderen Erzählungen eingefügt iſt. Wir begegnen ihm in den meiſten Gebieten Aſiens und Nordamerikas, vereinzelt auch in Südamerika (Nr. 83), ferner in Europa (vgl. Grimms Märchen, Nr. 79; Nordiſche Volksmärchen, Bd. I, S. 58 f., Bd. II, S. 107; Ruſſiſche Volksmärchen, S. 180 f., 263 f.) und Polyneſien, wohin es wahrſcheinlich durch aſiatiſche Vermittelung gelangt iſt. Als Entſtehungsgebiet müſſen wir Oſtaſien annehmen. Es iſt häufig verbunden mit dem „Paraſiten-Motiv": Der Held oder die Heldin muß einen Dämon lauſen, kratzen oder kämmen, erkennt dabei an Abnormitäten im Haar, am Kopfe oder im Nacken des Unholds deſſen wahre Natur und ſucht ſich ihm durch die Flucht zu entziehen, wobei ſie verſchiedene Gegenſtände hinter ſich wirft, die ſich in Hinderniſſe für den Verfolger verwandeln. Ehrenreich (Mythen, S. 83 ff.) hat ſich eingehend mit dieſer Frage beſchäftigt.

76. Der Stern. — F. d. O. S. 395 ff. — Cherente, Zentralbraſilien, Rio Tocantins. — Eine typiſche Fiebertraumſage (vgl. Nr. 10). — Bei den Cherente wird der junge Mann in einer Art Kloſter, koaran, dem Junggeſellenhaus, erzogen. Er tritt als Knabe ein und bleibt darin, bis er heiratet. Die Sitte verlangt, daß die jungen Männer und Mädchen bis zur Hochzeit ihre Keuſchheit bewahren. Wer dies nicht tut, erhält nur eine einfache Hochzeit, während die Keuſchgebliebenen in wochenlangen Zeremonien zuſammengegeben werden (vgl. Nr. 61). — Bacaba: Oenocarpus Bacaba Mart., eine hohe Fiederpalme.

77. Sintflut und Weltſchöpfung. — T. B. 1. S. 57 ff. — Kaingang, Südbraſilien, Parana. — Dieſe Sage gibt die Erklärung von dem Verhältnis einiger Indianerſtämme zueinander, ferner den Eigenſchaften gewiſſer Tiere, endlich der Tatſache, daß faſt alle Flüſſe Südbraſiliens nahe der Küſte entſpringen und nach dem Innern des Landes, nach Weſten, ihren Lauf nehmen, um ſich mit dem Parana zu vereinigen. — Es iſt eine Art politiſcher Tradition. Die durch das Konnubialverhältnis enger verbundenen eigentlichen Kaingang, Kame und Kayurukre werden mit den ihnen nicht ſtammverwandten, in eine gewiſſe Helotenſtellung herabgedrückten, d. h. heute in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Kaingang ſtehenden Kuruton (oder Are) in Gegenſatz gebracht. (Vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 17.) — Kayurukre und Kame, die Ahnherren der nach ihnen benannten Horden, treten epiſodiſch als Schöpfer auf, wobei ſie in einem gewiſſen Antagonismus zueinander ſtehen. — Das Gebirge Krinjijinbe iſt die ſogenannte Serra do Mar oder auch Serra Geral, die ſich längs der Küſte Braſiliens hinzieht. — Sarakura iſt eine Art Waſſerhuhn: Gallinula plumbea Vieill., deſſen Schreien den Regen anzeigen ſoll.

78. Sintflut. — T. B. 1. S. 61 f. — Are, Südbraſilien, Parana. — Die Verfolgungen, denen die Are oder Kuruton, ein faſt erloſchener primitiver Tupiſtamm im Staate Parana, noch heute von ihren Nachbarn ausgeſetzt ſind (vgl. Nr. 77), werden in ihrer eigenen Flutſage mit einem Frauenraub explanatoriſch begründet. — Wie in der Kaingang-Sage ſchaffen auch hier die Tiere das neue Land. — Die Flut wird ausnahmsweiſe durch Regen hervorgebracht; ebenſo in der Flutſage der Kaſchinaua, Nr. 84.

79. Die Zwillinge. — T. B. 2. S. 62 ff. — Guarani, Südbraſilien, Parana. — Gehört zu den Bruder- und Zwillingsmythen (vgl. Nr. 3, 28, 80, 102) und hat beſonders mit den entſprechenden Sagen der Karaiben und Warrau (Nr. 28 und 3), aber auch mit der Yurakareſage, Nr. 102, eine Reihe von Zügen bis zur wörtlichen Übereinſtimmung gemeinſam. — Der Vater der Zwillinge hat hier, nach ſeinen Attributen (Krone aus roten Arara- und Tukanfedern und feurigen Augen) zu urteilen, einen unzweifelhaft ſolaren Charakter, während die Söhne ſpäter ſelbſt ſich in die Sonne und den Mond verwandeln. — Ahan iſt der Waldgeiſt, der „Herr des Waldes", Kurupira der Braſilianer.

80. Keri und Kame. — K. v. d. St. 1. S. 209 ff.; 2. S. 372 ff. — Bakairi, Zentralbraſilien. — Bruder- und Zwillingsmythe, die auf ganz primitiven Anſchauungen beruht. (Vgl. Nr. 3, 28, 79, 102.) Abſtammung von der Sonne: Der Name der Perſönlichkeit, mit der dieſe Stammesmythe beginnt, Kamuſchini, deutet auf die Sonne (kamu) hin. — Conceptio immaculata: Die Mutter der Heroen verſchluckt zwei Fingerknochen von Bakairi und wird dadurch ſchwanger und zur Stammmutter des neuen Geſchlechtes. — Der erſte Teil der Legende ſpielt im Himmel, wo man noch heute die Begebenheiten in den Sternbildern uſw. ſehen kann. — Keri und Kame haben anfangs tieriſche Geſtalt. Erſt nach ihrer Verbrennung nehmen ſie menſchliche Geſtalt an. — Sie zeigen deutliche Beziehungen zu Sonne und Mond. Beide Himmelskörper bringen ſie als unbelebte Objekte, als Federbälle, in ihren Beſitz. Keri wird der Herr der Sonne, Kame der Herr des Mondes, obwohl ihre Namen, die einer fremden (arowakiſchen) Sprache entnommen ſind, die umgekehrte Bedeutung haben, was Ehrenreich (Mythen, S. 52, Anm. 1) damit zu erklären ſucht, „daß bei dem betreffenden arowakiſchen Stamm, der die Bakairi-Mythologie beeinflußte, der Mond (keri) das wichtigere und bedeutſamere Weſen war. — Kame iſt deutlich als Mondweſen charakteriſiert. Er wird zweimal verſchlungen, von ſeinem Bruder befreit und wieder belebt. Die Worte, die er dabei ſpricht: „Ich habe gut geſchlafen", finden ſich ebenſo in zahlreichen Sagen dieſer Art in ganz Amerika. — Zwiſchen den beiden Heroen herrſcht, wie meiſtens in dieſen Zwillingsſagen, ein gewiſſer Antagonismus. Bisweilen artet dieſer Gegenſatz in Streit aus und endet mit einer Trennung oder ſogar einem Totſchlag. In der Bakairi-Legende wird der Gegenſatz zwiſchen Keri und Kame durch die Verſchiedenheit der Charaktereigenſchaften erklärt. Keri erſcheint kühner und ſtärker, aber auch intelligenter,

während Kame entſchieden als Tölpel auftritt, der von ſeinem Bruder aus allerlei mißlichen Lagen gerettet werden muß. So „verbirgt ſich hinter dieſer Sage von den beiden Brüdern ein Naturmythus, der das Verhältnis von Sonne und Mond zueinander, ihren gemeinſamen und wieder getrennten Lauf, bei dem ſie ſich einander bald zu nähern, bald zu entfernen ſcheinen, ſowie die wechſelnden Phaſen des Mondes zum Gegenſtand hat" (Ehrenreich, Mythen, S. 51 f.). — Tukum-Palme: Astrocaryum; Buriti-Palme, im Norden Miriti genannt: Mauritia flexuosa. Aus den Faſern beider Palmen drehen die Indianer Schnüre. — Kayabi, Stammesname der Nachbarn und heutigen Todfeinde der Bakairi. — Paranatinga, großer Nebenfluß des Tapajoz, an dem eine Abteilung der Bakairi wohnt. — Ronuro und Kuliſehu, Quellflüſſe des Xingu. Am Kuliſehu wohnt die öſtlichſte Abteilung der Bakairi. Der Ronuro iſt berüchtigt wegen ſeiner Stromſchnellen und Kataraktе.

81. Der Jaguar und der Ameiſenbär. — K. v. d. St. 1. S. 235; 2. S. 383 ff. — Bakairi. — Eine humorvolle Jägererzählung. Der Jaguar iſt, wie faſt immer in dieſen Geſchichten, der Dumme und wird von dem ſchlauen Ameiſenbär (Myrmecophaga jubata) fortgeſetzt betrogen und verſpottet. (Vgl. Nr. 58, 111.) — Jatoba-Baum: (Hymenaea Courbaril. mit hohem, ſchlankem Stamm, an dem der Jaguar nicht hinaufklettern kann. Aus der Rinde werden die Kanus gemacht.

82. Der Welt Anfang. — B. R. S. 245 ff. — Munduruku, Zentralbraſilien, Rio Tapajoz. — Das Reich der Unterwelt iſt, wie in Nr. 71, das Urſprungsland der Menſchen. Hier wird es zufällig durch ein Gürteltier entdeckt, das ein Loch in die Erde wühlt, aus dem nun Stämme der Menſchen hervorkommen. — Die Proben, die der Held zu beſtehen hat, weiſen eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Sagen vom „Beſuch im Himmel" auf; vgl. Nr. 38, 64. — Tukuma-Palme: Astrocaryum Tucuma. Der Stamm iſt mit langen, ſtarken Stacheln beſetzt.

83. Die magiſche Flucht. — B. R. S. 131 f. — Munduruku, Zentralbraſilien, Rio Kanuma. — Vgl. Nr. 75 und die Anmerkung zu Nr. 75. — Die rückwärts gekehrten Füße, an denen das eine Mädchen den Waldgeiſt erkennt, und die Unfähigkeit, einen Fluß zu überſchreiten, ſind Eigenſchaften des Kurupira, der in ſo vielen Sagen der Indianer des Amazonas und Rio Negro eine Rolle ſpielt (vgl. Nr. 48 ff.). — Der Karang (Carão), Aramus scolopaceus, lebt an den Ufern der Gewäſſer und nährt ſich von Sumpfſchnecken, die er geſchickt aus ihren Gehäuſen herauszuziehen weiß. — Der Waldgeiſt bewahrte ſeinen Talisman, irgend ein Zaubergerät, vielleicht einen Bergkriſtall, wie ihn die Zauberärzte bei der Krankenkur gebrauchen, in einem Schneckengehäuſe auf.

84. Die Sintflut. — C. A. S. 481 ff. — Kaſchinaua, Weſtbraſilien, Alto Jurua. — Urſprüngliche Flutſage, verbunden mit dem Zwillingsmotiv. Ein Zwillingspaar verſchiedenen Geſchlechts,

das nach dem gewaltſamen Tod der Mutter durch den Krebs mittels einer Art Kaiſerſchnittes zum Leben befördert wird, gibt die Stammeltern des neuen Volkes. — Einer der Nachkommen holt die Dunkelheit, die in einer kleinen Kürbisflaſche verwahrt iſt, ferner die Stechmücken, die Weſpe und den Schmetterling. — Eine Strafe wegen ſchlechten Hörens findet ſich auch in der Sintflutſage der Kaingang, Nr. 77. — Ähnlich ſchließt eine Mythe der karaibiſchen Tamanako am Orinoco: Als ihr Heros Amalivaca von ihnen Abſchied nahm, um in ſeinem Boot nach der anderen Seite des Salzwaſſers, von wo er gekommen war, zurückzukehren, rief er ihnen mit veränderter Stimme zu: „Ihr werdet die Haut verändern!"; d. h. ihr werdet euch ewig verjüngen, wie die Schlangen, Blatten uſw. Ein altes Weib aber rief zweifelnd aus: „Oh!", was Amalivaca ſo verdroß, daß er nun ſagte: „Ihr ſollt ſterben!" (Richard Schomburgk: Reiſen in Britiſch Guiana. Leipzig, 1848, Bd. II, S. 320. Nach P. Salvator Gilij.) — Pium, kleine Tagesſtechmücke: Simulium sp. — Karapana, große Nachtſtechmücke, Mosquito: Culex sp. — Mulattenbaum, „pau mulato" im Braſilianiſchen, eine Cinchonacea, ſehr hoher Baum, der ſeine Rinde abwirft: Enkylista Spruceana Benth.

85. Der Mond. — C. A. S. 458 ff. — Kaſchinaua. — Eine für die Mondmythologie wichtige Sage. Die Vermutung, daß der rollende Schädel, der in ſo vielen Sagen der nordamerikaniſchen Prärieſtämme eine Rolle ſpielt, der Mond ſei, erhält hier eine neue und zwar direkte Beſtätigung; vgl. Nr. 68 und vielleicht Nr. 74. (Vgl. Ehrenreich: Mythen, S. 82; Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologiſchen Grundlagen. Leipzig, 1910. S. 209, 220). In der altweltlichen Mythologie ſind ſolche Häupter auf die Sonne zu beziehen. — Die Worte, die der Kopf hier zu ſich ſelbſt ſpricht, bevor er ſich entſchließt, zum Himmel zu gehen und Mond zu werden, finden ſich ähnlich in einer von mir aufgezeichneten Mondmythe der Taulipang (K. Gr. 2. S. 54.). Dort ſteigt der Mond an einer Liane, hier an einem Garn in die Höhe. — Die geheimnisvollen Beziehungen des Mondes zum Geſchlechtsleben des Weibes werden hier erklärt. Ebenſo wird die Entſtehung der Sterne und des Regenbogens explanatoriſch begründet. — Austauſch von Pfeilen zwiſchen zwei bis dahin feindlichen Stämmen iſt ein Friedenszeichen. — Kuta-naua und Mari-naua ſind Stammesnamen und bedeuten „Leute der Jacy-Palme" und „Leute des Aguti". — Federkrone aus den gelben Schwanzfedern des Japu: Cassicus cristatus. — Niſch'po iſt ein Strauch, der, gekaut, die Zähne ſchwarz färbt. — Makaſchera, ſüße, ungiftige Maniok: Manihot Aypi Pohl. — Kara, Inhame, Knollenfrüchte: Dioscorea-Arten. — Bakupary, Fruchtbaum: Platonia insignis Mart. — Timbo, giftige Liane, um Fiſchwaſſer zu vergiften: Paullinia pinnata L.

86. Der wunde Mann, die Aasgeier und die Ratte. — C. A. S. 268 ff. — Kaſchinaua. — Im Gegenſatz zu der Unbarmherzigkeit der Menſchen ſpielen, wie in vielen Märchen, hilfreiche

Tiere eine Rolle. — Zu dem Satz: „Meine Leute versammelten sich und sprachen die ganze Nacht", ist zu bemerken, daß bei vielen Stämmen Südamerikas die Sitte herrscht, in der Nacht vor einem Jagd- oder Fischzug zusammenzukommen und Zauberformeln zu sprechen, um reiche Beute zu erlangen. — „Fluß des roten Arara" ist der Humayta, ein Zufluß des Muru, Nebenflusses des oberen Jurua. — Surubim, Art Wels: Platystoma sp. — Poikama, Hunu, Aſcha ſind verſchiedene Arten eines vegetabiliſchen Fiſchgiftes.

87. Lehmhans. — C. A. S. 274 ff. — Kaſchinaua. — Der Töpfervogel, von den Braſilianern „João de barro", „Lehmhans", oder „Bemtevi" (nach ſeinem Ruf) genannt, der kunſtvolle Neſter nach Art unſerer Hausſchwalbe baut, lehrt die Indianer den Hausbau und die Töpferei.

88. Wie der Hirſch die Kaſchinaua den Ackerbau lehrte. — C. A. S. 235 ff. — Kaſchinaua. — Urikury und Jacy ſind Palmenarten; Urikury oder Urukury: Attalea excelsa, Palme mit rieſigen Blattwedeln.

89. Naſenbär, Taube und Faultier. — C. A. S. 240 ff. — Kaſchinaua. — Die Taube iſt braunrot, als wenn ſie mit Urukufarbe bemalt wäre, während das Faultier ein unſcheinbares, ſchwärzlich-graues Fell hat, ähnlich der Genipafarbe von der Baumfrucht Genipa brasiliensis, die den Indianern zum Körperbemalen dient.

90. Die Jaguarin, die ihre Enkel fraß. — C. A. S. 276 ff. — Kaſchinaua.

91. Wie der Zitteraal entſtand. — C. A. S. 305 ff. — Kaſchinaua. — Pirahiba, Surubim, Piraruku, Piranha, Trahira, Jandia oder Jundia ſind Fiſcharten.

92. Wie die Weſpe die Aasgeier betrog. — C. A. S. 245 ff. — Kaſchinaua.

93. Iſch'tika, die Kröte. — C. A. S. 227 ff. — Kaſchinaua. — Ähnelt im Anfang etwas dem Arowakenmärchen von Adaba, Nr. 17

94. Der Krüppel, der ſich in eine Schildkröte verwandelte — C. A. S. 196 ff. — Kaſchinaua. — Gemeint iſt die Landſchildkröte (Testudo tabulata), die mit krummen Beinen komiſch dahinwatſchelt. Sie ſpielt, wie wir geſehen haben, in vielen indianiſchen Märchen eine Rolle.

95. Die Ratte, die ſich in die Fledermaus verwandelte. — C. A. S. 254 ff. — Kaſchinaua. — Papaya: Carica Papaya L. melonenähnliche, wohlſchmeckende Baumfrucht.

96. Der auferweckte Ameiſenbär. — C. A. S. 259 ff. — Kaſchinaua. — Spott auf Jäger, die nicht Knochen eines Tapir von menſchlichen Gebeinen unterſcheiden können.

97. Dohit. — E. N. 2. S. 247 ff.; 3. S. 598 ff. — Moſetene, Bolivien. — Dohit iſt nach dieſer Mythe eine Art Donnergott. Der Name ſeines Kameraden Keri bedeutet in vielen arowakiſchen Sprachen den Mond. Auch iſt es der Name eines der Kulturheroen der karaibiſchen Bakairi (vgl. Nr. 80), die das Wort ſich

lich von ihren arowakiſchen Nachbarn entlehnt haben. Auch die Moſetene haben als Nachbarn Arowaken, von denen ſie wahrſcheinlich kulturell beeinflußt ſind.

98. Die große Schlange. — E.N.2. S.251ff.; 3. S.602ff. — Moſetene.

99. Von dem Regenbogen, Opito. — E.N.2. S.255. — Moſetene. — Gewiſſe Anklänge an Nr.36. — Chicha, gegorenes Getränk aus Maniok oder Mais.

100. Weshalb die Boaſchlangen nicht Menſchen freſſen. — E.N.2. S.255f. — Moſetene. — Jonas-Motiv, nach Ehrenreich (Mythen, S.53) „wohl das univerſellſte aller mythiſchen Elemente". Ein nicht ſeltener Zug iſt, daß der Held bei dem Abenteuer ſein Haar verliert. — „Mari" bezeichnet eine aus Baumwolle gewebte Tragtaſche. — „Tii" bezeichnet den blauſchwarzen Saft der Genipafrucht, der zur Körperbemalung dient und lange in der Haut haftet.

101. Der Wildſchweinkobold. — E.N.2. S.470ff.; 3. S.608ff. — Tumupaſa-Takana, Bolivien. — Das in indianiſchen Sagen ſo beliebte Motiv der „böſen Schwiegermutter", die ſchließlich ihre Strafe erhält.

102. Tiri und Karu. — A.d'O. S.209ff.; B.R. S.252ff. — Yurakare, Bolivien. — Für die Vergleichung ſehr wichtige Mythe, die, ausgehend von einem Sinbrand, zunächſt das Verhältnis von Sonne und Mond im Sinne des Orpheus-Motivs behandelt. Der aus dem Baum entſproſſene Mann ſcheint wegen ſeiner Zerſtückelung und Wiederzuſammenſetzung ein Mondweſen zu ſein. Wie in der Sage von Orpheus und Eurydike folgt er der Sonne oder in dieſem Fall der Sonnentochter und verſchwindet, als dieſe ſich umdreht. — Die folgenden Erzählungen von den Erlebniſſen und Taten des Tiri und Karu gehören ihrem ganzen Charakter nach zu den Bruder- oder Zwillingsſagen (vgl. Nr. 3, 28, 79, 80), obwohl Karu aus einem Nagel Tiris geſchaffen, alſo gewiſſermaßen ſein Sohn iſt. Auch dieſes Heroenpaar trägt ſolaren und lunaren Charakter. Karu, der Schwächere der beiden, deſſen Knochen von Tiri zuſammengeſucht und neu belebt werden, iſt als Mond aufzufaſſen. — Das Aufſteigen aus einer anderen Welt durch ein Loch findet ſich auch in Nr. 1, 71, 82 und iſt ein in nordamerikaniſchen Mythen ſehr gewöhnlicher Zug. — Mani-Strauch: Pistacia terrestris.

103. Warum die Guarayu im Rauſch ihre Frauen prügeln. — J.C. S.76f. — Guarayu, Bolivien. — Epiſode aus der Stammesſage der Guarayu, eines Guaraniſtammes Oſtboliviens. — Die Frucht Camaapu ähnelt einer kleinen, runden Tomate und iſt von ſüß-ſäuerlichem Geſchmack. — Die Keule iſt ein Stock aus dem ſchweren Holz der Chonta-Palme, Guilielma insignis.

104. Die Pfeilketten. — J.C. S.78. — Guarayu. — In ähnlichem Zuſammenhange kommt die „Pfeilkette" in einer von Barboſa Rodrigues aufgezeichneten Legende vom Jamunda, einem linken Nebenfluſſe des unteren Amazonas, vor (vgl. Ehrenreich,

Mythen, S. 37). In Nordamerika findet sich dieses Motiv vielfach in Verbindung mit der weit verbreiteten Mythe vom „Besuch im Himmel": Der Held oder häufig zwei Brüder steigen mittels der Pfeilkette zum Himmel auf, um die Tochter des Himmels- oder Sonnenhäuptlings zu freien, und haben dort gewöhnlich drei schwere Proben zu bestehen (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 49 f.). Offenbar handelt es sich um einen uralten amerikanischen Sagenstoff.

105. Weltuntergang und Raub des Feuers, I/II. — E. N. 1. S. 251 ff. — Chane, Bolivien. — Zwei ganz verschiedene Sagen, die denselben Stoff bei demselben Volk behandeln. Dies ist dadurch zu erklären, daß die Chane ein versprengter Stamm sind, der keine eigene selbständige Kultur mehr hat. Version I ist wahrscheinlich ihre eigene, während sie Version II von ihren Nachbarn und einstigen Herren, den Chiriguano, übernommen haben. — „Anya" sind die Toten. Unter diesen gibt es mehrere, die „tunpa", d. h. „groß" sind und übermenschliche Kräfte besitzen. Die Anyatunpa greifen in das Leben der Menschen ein; besonders die Zauberer stehen mit ihnen in Verbindung. — Eine solche anthropomorphe Auffassung der Sonne wie in I ist in Südamerika selten (vgl. Nr. 35). — Die Gewinnung des Feuers durch Tiere ist ein universell verbreitetes Motiv.

106. Die Erschaffung der Welt. — E. N. 1. S. 260 ff. — Chane. — Zwei der Tunpas, die in diesen Sagen auftreten, haben Tiernamen, Aguaratunpa (Fuchsgott) und Tatutunpa (Gürteltiergott). Es ist ein inniger Zusammenhang zwischen Menschen und Tieren. Diese Tunpas haben menschliche Leidenschaften, und besonders die Geschichte des Fuchsgottes ist eine Schilderung von allerlei Kniffen und Verbrechen. — Der Gürteltiergott ist etwas besser und steht auch höher (E. N. 1. S. 258, 260.). — Der „Weltbaum, der alle Früchte trug", spielt in Sagen Guayanas eine große Rolle (vgl. Nr. 29; K. Gr. 2. S. 33 ff., 259 ff.). — Algarrobo: Prosopis alba. Aus den Früchten brauen die Indianer ihr Bier. — „Ava" (Menschen) nennen die Chiriguano sich selbst. — Die Verteilung der verschiedenen Güter an die Indianer und die Weißen ist ein moderner Zusatz zur Sage; ein Motiv, das sich in etwas anderer Fassung auch in anderen Gegenden Amerikas findet. — Viscacha: Lagostomus; kleines Nagetier aus der Familie der Chinchillidae. — Tikitikiru-Käfer, wahrscheinlich eine Carambycide.

107. Tatutunpas und Aguaratunpas Verheiratung. — E. N. 1. S. 264 ff. — Chane. — Parallele mit Nr. 41, in der auch ein selbständiges Grabscheit und andere Zaubergeräte beim Ackerbau eine Rolle spielen. — Chiqueritunpa ist „der große Häuptling, der den Donner hervorbringt" (E. N. 1. S. 258.)

108. Wie Aguaratunpa seinen Bruder nach dem Himmelsgewölbe schickte. — E. N. 1. S. 270 f. — Chane. — Ein Bruder macht den anderen wieder lebendig; ein in den amerikanischen Mythologien ungemein häufiges Motiv. In der Regel erwacht

der Gerettete mit den Worten: „Ich habe lange geſchlafen". (Vgl. Nr. 80.) Das allmähliche Wiederbelebtwerden und Erwachen des geretteten Bruders kennzeichnet dieſen als Mond.

109. Die Frau, die ihrem Manne nach Aguararenta folgte, I/II. — E.N.1. S. 255 ff. — Chane. — Aguararenta (Fuchsdorf) iſt ein Dorf, wo die Toten (anya) wohnen. Es liegt im Oſten. Des Nachts ſind die Toten dort in Menſchengeſtalt; am Tage gehen ſie als Füchſe, Ratten und andere Tiere umher oder gehen in einen Baumſtamm. Jede Nacht ſind in Aguararenta große Trinkgelage. Alle Chane kommen dorthin. Es iſt ihr Totenreich, ihr Jenſeits. Auch Lebende haben Aguararenta beſucht und erzählt, was ſie geſehen haben. Dieſer Glaube iſt auf Träume gegründet, die als wirkliche Erlebniſſe gelten (E.N.1. S. 255, 257).

110. Der Fuchs und der Jaguar. — E.N.1. S. 289 ff. — Chane. — Dieſe Sage hat nach Nordenſkiöld eine weite Verbreitung in Bolivien. In etwas anderer Faſſung hörte er ſie auch in Mojos, Oſtbolivien.

111. Wie die Schildkröte den Jaguar tötete. — E.N.1. S. 291 f. — Chiriguano, Bolivien. — Gehört zu den in Südamerika weit verbreiteten Tierfabeln mit der Tendenz: Schlauheit überwindet rohe Kraft. (Vgl. Nr. 58).

112. Die Liebesgeſchichte des Kolibri. — E.N.1. S. 292. — Chiriguano.

113. Wettlauf zwiſchen Zecke und Strauß. — E.N.1. S. 292 f. — Chiriguano. — Gehört zur zweiten Gruppe der über die ganze Welt verbreiteten Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner" (vgl. Nr. 56, 117).

114. Das Mädchen, das der Kondor raubte. — E.N.2. S. 168 f. — Quichua aus Saipina, Bolivien.

115. Der alte Latrapai. — R.J. S. 31 ff. — Pehuenche (Araukaner), Chile. — Gehört in die Klaſſe der Sagen vom „Beſuch im Himmel" (vgl. Nr. 38, 64) und ſtimmt mit den entſprechenden nordweſtamerikaniſchen Sagen auffallend überein. Unter den Proben, die die Helden zu beſtehen haben, iſt der „Stachelſitz" ein weit verbreitetes Motiv (vgl. Nr. 82). — Das Märchen von Latrapai gehört offenbar zu den älteſten Sagen der Araukaner, die Lenz aufgezeichnet hat, deſſen Material ſonſt ſtark mit europäiſchen Beſtandteilen gemiſcht iſt (vgl. Ehrenreich, Mythen, S. 46, 49, 76; K.Gr. 2. S. 278 ff.). — Latrapai iſt nach Lenz ein rätſelhaftes Ungeheuer der Pampa. — Pillan iſt der Donnergott, wahrſcheinlich die höchſte Gottheit der alten Araukaner. Sein Name lebt in mehreren chileniſchen Ortsnamen fort. — Die Brüder werfen die Nacht in einen Topf, damit vier Jahre lang ununterbrochen Nacht ſei. Man ſollte eher erwarten, daß der Tag (die Sonne) in einen Topf getan würde, damit es Nacht wird. In der Schöpfungslegende der Bakairi, Nr. 80, ſtülpen die Zwillingsheroen zeitweilig einen Topf über Sonne und Mond und ſchaffen dadurch erſt den Wechſel von Tag und Nacht.

116. Die Totenbraut. — R.L. S. 29 ff. — Pehuenche. — Bürgers

„Lenore" im Indianiſchen. — Ähnliches Motiv in Nr. 10. — Die Eheſchließung bei den Araukanern iſt formell Raub und Kauf. Der Bräutigam entführt die Braut oder läßt ſie durch Freunde rauben. Darauf kommt der Vater des Mädchens und verlangt die Bezahlung. Erſt wenn dieſe geleiſtet iſt, wird die Braut rechtmäßiges Eigentum des Mannes (vgl. R. L. S. 236). — Wie die Pferde wird hier auch die Frau auf dem Grabe des Mannes getötet.

117. Wettlauf zwiſchen Bremſe und Fuchs. — R. L. S. 44. — Pehuenche. — Gehört, wie Nr. 113, zur zweiten Gruppe der Wettlaufmärchen mit dem Motiv „Hängen am Gegner".

Verzeichnis der Abbildungen auf den Tafeln

Taulipang-Indianerin mit zahmem Reh . . . Titelbild
Alter Schirianá-Häuptling / Nordbrasilien . . 48/49
Der Roroima 80/81
Totentanz der Kobéua / Nordwestbrasilien . . 128/129
Maskentanz der Kaua / Nordwestbrasilien . . 176/177
Botokuden / Ostbrasilien 208/209
Kunibo / Ostperu 240/241
Sagenerzähler der Chané / Gran Chaco . . . 288/289

Verzeichnis und Erklärung des übrigen Buchschmucks:

Für den Umschlag und die Initialen sind von Herrn Kunstmaler Hanns Anker hauptsächlich Muster auf Waffen und Gerätschaften der Indianer Guayanas und Nordwest-Amazoniens verwendet worden.

Die Streuzeichnungen sind Bleistiftzeichnungen der Indianer und beziehen sich meistens auf Tiere, die in dem betreffenden Märchen vorkommen. Sie sind dem folgenden Werke entnommen: Theodor Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Berlin — Stuttgart 1905.

	Seite		Seite
Jaguar	14	Fisch	63
Frosch	17	Wildschwein	67
Affen an Liane	33	Jaguar	68
Jaguar	39	Affe	72
Mann	40	Tapir	82
Mann im Kanu	45	Boot mit Ruderern	94
Alligator	51	Taucher vogel Karara und Riesenschlange	104
Hund	57	Arara	115
Frosch	60		

	Seite		Seite
Verschiedene Fische . . .	124	Alligator mit Fisch	199
Gürteltier	126	Ameisenbär	211
Wildschwein	127	Jaguar	223
Jaguar	138	Ameisenbär	224
Reiher	143	Nasenbär	249
Kolibri und Maguary-Storch	153	Taube	250
Affen	154	Pirahiba-Fisch	255
Schildkröte	157	Wespen und Pfefferfresser .	257
Landschildkröte und Hirsch .	161	Kröte	259
Tapir	163	Schildkröte	261
Jaguar	165	Fledermaus	263
Landschildkröte	166	Ameisenbär	265
Alligator	190	Riesenschlange	270
Affe	194	Jaguar	276
		Kolibri	302

Leisten

Seite

Ornament von einem Rindengürtel der Hianakoto-Indianer, Nordwest-Amazonien. Aus: Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern. Bd. II, S. 123, Abb. 64. Berlin—Stuttgart 1910. IV

Sippenhaus mit Tänzern und Figuren von Tieren u. a. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers, Nordwest-Amazonien. Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Taf. 43. 168

Karte des oberen Rio Caiary-Uaupes und Rio Cuduiary. Bleistiftzeichnung eines Kobeua-Indianers. Ebenda: Taf. 54. . 174

Felsritzung von Boca del Infierno am unteren Orinoco. Nach Photographie. 311

Ritzmuster von Kalabassen der Indianer des Xingu-Quellgebiets, Zentralbrasilien. Lindenmuseum, Stuttgart. 216

„Seelen von Zauberärzten." Bleistiftzeichnung eines Hianakoto-Indianers. Aus: Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Taf. 48. 233

Ornamente von einem Rindengürtel der Hianakoto-Indianer. Aus: Koch-Grünberg, Zwei Jahre usw. Bd. II, S. 124, Abb. 65. 300

Felsritzung von Caicara am unteren Orinoco. Aus: G. Marcano, Ethnographie précolomdienne du Venezuela. S. 102, Fig. 17 Paris 1890. 215

Inhalt

Seite

Vorwort II

Warrau

1. Wie die Warrau auf die Erde kamen 1
2. Korobona 3
3. Die Sonne, der Frosch und die Feuerhölzer . . 7
4. Warum der schwarze Jaguar die Leute tötet . . 13
5. Der schwarze Jaguar, Wau-uta und der zerbrochene Pfeil 15
6. Die Geschichte von Haburi 19
7. Die Speerbeine 26
8. Die Zauberrasseln 29
9. Die Affenfrau 32
10. Die Frau, die vom Gespenst ihres Mannes getötet wurde 35
11. Du sollst nicht stehlen 37
12. Der Idiot, der fliegen wollte 39

Arowaken

13. Makonaura und Anuanaitu 40
14. Der Zauberarzt Makanaholo 53
15. Der Einsiedler und sein Hund 56
16. Arawanili, der erste Zauberarzt 58
17. Adaba 59
18. Woher die Aimara-Fische so schöne, große Augen haben 62
19. Wie der Ziegenmelker entstand 63
20. Der überlistete Waldgeist 65
21. Die Jaguarfrau 67
22. Das verliebte Faultier 69
23. Warum der Honig jetzt so selten ist 70
24. Der Mann mit der Brüllaffenfrau 71
25. Der Waldgeist mit den großen Ideen 73
26. Das Reh und die Schildkröte 75

Karaiben-Kalinya

Seite

27. Epetembo 76
28. Makunaima und Pia 78
29. Der Wunderbaum 81
30. Wie Krankheit, Elend und Tod in die Welt kamen 83
31. Warum die Kinder krank werden und schreien . 84
32. Hänge keinen, bevor du ihn hast 85

Akawoio

33. Serikoai 86
34. Die Amazonen 90

Arekuna

35. Akalapischeima und die Sonne 93
36. Wie die Fischgifte in die Welt kamen 96

Taulipang

37. Wie die Plejaden an den Himmel kamen . . . 105
38. Der Besuch im Himmel 109
39. Eteto 123
40. Das Augenspiel 131
41. Maiuag und Korotoiko 133
42. Jaguar und Regen 137
43. Jaguar und Blitzstrahl 139

Makuschi

44. Epeping-Orion 140
45. Die Plejaden 141

Indianer am Rio Branco

46. Der Maguary und der Schlaf 143

Indianer am Rio Negro

47. Die große Schlange 144
48. Der Schlangenpfeil 145
49. Der alte Aasgeier und seine Töchter 150
50. Wettflug zwischen Storch und Kolibri 153
51. Was die Äffchen sagen 154

Indianer am Amazonas

Seite
52. Der Kurupira und die Frau 155
53. Die Schildkröte und das Fest im Himmel . . . 157
54. Die Schildkröte und der Mensch 158
55. Die Schildkröte und der Riese 159
56. Wettlauf zwischen Schildkröte und Hirsch . . . 160
57. Schildkröte und Tapir 162
58. Schildkröte und Jaguar 164

Muysca (Chibcha)

59. Die Entstehung des Tequendama-Falles . . . 167

Tariana und Tukano

60. Jsi 168
61. Das Haus der Jungfrauen 173

Yahuna

62. Die erste Paschiuba-Palme 177

Tembe

63. Die Falken und die Sintflut 178
64. Die Tochter des Königsgeiers 180
65. Der Raub des Feuers 186
66. Der Erwerb der Nacht 187
67. Der Knabe und der Bakurao 188
68. Der rollende Totenschädel 191
69. Das Fest der Tiere 194
70. Der Ursprung des Honigfestes 195

Karaja

71. Kaboi 197
72. Warum die Sonne langsamer geht 198
73. Der Alligator und die streitbaren Weiber . . . 198
74. Die Zauberpfeile 200
75. Die Pirarukus 203

Cherente

76. Der Stern 206

Kaingang

Seite

77. Sintflut und Weltschöpfung 209

Are

78. Sintflut 212

Guarani

79. Die Zwillinge 213

Bakairi

80. Keri und Kame 216
81. Der Jaguar und der Ameisenbär 222

Munduruku

82. Der Welt Anfang 225
83. Die magische Flucht 227

Kaschinaua

84. Die Sintflut 229
85. Der Mond 232
86. Der wunde Mann, die Aasgeier und die Ratte . 241
87. Lehmhans 245
88. Wie der Hirsch die Kaschinaua den Ackerbau lehrte 246
89. Nasenbär, Taube und Faultier 249
90. Die Jaguarin, die ihre Enkel fraß 251
91. Wie der Zitteraal entstand 254
92. Wie die Wespe die Aasgeier betrog 257
93. Isch'tika, die Kröte 259
94. Der Krüppel, der sich in eine Schildkröte verwandelte 260
95. Die Ratte, die sich in die Fledermaus verwandelte 262
96. Der auferweckte Ameisenbär 264

Mosetene

97. Dohit 266
98. Die große Schlange 269
99. Von dem Regenbogen, Opito 271
100. Weshalb die Boaschlangen nicht Menschen fressen 272

Tumupasa-Takana

Seite
101. Der Wildschweinkobold 273

Yurakare

102. Tiri und Karu 275

Guarayu

103. Warum die Guarayu im Rausch ihre Frauen prügeln 282
104. Die Pfeilketten 283

Chane

105. Weltuntergang und Raub des Feuers 284
106. Die Erschaffung der Welt 287
107. Tatutunpas und Aguaratunpas Verheiratung . 291
108. Wie Aguaratunpa seinen Bruder nach dem Himmelsgewölbe schickte 296
109. Die Frau, die ihrem Manne nach Aguararenta folgte 297
110. Der Fuchs und der Jaguar 299

Chiriguano

111. Wie die Schildkröte den Jaguar tötete 301
112. Die Liebesgeschichte des Kolibri 302
113. Wettlauf zwischen Zecke und Strauß 302

Quichua

114. Das Mädchen, daß der Kondor raubte 303

Pehuenche

115. Der alte Latrapai 304
116. Die Totenbraut 309
117. Wettlauf zwischen Bremse und Fuchs 312
Quellennachweise und Anmerkungen 312
Verzeichnis und Erklärung der Abbildungen und des übrigen Buchschmucks 338

Karte von Südamerika als Beilage

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig

Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert

Jeder Band in Pappbd. M 8.—, in Halbleder M 18.—

Die Märchen der primitiven Völker:

Indianer-Märchen aus Südamerika. Herausgegeben von Theodor Koch-Grünberg. Buchausstattung von Hanns Anker. Mit einer Karte und 16 Tafeln. 1.—6. Tausend.

Die Märchenwelt der südamerikanischen Indianer ist noch sehr wenig bekannt, so daß das Material für diesen Band nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten zusammenzubringen war. Schöpfungs- und Heroensagen, die zum Teil wohl aus Naturmythen entstanden sind, wechseln mit einfachen Märchen, Tierfabeln und humoristischen Erzählungen. Zauberei und Verwandlungen mannigfacher Art spielen darin eine Rolle. Neben dem Humor, der die Freude des Indianers an drastisch-komischen Beispielen zum Ausdruck bringt, geht eine blühende Phantasie, die sich vielfach ins Groteske, bisweilen ins Unheimliche steigert, besonders bei den Märchen, die offenbar aus Fieberträumen entstanden sind.

Afrikanische Märchen. Herausgegeben von Carl Meinhof. Buchausstattung von Elisabeth Weber. Mit 16 Tafeln und einer Sprachkarte von Afrika. (Neue Auflage erscheint 1920.)

Tägliche Rundschau: Wer diese afrikanischen Märchen zu lesen beginnt, der hat bald den Frieden und die Heiterkeit, das Hoffen und die Ergebung, die aus vertrauter und liebender Naturbeobachtung, aus Ehrfurcht vor unbekannten und doch gewissen Lebensmächten, aus Heldenverehrung und Held-Sein, aus dem Ring von Schuld und Sühne, Mühe und Lohn immer zuströmen, wenn eben das Herz bereit ist.

Südseemärchen. Aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Havaii, Neu-Seeland u. a. Herausgegeben von Paul Hambruch. Mit 16 Tafeln. Buchausstattung von Elisabeth Weber. (Neue Auflage erscheint 1920.)

Propyläen: Die Märchen dieser primitiven Völker sind viel mehr mit der Wirklichkeit verknüpft als die Märchen der Kulturnationen. Ein starkes Heimatgefühl macht sich bemerkbar, eine Liebe zu der Insel oder der Inselwelt, aber auch die Schattenseiten werden nicht verborgen: Verschlagenheit, Rachsucht und Grausamkeit. Wir genießen diese schlichten Erzählungen, als hätten wir Literaturdenkmale aus Urzeiten vor uns.

In Vorbereitung:

Märchen aus Nordamerika und Mexiko. Herausgegeben von W. Krickberg.

Außereuropäiſche Märchen:

Kaukaſiſche Märchen. Ausgewählt und überſetzt von A. Dirr. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 1.—6. Tauſend.

Der Band umfaßt nicht nur eigentliche Märchen, ſondern auch andere Zweige der Erzählungsliteratur, wie Heldenſagen (Narten- und Ruſtam-ſagen), Polyphem- und Prometheusſagen, Tierfabeln, Schelmenſtreiche, Schildbürgergeſchichten u. a. Die Sammlung umfaßt das ganze Gebiet des Kaukaſus vorzüglich die Bergſtämme des eigentlichen (Großen) Kaukaſus und die bunt zuſammengeſetzte Bevölkerung Transkaukaſiens. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Aufzeichnungen ſtammt aus eigenen Aufzeichnungen. Wegen ihrer Unzugänglichkeit ſind die Märchen kaum der engſten Fachwiſſenſchaft bekannt.

Indiſche Märchen. Herausgegeben von Johannes Hertel. Mit ſieben Tafeln. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 5. Tauſ.

Preußiſche Jahrbücher: Ein reicher kulturgeſchichtlicher Stoff, der die Eigenart des Volkes deutlich erkennen läßt, iſt in dieſen Erzählungen geborgen. Die ganze Farbenpracht der indiſchen Vorſtellungswelt tritt in ihnen zutage, wir erkennen alle jene Vorzüge, die dem indiſchen Märchen das ihm eigene Gepräge geben: die Kunſt des Aufbaus, die bewußte Steigerung in der Wahl der Darſtellungsmittel und ihre wirkſame gegenſätzliche Verwendung. Kaum ein anderes Volk hat die Welt des Wunders ſo ſehr als die ſeine betrachtet als das indiſche. Unbewußt, denn für die Kinder verſchwimmen Geſchichte und Märchen, Wirklichkeit und Dichtung völlig ineinander.

Chineſiſche Volksmärchen. Überſetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Abbildungen chineſiſcher Holzſchnitte. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 19. Tauſend.

Hans Bethge in der Wiener Abendpoſt: Es ſind Stücke darunter, ſo blumenhaft ſchön und lieblich, daß man ſie als Perlen der Märchenpoeſie überhaupt bezeichnen muß. Die Phantaſie feiert Feſte in dieſen Märchen — und doch iſt alles wieder von ſo merkwürdiger Selbſtverſtändlichkeit. Anmut liegt über den chineſiſchen Märchen, aber manches iſt auch von einem ſtarken, düſteren Realismus — und dann wieder weht ein zauberhaftes, überirdiſches Klingen über die Geſchehniſſe hin. Richard Wilhelm, dem wir das verdienſtvolle, an ſorgſamer und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten öſtlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutſch gefaßt.

In Vorbereitung:

Altindiſche buddhiſtiſche Märchen. Herausgegeben von E. Lüders.

Arabiſche Märchen. (1001 Nacht in älteſter Geſtalt.) Herausgegeben von K. Dyroff.

Ägyptiſche Märchen. Herausgegeben von G. Roeder.

Deutſcher Märchenſchatz:

Muſäus, Volksmärchen der Deutſchen. 2 Bände. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit Holzſchnitten von Ludwig Richter. 13. Tauſend.

Kinder- und Hausmärchen. Geſammelt durch die Brüder Grimm. 2 Bände. Jubiläumsausgabe herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 14. Tauſend.

Deutſche Märchen ſeit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert. Buchausſtattung von F. H. Schneidler. 21. Tauſend.

Plattdeutſche Volksmärchen. Herausgegeben von Prof. Wilhelm Wiſſer. Buchausſtattung von Bernhard Winter. 14. Tauſend.

Europäiſche Märchen:

Nordiſche Volksmärchen. 2 Bände. Herausgegeben von Klara Stroebe. Band I: Dänemark und Schweden. Band II: Norwegen. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 14. Tauſend.

Ruſſiſche Volksmärchen. Überſetzt und eingeleitet von Auguſt von Löwis of Menar. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 15. Tauſend.

Balkanmärchen. Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von Auguſt Leskien. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 14. Tauſend.

Neugriechiſche Märchen. Herausgegeben von P. Kretſchmar. Buchausſtattung von F. H. Ehmcke. 10. Tauſend.

In Vorbereitung:

Isländiſche Märchen. Herausgegeben von Andreas Heusler.

Lettiſche und litauiſche Märchen. Herausgegeben von M. H. Böhm und F. Specht.

Finniſche und eſthniſche Märchen. Herausgegeben von Auguſt von Löwis of Menar.

Italieniſche Märchen. Herausgegeben von Walter Keller.

Türkiſche Märchen. Herausgegeben von F. Gieſe.

Außerhalb der Sammlung „Märchen der Weltliteratur“ erschienen:

Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum. Herausgegeben von A. Hausrath und A. Marx. Mit 23 Tafeln. br. M 10.—, geb. M 13.—

Kölnische Zeitung: Die griechischen Volksüberlieferungen sind fast nur in kunstmäßiger Umwandlung auf uns gekommen; wie reich sie gewesen sein müssen, verraten schon allein ihre Spuren in der Odyssee. Die geringe Zahl erhaltener griechischer Volkslieder läßt sich einigermaßen aus neugriechischen Quellen ahnend ergänzen; aber von ihren Abklängen in der Kunstpoesie ist das volkstümliche Gepräge notwendig verwischt. Leichter und ergiebiger ist es, die alten Märchen und Volkserzählungen trotz tiefgreifender Umgestaltung aus ihren künstlichen Hüllen annähernd herauszuschälen. Für diese dankenswerte Arbeit hat sich nun ein Sammlerpaar gefunden, das die Früchte seiner Gelehrsamkeit und seines Eifers in einem prächtigen Bande übergibt.

H. C. Andersen, Gesammelte Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen und Initialen von Gudmund Hentze. 4 Bände. (Neue Auflage in Vorbereitung.)

Düsseldorfer Tageblatt: Die Ausgabe enthält ungefähr ein Drittel mehr als die vom Verfasser selbst besorgte deutsche Ausgabe, niemand wird beim Lesen der neuen Stücke verkennen, daß viel neues dichterisches Edelgut zum alten hinzugekommen ist.

Lisa Tetzner, Vom Märchenerzählen im Volke. Mit Titelholzschnitten von Marie Braun. br. M 3.—, Pappbd. M 5.—. Vorzugsausgabe in 50 numerierten Exemplaren mit handkolorierten Abzügen von den Original-Holzstöcken in Halbperg. geb. M 10.—

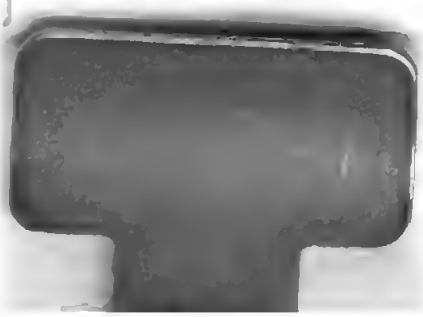
Im vorigen Sommer wanderte eine Künstlerin, des großstädtischen Kunstbetriebs müde, im Saaletal von Dorf zu Dorf, um den Kindern Märchen zu erzählen. Sie hat seither ihr Erzählen im Konzertsaal wiederholen, hat Lehrgänge in ihrer Kunst abhalten müssen, das Märchenerzählen ist durch sie zur Kunst geworden wie das Volksliedsingen; aber sie ist die gleiche geblieben und beginnt eben eine neue Fahrt durch das Ilmtal. Von ihren Erlebnissen im Sommer 1918 erzählt dieses Buch. Aber nicht bloß ein Stück Geschichte volkstümlicher Kulturarbeit bietet es, sondern seinen Hauptreiz bilden die entzückenden Schilderungen thüringischen Dorf- und Kleinstadtlebens, Gespräche mit Großen und Kleinen, Einblicke in Pfarreien und Schulen, reiche und arme Hausstände. Kurz ein echtes Volksbuch im Geiste Ludwig Richters!

---

3 0000 000 226 187

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

DEMCO



Digitized by Google